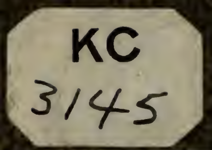
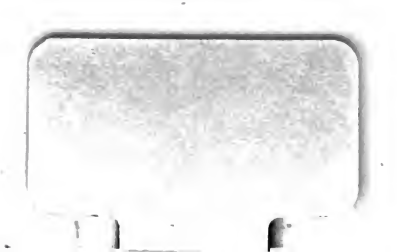

KC
3145

NEDL TRANSFER
HN 6FRZ .


HARVARD COLLEGE
LIBRARY



Die Geschichte von dem spanischen Baumeister und die Geschichte vom Leim und der Mariandl.

Zwei Erzählungen

von

C. Reinhold.

Stuttgart,
Druck und Verlag von Imle u. Krauß.
1837.

Die Geschichte von dem spanischen Baumeister.

Unter den Freunden und Dienern eines spanischen Granden befand sich Don Hernandez, ein Mann, der wegen seiner Kenntnisse und seines Geistes ebenso angesehen, als wegen seiner verschlossenen Gemüthsart und seines melancholischen Lebens den meisten Menschen ein Räthsel war. Dabei machte sein empfindliches, aufbrausendes Temperament eine unermüdliche und ängstliche Wachsamkeit seines Beschützers über ihn nothwendig, da es nicht selten geschah, daß sein Stolz von unbedeutenden Kleinigkeiten tief verlezt wurde. Don Hernandez war ein Baumeister, und solche, welche ihn näher kannten, wußten nicht genug die Gründlichkeit seiner Studien und die Vortrefflichkeit seiner Erfindungen zu rühmen. Um so mehr war es zu verwundern, daß ein so tüchtiger

Mann Jahr aus Jahr ein feierte und, statt mit seinem Pfunde für die Welt zu wuchern, dasselbe vielmehr gänzlich vergraben zu wollen schien. Der Grund war aber, daß Hernandez sein ganzes Sinnen und Trachten auf den Bau einer Kirche gerichtet hatte, und weil ihm bei der Saumseligkeit der Zeit keine Gelegenheit dazu wurde, sich ingrimmig in sich selbst verzehrte. Das Schlimmste war, daß sein Gönner selbst mehr und mehr einer frivolen Richtung sich ergab, die nun gar nicht in die Plane des Künstlers paßte. Denn gleichwie er eine äußere Kirche, ein heiliges Wohnhaus für Christen erbauen wollte, eben so bestrebte er sich auch, zuerst in sich selbst, und dann in Andern eine innere Kirche, eine Wohnstatt des heiligen Geistes selber zu erbauen. Einerseits aber stießen ihn die Aufgeklärten zurück, die ihre Glaubensartikel von Frankreich überkamen; andrerseits mochte er sich als ein feiner Mann doch auch nicht den tölpischen, aus keiner innern Ueberzeugung handelnden Mönchen in die Hände geben. Die Franzosen und Französischgesinnten haßte er aber noch überdies als Feinde und Unterdrücker des Vaterlands. Hätte er sich selbst zum Kampfe jugendfrisch genug gefühlt, so würde er wohl Richtscheit und Meißel weggeworfen haben, und zu den Guerillas gezogen seyn. Allein er hatte eine zu heilige

Achtung vor den Gesetzen der Individualität, und war entschlossen, einzig in der Kunst, der er sich ergeben, seine Kräfte zu verwenden. Was ihm aber selber versagt war, dazu erzog er sich einen Pflegesohn, einen schönen Knaben, den er eines Abends in seinem Arbeitssaale unter dem Modelle eines gothischen Münsters schlafend angetroffen hatte. Eifrigst unterrichtete er denselben in den mathematischen und physikalischen Wissenschaften, die er selbst vollkommen inne hatte; zugleich war er, als genauster Kenner der örtlichen Beschaffenheit des Landes, ein tüchtiger Lehrer in der Taktik, wie sie jenen Gegenden angemessen ist. Nimmt man noch dazu die glühende Begeisterung für die Freiheit und Selbstständigkeit seines Vaterlandes, so mußte der körperlich gewandte und starke Franzesko als ein gemachter Soldat aus seiner Schule hervorgehen. Neben diesen Studien jedoch, die ihn zu mancher glücklichen Erfindung in fremdem Fache begeisterten, versäumte er seine Kunst selbst im Geringsten nicht, ja die glühende Liebe zu derselben vermehrte sich noch, je weniger Aussicht er hatte, in solcher politisch bewegten Zeit ein würdiges Denkmal in ihr zu stiften. Vielleicht zu wenig achtete er die Liberalität seines Gönners, der ihn in Allem frei gewähren ließ. Er theilte jenen Stolz, den

wohl die meisten Künstler haben, indem sie, was ihnen freie Huldigung gewährt, als eine Art von pflichtschuldigem Tribut entgegen nehmen, was ihnen jedoch deshalb gerne verziehen werden mag, weil sie am wenigsten unter allen Menschen auf ein irdisches Capital angewiesen sind. Uebrigens bestrebte er sich, das Schloß des Don Enrico mit seinen besten Erfindungen auszuschmücken, freilich meistens mit einem kaum verhehlten Unmuth, da es ihm nicht verstattet war, seinen liebsten Gedanken, den Bau einer Kirche, in's Leben zu rufen.

So hatte er denn einige Jahre mit seinem Pflegesohn zusammen gelebt, und sich immer mehr von aller menschlichen Gesellschaft zurückgezogen, als er mit einem Male einen Schritt that, den auch seine nächsten Freunde nicht begriffen. Er verheirathete sich nämlich, obgleich schon ein ältlicher Mann, mit einem ganz einfachen Bauermädchen, die in ein nahes Kloster als Novize gebracht worden war. Arm und gänzlich ungebildet, wie sie war, wußte Niemand das Räthsel dieser Wahl zu lösen, wenn es nicht die wirklich blendende Schönheit des Wuchses war, die den Künstler verführte. Nur der Wille ihrer Verwandten hatte sie in das ihr ganz gleichgültige Kloster gebracht, und der Wille ihrer Verwandten führte sie auch nur einem ihr

ganz gleichgültigen Manne zu. Auch zeigte sich bald, daß er durch die unverträgliche rauhe Gemüthsart dieser Person, die von einem Geiste, wie dem seinigen, nicht einmal eine Ahnung hatte, nur eine neue Last auf sein ohnedies schon wundes Gemüth geladen habe. Sie schenkte ihm auch nur einen Sohn, und weiterhin blieb die Ehe ungesegnet. Uebrigens hing er an dem Geschöpfe mit einer abgöttischen Liebe. Je mehr er aber freilich ihr zu Gefallen zu leben suchte, um so mehr mußte ihn theils ihre Unempfindlichkeit kränken, theils das aufdringliche Wesen ihrer Verwandten belästigen und beleidigen, die ihm seine Unthätigkeit immer mehr und gröber zum Vorwurf machten, und ihn gar zulezt beschuldigten, er habe das Unglück in die Familie gebracht. In dieser Zeit überwältigte ihn auch manchmal der bitterste Unmuth so sehr, daß er sogar seine Kunst läßiger trieb.

Aufs Neue leuchtete jedoch die ganze milde Herrlichkeit seines edlen Geistes auf, als er, wie von einer inneren Stimme getrieben, zu dem Pflegesohn noch eine Pflegetochter aufnahm. Arme, durch den Krieg verunglückte Leute, die selbst das Kind als verlassene Waise zu sich genommen hatten, überließen ihm die fromme Beute, da er von der wohlklingenden Stimme des Mädchens ungewöhnlich gerührt schien. Auch hing sich die

kleine Juana sogleich mit einem lebhaften Entzücken an den Mann mit den schönen Augen. Denn er durchdrang sie mit der Liebe des Geistes, die es wohl mit den Banden des Blutes aufnimmt, wo zwei ähnliche Gemüther sich plötzlich in ihren eigensten Heimlichkeiten an einander gerissen fühlen. So ließ sie sich denn willig auf seinen Armen forttragen, und lief gern mit ihm, da sie ihm endlich zu schwer geworden war, durch Gestrüpp und Gestein und über schäumende Gießbäche hinweg. Es war die klarste spanische Nacht. Der Gesang der Schiffer wiegte sich eintönig vom Strome herauf. Das Wild wandelte freundlich über den Weg, und freute sich des Lichtes. Manchmal regte sich ein Vogel, als wollte er sich aufschwingen, aber der Traum zog ihn wieder nieder in das silberglänzende Gebüsch. Wenn ein Tritt das Geröll aufrührte, so raschelte manchmal ein Salamander ins Gras hinab, oder duckte eine Schnecke sich bedächtig in ihr Haus. Die ganze Natur war gleichsam schüchtern mitzusprechen, wo zwei Geister sich geheimnißvoll, gegenseitig ihren Vollgehalt vertrauten. Juana brach im Laufen wilde Waldblumen ab, und flocht einen Kranz daraus, den sie ihrem Beschützer auf den Kopf setzte. Dann stellte er sie wieder vor sich hin, hob sie auf, sah sie lange unverwandt an, und drückte einen

Kuß auf ihre Stirn; oder sezte er sich mit ihr, wenn sie ermattet schien, auf einen Stein, und zeigte ihr die seltsamen Versteinerungen, die auf dem Boden umherlagen. Der Weg nach seinem Hause war lang, gerade so weit, als der Mond in jener Nacht wanderte. Dabei war ihr Gespräch folgendes:

Hast Du keine Heimath, Kleine,
Hast Du keine Mutter mehr? —
Mutter ist Maria reine,
Heimath ist das weite Meer. —

Hat Dein Vater Dich verlassen,
Starb er in der blut'gen Schlacht? —
Einsam ging ich durch die Gassen,
Keine Thür ward aufgemacht. —

Sage, wer hat Dich erzogen,
Unterwiesen in den Tönen? —
Fischlein, wuchs ich in den Wogen,
Spielte mit Zigeunersöhnen. —

Und so soll ich wieder fliegen
Lassen, wilder Vogel, Dich? —
Nein, an Deine Wange schmiegen,
Schöner Jüngling, will ich mich. —

Siehst Du nicht die Locken grau,
Nicht die Furchen auf der Stirne? —
Ewig blüht die Himmelsau,
Und doch alt sind die Gestirne. —

Lernest Du der Liebe leben,
So von Stürmen umgetrieben? —
Sieh! Wie Luna Glanz muß geben,
So muß ich Dich, Vater, lieben. —

Willst Du geh'n in meine Hütte,
Engel seyn und sie beschützen? —
Höre nur die Eine Bitte:
Dir im Schooße will ich sitzen! —

Willst Du meine Kirche bauen
Mit den Tönen Deiner Stimme? —
Dir in's Auge will ich schauen,
Bis mein Blick in Nacht verschwimme. —

Willst zu Deiner Mutter flehen,
Sel'ger Königin, für mich?
Ueber Dir seh' ich sie stehen,
Lächelnd auf mich wonniglich.

Als der Baumeister mit seinem neuen Schützling bei seinem Hause ankam, wagte er nicht, das Mädchen sogleich und in der Nacht seiner Frau vorzustellen. Er machte ihr daher in einer Laube, die reich von Rebenlaub überblüht war, ein Bette von Feigenblättern und Blumen, hüllte sie in seinen Mantel, und bot ihr gute Nacht mit einem Kuß. Die Aufgeregte aber wollte nicht einschlafen, und bat ihn inständigst, sie nicht sogleich wieder zu verlassen. Sie sagte ihm dazu, mehr mit leidenschaftlichen Geberden, als mit Worten, daß im Hause drinnen Niemand seyn könne, der durch seine Gegenwart so vollbeglückt seyn, und in seinem Anblicke so sehr wie in einer Wiege ausruhen könne, als die kleine Juana. Er mußte ihr daher seine Hand lassen, und da er sehr dafür besorgt zu seyn schien, daß sie sich

endlich der Ruhe hingäbe, so stellte sie sich, als ob sie einschliefe, ohne doch seine Hand, als das sichere Pfand ihres Glückes, loszulassen. Sie konnte daher wohl heimlich zusehen, wie er mit der andern Hand nach einigem Sinnen mannigfaltige, vielverschlungene Linien in den Sand hin zeichnete. Sein Gesicht gewann dabei einen ungemein heitern, fast verklärten Ausdruck. Es ward der Zuschauerin endlich deutlich, daß er die Umrisse einer herrlichen Kirche entwarf, und bald hätte sie laut aufgeschrien, als sie gewahr ward, wie er zulezt mit ihrem eigenen Bilde, als einem an der Pforte sitzenden Engel, die Arbeit vollendete. Der Morgen stieg schon über dunkle einförmige Wolkenstreifen herauf, und bemalte das Grau des Himmels mit einem matten Roth, als Juana endlich aufspringen, und zum Morgengruße ihrem Vater herzhaft um den Hals fallen wollte. Er hatte aber eben den Blick ernsthaft auf die Thüre seiner Hütte gerichtet, und sie sah ihn au'fs Tiefste erschrecken, da gerade eine leichtverhüllte Frauengestalt, rasch über den thauigen Pfad hinhuschend, in die leicht geöffnete Pforte hineinschlüpfte. Mit gerunzelter Stirne blickte er einige Zeit vor sich hin, und maß dann mit Falkenblicken den verschwiegenen Baumgang, der vom Schlosse herabführte. Endlich nahm er die Kleine schweigend bei

der Hand, und führte die seltsame Braut seines Geistes in sein Haus ein. Nicht zum freundlichsten wurden sie von der Hausfrau empfangen, welche über nächtliches Umherschwärmen und Aufgreifen verlaufener Dirnen verschiedentliche bissige Reden fallen ließ, und nicht eher schwieg, als bis Juana sie dienstfertig auf einen kleinen Grasflecken in ihrem Morgengewande aufmerksam machte, wofür sie eine Ohrfeige zum Einstand bekam, aber doch für diesmal von dem Gekeife erlöst wurde. Ach! wie ganz anders erschien am Abend Franzesko! Er hörte nicht sobald von der kleinen Pflegeschwester, als er gleich herzlich auf sie zutrat, und sie umarmte. Dabei wußte er in den mannigfaltigsten Ausdrücken, und mit immer neuen reizenden Bildern das Glück zu schildern, das ihm durch diese Erwerbung widerfahre. Nicht minder war Juana hocherfreut. Es war eine so leichte, vornehme Herrlichkeit in allen Bewegungen des Jünglings, seine Glieder floßen in einer so schönen Harmonie dahin; dabei war jedes Wort, jede Gebärde so bedeutend, nichts von jenem sinnlosem Fappeln und Schwappeln, was den meisten Menschen anklebt, und wie so lieblich die Sprache, und wie so gewinnend das leuchtende Auge! Es war Juana in seiner Nähe, als ob sie sich nur in einem recht lebhaften, ganz harmoni-

schen Traume befinde; wie wir ja oft in solchen Träumen, an denen wohl die ganze Seele mit allen ihren Kräften webt, in wenigen Stunden ein ganzes Leben voll wunderbarer Herrlichkeit durchgenießen; oder wie wohl ein Dichter in der Stunde der Begeisterung eine ganze Welt vor sich auftauchen sieht, die zwar der irdischen gleicht, aber doch als eine fremde höhere erscheint, weil alle Herrlichkeit, die in der gewöhnlichen zerstreut liegt und ungebunden und unverstanden einzeln umher irrt, in dieser Dichterwelt in den Organismus weniger bedeutenden Gestalten vereinigt ist, und keine Lücken zeigt. So wurde denn auch das Zusammenleben der beiden Kinder von selbst zu einem Gedichte. Und da Hernandez die Fäden, an welchen diese goldenen Stunden sich abspannen, nicht allein zuerst zusammengeknüpft hatte, sondern auch fortwährend regierte, und zu immer neuen und schöneren Verbindungen verschlang, so durfte er sich wohl den Genuß des schaffenden Poeten dabei zueignen. Juana lehrte den Bruder Zigeunerlieder singen, und wie die Vögel im Walde pfeifen, deren Stimmen sie glücklich nachzuahmen wußte; dazu erfand sie selbst gar manche Melodie; auch hatte sie sich von den Schlachtgesängen der Guerillas viele gemerkt; ferner zeigte sie ihm alle ihre kleinen Schwimmer- und

Fischerkünste, und erzählte ihm Mährchen von Nixen und Kobolden, wie sie solche von den alten Waldmüttern gelernt hatte. Dagegen unterwies Franzesko sie im Reiten und Schießen, lehrte sie die Kräfte und Gesetze der Natur kennen, sagte ihr die Namen der Blumen und der Steine, und zeigte ihr, wie der Künstler daraus Schmuck und Zier für seine Werke sich bildet; nebenbei ward sie seine gelehrige Schülerin in der Mathematik, und in der Kunst zu zeichnen, und oft, wenn der Tag in einen goldenen Abend verschwamm, wußte er durch seine eigenen begeisterten Phantasieen auch sie zur Improvisation in der schönen Zaubersprache jenes Landes anzuregen. Beide halfen dem Meister getreulich seine großen Erfindungen auszuzeichnen, Risse und Durchsichten zu entwerfen, und die einzelnen Theile mit mannigfaltigem Schmuck auszuzieren. Oft fanden sie wunderbare Pflanzen auf, die der Alte selbst noch nicht gekannt hatte, und die seine Kunst mit neuen Mitteln bereicherten. Er erzählte dann während der Arbeit den Beiden Legenden und Heiligengeschichten, und die Großthaten der Vorfahren. Es war keine Kapelle, kein Gnadenbild, kein Berggipfel, keine Schlucht in der Umgegend, wovon er nicht etwas Bedeutendes beizubringen gewußt hätte. Daher wurde auch eben die ganze

Gegend zur doppelten Heimath für die Kinder. Wie ihr eigenes junges Liebesleben, so wuchs auch das ganze Leben ihres Geistes in der Sierra an. Der Fluß, auf dem sich ihr Kahn schaukelte, und die Dichter, die einst an seinen Ufern gewandelt hatten; der Wald, worin sie jagten, und die kriegerischen Abenteuer, die sein geheimnißvolles Dunkel barg; die Kapelle, worin sie beteten, und die Heiligen, deren Gedächtniß ihre schweigenden Steine bewahrten, — das Alles wurde ihnen zu eben so nothwendigen Wurzeln ihres Daseyns, wie das Haus, in dem sie lebten, und aus der Liebe ihres Vaters ihre nächste Nahrung sogen. Was hätten sie aber auch nicht für diesen gethan und gelitten! Wahrlich, man konnte nichts Schöneres sehen, als wenn er, von Beiden umschlungen, mit leuchtenden Blicken da saß, und sich irgend eines wohlgelungenen Entwurfes freute! So hatte er denn nach und nach mit ihrer Beihilfe die umfassendsten und i'ns Einzelnste ausgeführten Vorarbeiten zu einer großen Kirche, wie sie für die nahe liegende Stadt gepaßt haben würde, vollendet. Nicht allein der architectonische Theil war mit seltener Vollständigkeit ausgeführt, sondern auch der Schmuck, den Malerei und Sculptur leihen sollten, mit liebender Sorgfalt entworfen. Vom ernsten dunkeln Portal an, das mit reich in

einander verschlungener Bildhauerarbeit verschwenderisch bedacht war, stellte der lange Gang schlanker Säulen in scheinbarer allmähliger Erhebung bis zu dem Chore und dem Hochaltar hinauf, der von dem geheimnißvollen Lichte gemahlter Scheiben umgossen war, recht eigentlich den Pilgerweg der Seele von der Erde zum Himmel dar. Gleich die Sculptur des Portals schien dem Eintretenden, dem ihr Reichthum erst eine Weile anzuhalten gebot, sagen zu wollen, daß er sich erst von dem Zauber der irdischen, heidnischen Natur, welche selbst nach Erlösung ringt, zu reinigen habe. Daher waren in vielen Bögen, die in verschwenderischer Fülle hinter einander hervorquollen, eine Menge von Mythen symbolisch dargestellt, welche jenen schmerzlichen Kampf der sinnlichen Natur mit dem Göttlichen ausdrückten. Da war die Geschichte von Prometheus abgebildet, wie er den göttlichen Funken stiehlt, Menschen bildet, und zulezt am Felsen angeschmiedet ist, wo Geier seine Brust zerhacken. Da waren die Kämpfe der Titanen vorgestellt, wie sie vergebens den Himmel stürmen; auch sah man mehreres aus der Geschichte des Odysseus, wo namentlich die Verlockung der Sirenen einen bedeutungsvollen Ausdruck hatte. Irion, der an's Rad gebunden ist, Sisyphus, der den

Stein wälzt, und die Qual des Tantalus stellten sich dar. Dazwischen schlangen sich wunderbare Pflanzen hinauf, mit goldenen Früchten beladen, unter denen Gorgonenhäupter hervorblickten. An hohen Palmbäumen ringelten sich Schlangen empor, als wollten sie in den Himmel steigen, und schnappten nach Vögeln, die oben vorüberflogen. Drachen und Seeungeheuer arbeiteten sich zwischen den Feldern hervor, und jagten spielende Amoretten in die Flucht. Nach der Spitze des Bogens zu sah man verschiedene Weise des Alterthums auf Berggipfeln sitzen, die über eine große Fluth hervorragten, über welche Sänger, auf Delphinen reitend, hinzogen. Als Krone der Spitze aber waren die beiden Kinder als Engel abgebildet, welche, indem sie sich lieblich umschlungen hielten, mit niedergeneigten Köpfchen halb zu schlafen, und in die wogende Masse aller jener Abbildungen, wie in ein Traumspiel herunterzublicken schienen. Trat man nun in die Kirche ein, so schloß sich an das Portal die Orgel, über welcher durch eine Rosette von gemalten Fenstern ein mysteriöses Licht hereinbrach. Durch die Orgel wollte der Künstler darstellen, wie das irdische Element in seiner Eigenmacht gebrochen, und im Dienste der Heiligen verklärt wird; daher er dieselbe als einen leichten, mannigfach durch-

brochenen Krystallfelsen bildete, an dessen Säulen sich goldenes Laubwerk reich emporrankte, und, indem es die Massen immer inniger und enger umarmte und zusammendrückte, und so immer sehnsüchtiger zu einer Krone zusammenstrebte, endlich in einen weiten Blätterkelch auslief, auf welchem eine Rose, wie eine entzündete Opferflamme ruhte. Indem es aber nur das Licht des Himmels selbst war, was der Rose ihre wechselnde Färbung gab, im stetigen Kreislaufe des Tages und der Nacht, so war es wie das in immer gleicher Herrlichkeit wiederholte Geheimniß der Erlösung der Natur durch die göttliche Gnade anzusehen. An den Wänden und Säulen begann nun die Geschichte des Heils, in erhabenen Schildereien dargestellt. Unten sah man die Patriarchen, die Propheten und die Sibyllen, alle weit über Lebensgröße ausgeführt. Ueber diesen umschloß die ganze Kirche ein Ring von Malereien, die die Geburt, das Leiden und den Tod des Erlösers darstellten. Die Auferstehung und die Transfiguration und die andern heiligsten Geheimnisse nahmen die Decke ein. Hatte man Alles dies gesehen, so trat man über mehrere breite Stufen, die durch einige Absätze abgetheilt waren, endlich in den Chor; hier glaubte nun das berauschte Auge in den Himmel selbst hineinzu-

schauen. Ueber die bunten Fenster war leuchtend die verwirrende Menge der heiligen Engelschaaren ausgebreitet, ein jubelndes Gedräng, durch welches das irdische Licht nicht mehr durchbrechen konnte. Das Altarblatt zeigte die Mutter mit dem Kinde, wozu der Künstler sich ein Gemälde des Murillo auserwählt hatte. Der starren gedrungenen Orgel gegenüber sollte der Altar ganz leicht ausgeführt seyn, wie ein Adler mit ausgebreiteten Schwingen, worauf das gläubige Auge sich die heilige Dreieinigkeit selbst ruhend denken könnte.

Kaum mag dies als ein schwacher Umriß der erhabenen Idee des Don Hernandez genügen, woran, wie ich schon erzählte, Franzesko und Juana eifrig mit ihm arbeiteten. Je mehr sich nun der Künstler in diesen Lieblingsplan vertiefte, um so unerwarteter mußte es ihm kommen, als ihn sein Gönner plötzlich zu einer äußern, aber freilich ziemlich entgegengesezten Thätigkeit aufrief. Das alte Schloß nämlich, mit seinen wunderbaren schwarzen Schnörkeln und seinen tausend Erinnerungen an die finstere Vorzeit, behagte dem lebenslustigen, frivolen Besitzer nicht mehr. Wie er seine Seele französisch umgemodelt hatte, so wollte er auch in einem Palaste nach französischem Geschmacke wohnen; und einen solchen ihm zu bauen, forderte er unsern

Künstler auf. Auch war dieser sogleich dazu entschlossen, da nach so langer Ruhe ihm jede Thätigkeit willkommen war, und da er gern dem tieferen Streben in seiner Brust, das sich gegen einen solchen Auftrag auflehnte, auch aus Dankbarkeit gegen seinen Beschützer Schweigen gebot. Er ging daher sogleich an die Arbeit und entwarf ein Lustschloß, so wie er es dem Range und den Neigungen des Bauherrn angemessen glaubte. So sehr jedoch dieser den Plan an sich gut fand, so vermißte er demungeachtet daran mehrere jener reizenden Einzelnheiten, welche ein verzärtelter, wollüstiger Geschmack forderte. Mit Schmerz bemerkte Hernandez, daß sich sein Herr immer tiefer in die Netze verwickle, die ihm ehrsüchtige Männer gestellt hatten, indem sie ihn durch das Mittel einer gottlosen Lebensphilosophie auf die französische Seite lockten. Dennoch wurde der Künstler nicht müde, immer neue Plane zu entwerfen, und bald so üppig, daß er vor den Kindern erröthete, wenn sie ihn bei der Arbeit trafen. Da aber der ruchlose Lebemann immer noch den Kopf schüttelte, und auch solche allmählige Verbesserung niemals gut thut, so entschloß sich endlich Hernandez, dem tollgewordenen Rosse den Zügel schießen zu lassen. Rennt denn, rief er, als er vom Schlosse kam, rennt in den

Abgrund, wenn Ihr es selbst nicht besser haben wollt! Und kann ich nicht Gott eine Kirche aufrichten, ei nun, so will ich dem Teufel eine Kapelle bauen. Sogleich zerriß er alle bisherigen Plane. In einigen Tagen, die er ganz für sich zubrachte, verschlang er mit einer rasenden Geschwindigkeit arabische Mährchen, den Ovid und die Bücher des Tasso, worin er Armidens Gärten beschrieb. Ganz abgespannt kam er endlich aus seinem Versteck hervor. Aber er hatte auch indessen das Unglaubliche geleistet, hatte einen Plan hingezaubert, in dem alle Gluth und aller sinnliche Reichthum jener Bücher wollüstig zusammen geballt zu seyn schien. Sein Gönner war entzückt, und hing ihm sogleich eine goldene Kette um den Hals. Er wollte die Ausführung keinen Augenblick verschieben, daher die Materialien nun bald, wie vom Sturmwinde zusammen getrieben, bereit lagen. Eine Masse von Arbeitern wurde angestellt, großer Lohn versprochen, die Geschäfte ausgetheilt, und Hernandez zum unbeschränkten Herrn über die Ausführung gesezt. Der Garten um das Hauptgebäude her sollte zugleich eingerichtet werden. Da ward nun gegraben, gehauen und gemeißelt. Neben den beim Baue Angestellten fand sich bald eine Masse neugieriger Fremder ein. Das Volk, das im Grunde des Herzens

die Sache mit Abscheu ansah, war doch zufrieden, daß es so viel Arbeit gab. Hernandez war aus seinem stillen Leben herausgerissen, und konnte sich mit Recht einen mächtigen König dünken; denn auf seinen Wink pulsirte der ganze ungeheure Organismus. Auch erschien er wie verwandelt. Sein Tritt war jezt stolz, fast übermüthig, in seinen Augen brannte ein dunkles, unheimliches Feuer. Der Schwindel riß ihn mit fort. Der sonst so verschlossene Mann war jezt Vielen zugänglich, und nahm gerne den gerechten Tribut der Bewunderung an, der ihm von allen Seiten gezollt wurde. Auch mit seiner Frau schien auf einmal eine Veränderung vorgegangen zu seyn. Der Glanz, in dem Hernandez so plötzlich auftrat, blendete sie, so daß sie sich mit einer Art von Liebe zu ihm wandte, obgleich sie ihn eigentlich fürchtete, wenn sie ihn oft wie einen zürnenden Jupiter durch die Reihen seiner Arbeiter gehen sah. Sie bereute, daß sie ihn bisher so verkannt, oder eigentlich, daß sie von sich selbst bisher eine zu geringe Meinung gehabt hatte. Daher suchte sie jezt sehr zärtlich gegen ihn zu seyn. Aber freilich, wenn er sich Mühe gegeben hätte, tiefer zu sehen, so hätte er gemerkt, daß diese plötzliche Weiche seiner Frau noch einen ganz andern Grund habe; denn das harte Herz

war wirklich nicht unempfindlich geschaffen. Ohne daß sie es sich selbst gestehen mochte, hatte sie seit längerer Zeit den jungen Franzesko mit ganz andern Augen, als früher, angesehen. Schon manche Nacht hatte sie in bittersüßen Gedanken verweint; schon manchen Morgen, mit Stichen im Herzen, den schönen Jungen in den Nebel hinausreiten sehen. Gern hob sie, was er berührt hatte, wie ein Heiligthum auf, und wenn er abwesend war, konnte sie Stunden in seinem kleinen Zimmer verträumen. Ja, sie machte nun in der Stille manchen Versuch, sich besser zu bilden und wurde selbst von einigen Talenten überrascht, die sie früher nur hatte brach liegen lassen. Das deutlichste aber war, wenigstens für Juana, die kaum verhehlte Eifersucht, der fast tödtliche Ingrimm, mit dem die Augen der Frau in unbewachten Augenblicken manchmal auf ihr ruheten. Ja, es war kein Zweifel, sie liebte den Franzesko mit aller Innigkeit und Gluth eines unerfahrenen und unschuldigen Herzens — wirklich unschuldigen; denn von jenem Morgenspaziergang, der in Hernandez einen Argwohn erregt hatte, war sie wirklich mit reinem Herzen zurückgekehrt, obgleich die Zudringlichkeit eines vermummten Mannes, der die Leichtgeschürzte überraschte, ihr so schweren Stand gemacht hatte, daß

sie sich nur durch die Flucht hatte retten können. Sie liebte den Franzesko, sie betete ihn an, sie wäre für ihn gestorben. Aber das dunkle Feuer, das in ihrem Herzen brannte, warf ihr kein Spiegel des Bewußtseyns zurück. Die heiße, allgewaltige Empfindung verschlang jeden prüfenden vergleichenden Gedanken. Sie wußte nicht, wie tief der süße Pfeil in ihre Brust gedrungen war, und lebte so hin, ohne Plan, ohne Ziel, ohne Tugend, ohne Verbrechen, in einer athemlosen Gewitterschwüle. Hernandez mochte übrigens auch deshalb wenig davon gewahr werden, weil er seine Pflegekinder seit dem Anfange des Baues ziemlich sich selbst überließ, und ihnen etwas entfremdet wurde. Das schöne, stille Leben, das sie bisher zusammen geführt hatten, erschien ihm in seiner jetzigen laut und stürmisch bewegten Thätigkeit als ein lieblicher Traum, der nur in leisen Nachwehen in das Erwachen hinüberklingt. Auch mochte ihn das Mißverhältniß verlegen machen, das sich zwischen seiner früheren und seiner gegenwärtigen Beschäftigung zeigte. Wohin waren nun all jene begeisterten Plane, dem heiligen Christ eine erhabene Wohnstatt zu bereiten! Wehmüthig ferne standen die holden Genien, die zu jenen Entwürfen Farben und Melodieen geliehen hatten; kopfschüttelnd blickten sie in das emsige Ameisengewühl her-

über, das sich nur im Dienste der menschlichen Eitelkeit regte. Diese kühlen Grotten, diese sinnlichen Bosquete, diese versteckten Badehäuser, von der üppigsten Vegetation die üppigste Kultur mit einem absichtlichen Scheine reizender Unordnung umwuchert, wie sonderbar stach das Alles ab gegen die ernsten Hallen jener Kirche und ihre tiefsinnigen Geheimnisse. Dann im Wohnhause selbst, mit welcher sinnreichen Consequenz war Alles darauf berechnet, jezt der tollsten, gedankenlosesten Lust, und nebenan der entnervten, süßesten Ruhe die erwünschteste Umgebung zu schaffen. Da wechselten Säle mit versteckten Kabineten, eine Bildergallerie im edelsten Style mit Schlafgemächern voll des raffinirtesten Schmucks; da war Licht und Schatten so fein berechnet, Nacht und Tag so neckisch vertheilt; da sah man einen Tanzsaal, mit weichen Teppichen ausgelegt, ringsum mit Spiegelwänden versehen; die ausgelassensten Geschichten der griechischen Götterwelt drängten sich in schweigsamer Lüsternheit aus allen Wänden hervor; alles war so kunstvoll darauf eingerichtet, jede gesunde Lebensordnung umzukehren und einen verirrten Sinn in einer Zauberwiege in unaufhörlichen Träumen besinnungslos zu schaukeln. Und der Dichter dieser ganzen leichtsinnigen, schwelgerischen, regel- und maaßlosen Be-

nushymen war der ernste Hernandez. Wer mochte ihn schelten? Er that, was von ihm gefordert wurde. Er that es mit tiefer Selbstüberwindung; aber wo sein Geist einmal ein Denkmal aufzustellen hatte, da sollte es auch auf die eigenthümlichste und umfassendste Weise geschehen; da sollte sein Gedanke glänzend und überwältigend in ein volles Ganze herausgearbeitet dastehen, und Stein und Farbe in der verständlichsten Zunge reden. Leider aber ist das Werk eines rechten Künstlers nicht ein todtes, bloß gemachtes, das er mit freier Willkür von sich stoßen könnte. Es gewinnt eine Seele; ja eine Seele, die sich mit dem besten Herzblute des Künstlers nährt. Und diese Seele fängt an, erst leise, dann vernehmlicher und immer vernehmlicher mit ihm zu reden, und zieht ihn hinab in ihre eigene Tiefe, die er selbst kaum ahnte; mächtig zehrt sie an ihm, gewaltthätig ringt sie mit seinem freien Willen. Und wo er Herr zu seyn und nach Gefallen mit seinem Werke schalten zu können glaubte, da wird er Sklave und muß sich seinem Kinde unterwerfen; wie uns die Griechen von Pygmalion so schön erzählen. Daß auch Hernandez von dieser Zaubergewalt des Geschaffenen litt, das empfand weniger er selbst, als die beiden Pflegekinder es schmerzlich gewahr wurden. Er

hatte schon überhaupt wenig Muße mehr, sich ihnen zu widmen. Aber auch die Stunden, die er ihnen noch gönnte, glichen nicht mehr den früheren. Von seiner Arbeit vermied er zwar zu sprechen, ja er suchte die beiden ängstlich von aller näheren Kenntniß derselben abzuhalten. Allein die früheren Entwürfe mochte er eben so wenig berührt haben; da aber die Kinder so ganz in dieselben hineingewachsen waren, daß auch in den unbedeutendsten Dingen Anklänge daran laut wurden, so ward manche Wunde auf beiden Seiten geschlagen, und die Gegenwart seiner ehemaligen Lieblinge bekam für ihn etwas Beengendes, da in ihnen sein eigenes früheres Streben als Kläger gegen ihn aufzustehen schien. Weil sie nun auch nicht mehr für ihn zeichnen durften, so fing die Unterhaltung an, dürftiger zu werden. Nach ihren sonstigen Beschäftigungen fragte er wenig mehr. Franzesko's Kriegslust und Sehnsucht, den Kämpfern des Vaterlandes sich anzuschließen, mochte er jezt, als der hochgeschäzte, reichbelohnte, und als solcher vor das Publikum hingestellte Diener eines angesehenen Hauptes der Gegenparthei nicht weiter nähren. Der Jüngling verschoß daher seine Uebungskugeln und improvisirte seine Schlachtgesänge ohne die Belohnung des väterlichen Beifallnickens. Ebensowenig mochte Her-

nandez sich mehr an Juanas Melodieen erfreuen; der reine, strenge Klang der unschuldigen, kindlichen Stimme schien ihn in seinen künstlichen Combinationen für die weltliche Ueppigkeit zu stören. So häuften sich denn die Mißverständnisse, aus den Mißverständnissen wurden Reibungen, aus den Reibungen offen eingestandene Uebellaune. Daher schien er es zufrieden zu seyn, daß die Kinder, um ihrem Wohlthäter nicht lästig zu fallen, sich unmerklich mehr und mehr von ihm entfernten und ihr Wesen auf eigne Faust forttrieben. Sie selbst wurden dadurch nur noch inniger an einander geknüpft und betrachteten sich gerne als die Unzertrennlichen. Sie erfreuten sich an dem lustigen Treiben des Baues auf ihre Weise, ohne doch zu viel Antheil zu nehmen. Nachts jagten sie sich auf den Steinen und Gerüsten umher und sangen sich von schwindlichen Plätzen aus Scherzlieder zu. Wenn dann der Mond seinen Würfelschein auf den stillen Plan warf, bauten sie sich aus dem verworrnen Material Mährchenschlösser, hängende Gärten, Inseln und Brücken, worauf sie wie verzauberte Königskinder umherwandelten und einander mit tiefem Anstande ihre Herzensgeheimnisse vertrauten. Mit manchen von den Arbeitern, guten Leuten aus dem Gebirge, waren sie schon früher bekannt gewesen und wurden es

jezt durch sie mit mehreren. Daher sammelte sich dann oft eine stille Gemeinde um sie, die mit leuchtenden Augen auf ihre Mährchen und Legenden, nicht selten auch auf ihre Erzählungen kriegerischer Abenteuer, und auf ihre vaterländischen Kampfgesänge horchten. Ja, ihre unbefangenen, anmuthigen Reden, ihre ungekünstelte Freundlichkeit, ihre einfachen und verständlichen Spiele mit dem Schönsten und Erhabensten verschafften ihnen von Tag zu Tage mehr Gönner unter dem Volke und die Leute thaten ihnen gern jeden Gefallen. So ward manch abenteuerliches Spiel ausgedacht und sogleich ausgeführt. Juanas Lieder wurden von den wohlklingensten Stimmen begleitet. Jagdstückchen und Schifferkünste wurden ihnen gewiesen, und das liebliche Schwärmen dauerte manchmal fort bis der Tag graute. So verbreitete sich denn bald der Gedanke unter dem ernsten, zum Uebernatürlichen geneigten Volke, daß auf den beiden Kindern eine besondere Weihe ruhe. Und wie man den Don Hernandez als einen Hexenmeister anstaunte und fürchtete, so liebte man sie als die Schutzengel des Baus, die dem unheiligen Werke Verzeihung von oben erflehen sollten.

Leider blieb ihr liebliches Treiben nicht ungestört, weder von Hernandez selbst, noch von seiner Frau. Jener hatte nemlich nach und nach zu bemerken geglaubt,

daß die Arbeiter aufsätzig werden, den Bau und den Zweck desselben laut zu tadeln anfangen, und den Versprechungen des französisch gesinnten Herrn einen patriotischen Trotz entgegensetzen. Und da ihm zu Ohren gekommen, daß durch Franzesko's nächtliche Improvisationen dieser unzufriedene Sinn genährt werde, so sah er sich, wenn gleich gegen seine eigne Herzensmeinung, genöthigt, jenen Zusammenkünften Schranken zu setzen. Er verbot daher den Arbeitern, sich Nachts auf dem Bauplatze umherzutreiben, und gab dem Jüngling einige, wenig ernstlich gemeinten Verweise, die derselbe bescheiden hinnahm. Freilich wurde den Kindern dadurch eine ihrer liebsten Freuden gestört, aber sie opferten dieselbe willig, da sie einsahen, daß ihrem Wohlthäter eine Unbill daraus erwachsen könne.

Aergerlicher war die Störung, welche seine Frau in ihrem Verhältnisse zu machen versuchte. Freilich war es im Grunde auch ihr nicht zu verargen, wenn ihr endlich die Augen aufgingen und sie mit Schrecken und Unmuth auf ein ödes, freudenloses Daseyn zurückblickte, ihr liebstes Glück aber, das ihr vor den Augen umherwandelte, durch eine strenge Schranke von sich getrennt sah, wenn sie dann bedachte, verglich, das Verborgenste ihres Herzens aufwühlte, wenn sie sich ver-

sucht fühlte, dem Schicksal zu trotzen, wenn ihre heiße Sehnsucht durch den Reiz des Verbotenen noch gesteigert wurde, wenn sie endlich ihren Wünschen eine Zunge geben wollte. Es war eben in einer jener süßen Mondnächte geschehen, daß sie zur Besinnung gekommen war. Hernandez war zu einem Feste auf dem alten Schlosse geladen, und der zärtliche Abschied, den er von ihr nahm, hatte sie mit einer recht widerwärtigen und unheimlichen Unruhe gepeinigt, deren sie kaum Meister werden konnte. Der starke Druck seiner kalten Hand hatte sie ordentlich durchschauert. Die grauen Locken, die reich über sein ehrwürdiges Haupt hinunterfielen, kamen ihr, sie wußte selbst nicht recht warum, wie züngelnde Schlangen vor, die ihr innigstes Gefühl verhöhnten, und Gift auf ihre blühenden Wangen spritzten. Freudenverderber! Seelenverkäufer! Despot! schalt es aus ihrem innersten Herzen gegen ihn herauf. Sie sah ihn genau, durchdringend an, musterte recht mit bitterer Behaglichkeit alle Zeichen des Alters an ihm: er dünkte ihr unbeschreiblich hart und frostig. Ihre Jugend flatterte ängstlich von ihm weg, wie ein Vogel, der sich fürchtet, an ein Eisfeld anzufrieren. Als er endlich weg war, ging sie mit großen Schritten durchs Zimmer; ihr Busen wogte, ihre Wangen glühten, sie riß das

Fenster auf und ließ den Abendwind in ihren schwarzen Haaren spielen. Dann stürzte sie sich auf ihr schlafendes Kind zu, küßte es, und stieß es wieder zurück, warf sich auf die Kniee und riß sich gewaltsam wieder empor. Das arme Weib war die Beute ihrer unverstandenen Leidenschaft, fühlte den Sturm in sich rasen, und wußte doch nicht, wie ihn stillen? wie ihn bekämpfen? Franzesko und Juana hatten aus dem nächsten Zimmer Alles mit angesehen, und ein unheimliches Bangen trieb sie fort. Sie eilten daher weg nach dem Bauplatze, um sich im Mondlichte wieder heiter zu baden. Sie wußten nicht, daß die Frau ihnen nachschlich. Wirklich fanden sie sich auch bald in den alten Scherzen wieder, kletterten auf den Gerüsten herum und haschten sich, führten selbst erfundene Tänze auf, warfen sich mit Blumen und Früchten, machten sich den Hof, indem sie die Mäntel auf eine abenteuerliche Weise drappirten, — wobei sie denn auch nicht vergaßen, die eben gesehene Scene zwischen der Grandezza des Don Hernandez und der Tollheit seiner Frau nachzuahmen, — und thaten sonst was Ort und Zeit angemessen war! Franzesko wollte einmal einen günstigen Augenblick benützen und Juana umarmen, was er noch nie zu thun gewagt hatte. Juana entlief ihm aber, und da er ihr

mit umgehängter Guitarre so schnell nicht folgen konnte, so sezte sie an ein marmornes Badehaus mit plattem Dach, das nicht allzu hoch und mit Zweigen von Orangebäumen überhangen war, eine Leiter an, kletterte rasch hinauf, und warf dann die Leiter um. So saß sie, als ihr Verfolger ankam, schon auf einer vorderen, über den Arm eines Weihers ziemlich hervorspringenden Ecke des Daches, und lachte ihn, indem sie mit niederhängenden Beinen lustig schaukelte, nicht wenig aus, daß er nun um das Wasser her laufen mußte, um sie nur sogar aus einiger Ferne zu sehen. Eine Romanze! rief er herüber. Ja, ja, eine Romanze, rief sie wieder, und gab ihm gleich mit heller Simme die Tonart an, damit er auf der Guitarre präludiren sollte. Dann begann sie folgender Gestalt zu singen:

Ueber'm See, was seh' ich scheinen?
Ueber'm See, was hör' ich klingen?
Ach! den Wind nur hör' ich weinen,
Seh' den Bliz nur auf sich schwingen.

Franzesko antwortete von drüben:

Wohl mit Weinen und mit Blizen,
Muß die Nacht viel Klage führen;
Da Du mußt gefangen sizen,
Schöner Mond, der sie soll zieren.

Darauf Juana:

Auf der Wogen Spiegel schwebet
Eine solche süße Stimme,
Daß mein Herz in Ahnung bebet,
Daß Don Felix zu mir schwimme.

Er.

Schöne Mohrin, wohl mit Grunde
Dachtest Dir, daß, wie das Eisen
Zum Magnet, die heiße Wunde
Meiner Brust zu Dir muß weisen.

Sie.

Minder weiß Don Felix nicht,
Daß in Nacht Suleikas Seele —
Seufzend liegt, daß sie dem Licht
Seines Liebens sich vermähle. —

Er.

Aber ach! die Welle brandet
Und zerschellt am starren Thurme. —
Aber ach! die Liebe strandet
In des Glaubenskampfes Sturme. —

Sie.

Ach! es darf des Mondes Strahlen
Nicht der finstre Kerker saugen. —
Ach, nicht grüßt der Sehnsucht Qualen
Liebes Licht aus Deinen Augen. —

Er.

Doch durch Klippen, doch durch Wellen
Stürzt Don Felix mit Vertrauen. —
Seiner Liebe Segel schwellen
Stolzer in des Wetters Grauen. —

Sie.

Doch Suleika spinnt, gefangen,
Zauberfäden still im Glauben. —
Liebe lernt die List der Schlangen,
Hat sie gleich den Sinn der Tauben. —

Er (indem er näher heranrudert).

Könntest Du den Zauber spinnen,
Dich zu mir herabzuheben —
Meinen Glauben ohn' Besinnen
Wollt ich für das Wunder geben. —

Sie.

Und so höre, was ich frühe
Von der alten Mutter lernte. —
An den Busen ohne Mühe
Sollst Du schließen die Entfernte. —

Hier pflückte Juana eine reife Orange.

Siehst Du diese Frucht voll Gluth
Saftig in der Hand mir blinken? —
Ihre Rinde soll mein Blut,
Quelle meines Lebens trinken. —

In die Rinde wollustvoll
Ritz' ich Deines Namens Züge, —
Wie sie in der Hand mir schwoll,
Als ob Leben in ihr schlüge! —

Juana schrieb auf die Orange.

Und hinab nun! — Rasch verschlinge
Die geweihte Frucht der Lust! —
Und die Nacht auf weicher Schwinge
Trägt mich gleich an Deine Brust. —

Und Juana hatte die Frucht hinabgeworfen, und Franzesko ihrem Befehle gefolgt — aber sie hatte nicht genug, die Wilde. Mit dem lezten Tone schwang sie sich selbst vom Dache hinab, gedankenlos, glaubensvoll. Und der überraschte Jüngling fing sie in den Armen auf. Ehe er seinen Augen trauen mochte, bedeckte er die Hochathmende mit Küssen, indeß der Nachen wild schwankte, und der Gischt über dem Paare lichtverklärt zusammensprizte. Das Ruder war ihm entfallen, der Kahn trieb auf den Wellen, ohne Richtung, willenlos, zwischen den Ufern hin, und so trieben auch die darin saßen, ohne Richtung, willenlos — aber kein Ufer begränzte das Meer, wodurch ihre Fahrt ging. Ja, die Liebe selbst zog auf ihrem Delphin durch die Wellen, und schlang ihr duftiges Nez an allen Bäumen an, und wölbte es weit, weit über alle Sterne hinaus. Du wußtest doch nicht, daß ich hinunterspringen würde? — Ob ich es wußte? ich glaube nicht. Aber ich weiß, daß ich es glaubte. Unwillkürlich that der Körper den Dienst; und die Arme und die pochende Brust kamen der Seele im Entzücken zuvor. Ach nein! Ich wußte es wohl! Aber sieh! obgleich die Liebe Alles weiß, so begibt sie sich doch alles Wissens, und will Alles erst vom Geliebten erfahren. — Wie kannst Du doch dieses

schon ausdrücken? Ich fürchte mich, zu reden, weil ich meine, das enge Wort sey der Tod des unendlichen Sinns. — Hörst Du denn meine Worte, Juana? Hörst Du nicht meine Blicke, den Druck meiner Hand, den Seufzer und Kuß meiner Lippen? O das Alles ist sterbliche Rede; aber sie lallt nur langsam und gebrochen nach, was die unsterbliche Seele schon eine Ewigkeit lang durchlebt hat. — Und hatten wir denn, Franzesko, diese andere Sprache nicht schon lange geredet? — Ja gewiß, ich glaube, Juana, die Liebe muß schon lange gelehrt und in sich selber vollendet seyn, ehe sie anfängt, die Sprache der Sterblichen zu lernen. — So hätten wir uns denn schon geliebt, als wir uns zum ersten Mal erblickten? — Es muß wohl so seyn! Denn dieser Augenblick, als ich Dich fast erschrocken in meinen Armen auffing, schlang mein ganzes bisheriges Daseyn in sich, als wäre es nur eine kurze Traumstunde gewesen in einer langen, unbeschreiblich süßen Ewigkeit. — Ich glaube, Du bist ein Dichter, Franzesko. — Wohl mußt Du selbst dies am ersten glauben, da ich es einzig durch Dich bin. Denn ich suche nur stammelnd in Worte zu kleiden, was Deine Seele mir viel voller und schöner ohne Worte einhaucht. Die Poesie ist nur eine langsame Erinnerung und ein allmähliges Nachsprechen

3 *

eines göttlichen Evangeliums, das in einem Nu in seiner ganzen Fülle und Herrlichkeit in unsre Seele gesunken ist. — Nun gibt es kein Gestern, kein Heute, kein Morgen mehr für mich. Vor und zurück sehe ich nur Dich. Was ich je gedacht habe, was ich mir je noch denken kann, Alles kehrt in Dich als Heimath und Quelle zurück. — Du hast Recht, Juana, die Liebe hat die Zukunft überwunden, bei'm ganzen Menschengeschlechte, wie in jedem einzelnen Gemüthe. — So sprachen sie; aber diese Worte sind kalt, todt; nicht sie bildeten das Gespräch, sondern der heilige Athem der Nacht, der Flammenschlag der Seelen, die Töne der Nachtigallen, die Düfte der Blumen, das Licht der Sterne. Nur die Musik könnte eine Ahnung dieser geheimnißvollen Unterredung wiedergeben. — Was nun so den Liebenden die Entzückung des Himmels gab, das gab der armen Frau des Don Hernandez die Qualen der Hölle. Der helle Brand der Eifersucht schmolz in ihr das dunkle Metall ihrer wilden Sehnsucht in einen glühenden Liebesstrom, der sich mit verzehrender Gewalt durch alle Adern ergoß. Sie wußte nun, was ihr fehlte; sie wußte nun, daß sie es nie erlangen könne. Sie fing an, in rasender Verzweiflung den Schöpfer anzuklagen, der mit ihrem Leben in Des-

potenlaune gespielt, und es lieblos von sich geworfen habe. Aber aller Ingrimm, alle Wuth, die sie fühlte, warf sich weniger in den Haß gegen die Nebenbuhlerin, als in den bittersten Unmuth gegen die unerträgliche Fessel ihres ehelichen Bandes. Dieses klagte sie als die Grundursache aller Verwirrung an, die ihr Leben so unbarmherzig zerrissen und an eine fremde Gewalt geschmiedet habe. In diesem sah sie den ersten vernichtenden Hohnblick des Schicksals, das sie von da an mit einem bösen Zauber umstrickt habe. Sie glaubte sich daher berechtigt, den Don Hernandez und ihr Kind auf's Tiefste zu hassen, weil dieser Haß ihre Liebe noch nährte. Es mochte ihr als eine Art von Vortheil für sich erscheinen, ihren Gemahl mit ihrem Geliebten zu entzweien. Sey es nun, daß sie glaubte, wenn sie lezteren nur von jener heimlichen und starken Wurzel der Pietät weggerissen habe, so werde die Verletzung der Pflichten auch von ihrer Seite von ihm nicht bemerkt, oder gar befördert werden; — oder daß sie nur ihrem eigenen zerstörten Sinne durch Zerstörung der umgebenden Verhältnisse genug thun wollte. Jedenfalls gab dem sonst ungewandten Geschöpf die mächtige Leidenschaft eine wunderbare Kunst der List, und mit der natürlichsten Miene von der Welt wußte sie eine Zeit

lang eine vollkommen zweideutige Rolle zu spielen. Ihrem Geliebten gegenüber zeigte sie sich höchst unbefangen, freundlich. Sie unterließ allmählig Alles, was an ihre früheren Neifereien erinnerte, nicht als ob geheime Liebe die Ursache wäre, sondern als ob sein Reifen zur Männlichkeit ihr auf ganz natürliche Weise mehr und mehr Zugeständnisse abnöthigte. Hieran knüpfte sich ganz allmählig eine zarte Sorgsamkeit für seine Bedürfnisse, eine verständige Aufmerksamkeit für seine Geistesrichtung, wodurch sie sich nur zu gut einzuschmeicheln wußte. So merkte sie sich wohl, daß er an einer etwas derben Naivität, die dem schönen Gesichte gut stand, an einem vollen herzlichen Gelächter, bei dem sie ihre schneeweißen Zähne zeigen konnte, großes Gefallen fand. Ueberdies war die gutmüthige, kindliche Art, womit sie sich in seine Unterhaltung mischte, in der That nicht erkünstelt. Die Liebe gab ihr Interesse an den Gegenständen, und ihre natürlichen guten Anlagen bildeten sich durch die Uebung schnell aus; sie wunderte sich selbst, daß der Sinn für Schönheit bisher in ihr geschlummert hatte, und der Reiz eines leichten, gefälligen Lernens, den sie selbst empfand, mußte auch wieder günstig auf den Lehrer zurückwirken. Bewußt und unbewußt, fesselte sie ihn durch ein rührendes Halbver-

ständniß, wobei ihre Leidenschaft ihr einen trefflichen Takt gab, seine Stimmungen zu benutzen. Am treffendsten aber wußte sie seiner politischen Meinung entgegenzukommen, wobei ihr ihre Herkunft, und ihr Umgang mit ihrer, dem aufsätzigen Volke angehörigen, Familie nicht wenig zu Statten kamen. Ja, ihren persönlichen Haß gegen ihren Gemahl, den sie auf die herrschende Seite hinübergezogen sah, kleidete sie auf die unbefangendste Weise in jene allgemeinere Maske. Auf der andern Seite war es ihr ein Leichtes, eben in dieser Beziehung Franzesko bei ihrem Gemahl zu verdächtigen, und manchem unbedeutenden Vorfall eine gefährliche Seite abzugewinnen. Ja, sie hatte die Kühnheit, sich dem Don Hernandez als Spion anzubieten, um sich nur ihrem Geliebten offener und ungescheuter nähern, und ihre doppelte Rolle desto kecker spielen zu können. So gelang es ihr denn, das Verhältniß zwischen dem Pflegsohn und seinem Vater nicht nur immer mehr aufzulockern, sondern sogar wirklich ein feindseliges Gespenst zwischen sie zu stellen. Die arme, von ihrer Leidenschaft geleitete Nachtwandlerin wußte freilich nicht, daß solche verzweifelte Pläne zwar die Macht haben, zu zerstören, nicht aber aus den Trümmern ihres Hasses ein natürliches, schönes Ver-

hältniß aufzubauen. Wenn daher ihr Zauber (den jeder feste, keck ausgesprochene Wille in sich trägt) ihr auch die Befriedigung verschaffte, längere Zeit hindurch ihren Geliebten aus seiner bisherigen Sphäre herauszuziehen, und von Hernandez, ja sogar auch von Juana allmählig abzulösen, so konnte sie doch nicht nur nicht seinen natürlichen Sinn wirklich in ihr künstliches Netz locken, sie vermochte ihn nicht einmal zu hindern, als er sich plötzlich entschloß, kurz und gut den ganzen gordischen Knoten zu zerhauen und heimlich zu entfliehen. Er ging zu einer Guerilla und ließ die arme Juana trostlos zurück, die nun in der sonst so geliebten Gegend wie ein fremder Vogel in einem, wenn auch weiten und goldenen Gefängnisse, einsam und unverstanden umherflatterte. Den Abend vor seinem Scheiden sang er noch vor ihrer Thüre:

Einer nur möcht' ich es sagen,
Daß ich still von hinnen geh';
All mein Leben in sich tragen,
Sollt' ein stürmisches Ade.

Aber fort muß ich mich stehlen,
Ob mein Aug' in Thränen schwimmt.
Denn den Einklang unsrer Seelen
Hab' ich leider selbst verstimmt.

Mit dem Kleinod muß ich gehen
Ihrer Liebe, wie ein Dieb;
Und ich darf ihr nicht gestehen,
Daß ich treu im Herzen blieb.

Und ich darf ihr nicht bekennen,
Daß kein Frieden mit mir geht,
Daß mich bittre Wunden brennen,
Deren Heilung bei ihr steht.

Kalt und fremd bleibt ihr im Herzen
Ein versteutes Bild zurück;
Und sie ahnt nicht meine Schmerzen,
Und verdammt das kurze Glück.

Die widerstreitendsten Gefühle bewegten in jener Nacht Juanas Brust. Sie glaubte mit Recht dem Freunde zürnen zu dürfen; je ungetrübter sie selbst die Empfindung der ersten Liebesminute immer noch im Herzen bewahrte, je weniger sie, auch augenscheinlich von ihm zurückgesezt, aufgehört hatte, ihr ganzes Leben nur auf ihn zu beziehen, um so schuldiger mußte sie ihn finden, den die verdammlichen Künste einer Nebenbuhlerin hatten wankend machen können. Aber — jenes Lied enthielt ja die rührendste Abbitte, für ein liebendes Herz die vollkommenste Rechtfertigung. Sollte sie ihm nicht verzeihen, sollte sie unerbittlich seyn? O nein! Sie brauchte ihm nicht erst zu verzeihen; sie hatte es längst gethan, alle bittern Gefühle waren aus

ihrem Herzen weggescheucht, ihre Brust war längst zu dem Wiedereinzuge des Liebenden festlich aufgeschmückt. Es bedurfte nur eines Wortes, eines Winkes von seiner Seite, so war das ganze alte Verhältniß in erster Schönheit wieder hergestellt, und jede Lücke wäre verwischt geblieben. Und warum geschah denn nicht das Langersehnte? Warum eilte sie nicht, den heißen Wunsch jedes Augenblicks, den süßen Traum jeder Nacht zu verwirklichen? O gewiß, sie lag in einer Fluth seliger Thränen auf ihrem Bette, stürmisch hob das schlagende Herz ihr leichtes Gewand, sie drückte mit Inbrunst das silberne Kreuz, das neben ihr stand, an sich, die glühende Wange damit zu kühlen; sie erhob sich, lauschte athemlos, und preßte, von heftigen Stößen bewegt, Gesicht und Busen in das Kissen. Hundertmal sprang sie auf, die Thüre zu entriegeln, den Geliebten zu sich niederzuziehen und in allgewaltigen Küssen zu ihm zu reden. Was lähmte ihr denn die rasche Hand? Was zwang sie wieder umzukehren, und in bitterer Seligkeit sich selbst Gewalt anzuthun? Sie wußte es nicht, sie begriff es nicht. Sie mußte es eben leiden. Und so verging die Nacht. Und am Morgen strebte vergebens die unglückliche Seele, von allen Fasern ihres Daseyns

sich zu lösen, und dem Geliebten nachzufliegen. Er war fort, und er kehrte niemals wieder.

Nicht minder war ihre Nebenbuhlerin überrascht. So wohl sie hätte diese Folge, nicht allein der Verhältnisse überhaupt, sondern der durch ihre eigene Thätigkeit verwirrten Verhältnisse voraussehen können, so traf sie die Nachricht doch wie ein Donnerschlag. Denn die raffinirteste Klugheit der Leidenschaft, womit sie die einzelnen Fäden spinnt, hat doch meist diesen Wahnsinn an sich, daß sie sich in dem Hauptpunkte verrechnet. Die Wirkung war bei ihr, daß sie sich nun vollends aller Pflicht gegen ihren Mann entledigt glaubte, und nebenher eine Freude daran fand, Juana boshaft zu quälen, womit sie sich vielleicht den eigenen Schmerz leichter zu machen suchte.

Auch Hernandez war durch die rasche Entfernung seines Pflegesohns tief bewegt, obgleich er seinen Kummer in sich zu verschließen trachtete. Die Lücke in seinem gegenwärtigen Leben, die ihm während Franzesko's Anwesenheit völlig gleichgültig zu seyn geschienen hatte, deckte seine Abwesenheit plötzlich recht schmerzlich auf. Das alte Gefühl erwachte mit Macht. Es schnitt ihm in die tiefste Seele, daß er das Mißverständniß zwischen sich und dem geliebten Zögling hatte

aufkommen, und so lange und zu so bittern Folgen reifen lassen. Er gedachte der vorigen Zeiten, und wie sich der Athem seines eigensten und trefflichsten Geistes in dem Jüngling verkörpert hatte, wie derselbe zu einem schöneren Abbild und Schutzgeist seines tiefsten Lebens herangewachsen war. War derselbe nicht wie ein Spiegel gewesen, woraus er seine geheimsten und besten Entwürfe so rein und lieblich wiederstrahlen sah, daß er nun erst an deren dauernden Werth glaubte, und den Jüngling zum Prüfstein seiner Erfindungen machte? Hatte nicht er selbst dem Knaben jene glühende Liebe zum Vaterlande, jenen männlichen Haß gegen seine Unterdrücker eingeimpft? Wie oft hatte ihn die Dichtergabe Franzesko's entzückt! Wie oft hatte er demselben die geheimste Thüre seines Busens geöffnet! Ja, es war nicht anders. In dem Jüngling war die Jugend seines eigenen Geistes wieder geboren; in ihm war der theuerste Schatz seines eigenen Lebens niedergelegt. An ihn schien seine frühere heilige Richtung in Kunst und Leben geknüpft, und seine Entfernung ward nun zum drohenden Wahrzeichen, indem sie dem Künstler die Augen öffnete, und ihm andeutete, der freundliche Tag seines Lebens habe jezt einer unheilschwangeren Nacht Platz gemacht. Er glaubte darin einen göttlichen

Fingerzeig zu sehen, der ihm das Verwerfliche seines dermaligen Treibens vor die Seele bringen sollte; und wie mit der Liebe auch die frühere Frömmigkeit wieder erwachte, so sehnte er sich jezt in jedem Sinne mit andächtiger Wehmuth nach der verschwundenen Zeit zurück. Er wagte es, seine Papiere und Zeichnungen wieder vorzunehmen und versenkte sich bald mit süßen Schmerzen in ihren lieblichen Reichthum. Ach! in allen fand er Spuren von — seiner Hand; tausend Mal seinen einfachen Rath, der so oft das Rechte getroffen hatte, seine lebhafte Phantasie, wodurch das Werk reicher geworden war. Er nahm zu sich, was Franzesko Schriftliches hinterlassen hatte, Lieder, worin er auch seine Liebe zu Juana niedergelegt fand. Alle Gegenstände, die zum Bedarfe des Verschwundenen gehört hatten, ließ er auf sein Zimmer bringen, und quälte sich gerne in ihrem Anblick. Und wenn er nun die arme verwaiste Juana ansah, — welch bittre Mischung von Mitleid, Reue und eigenem Schmerz mußte sich in seinem Herzen regen. Wirklich fing er auch an, dem Mädchen sich wieder zu nähern. Er bat sie oft, ihm zu singen, wenn sie es nämlich vor Thränen konnte. Das alte Verhältniß freilich war kaum wieder herzustellen. Lust und Leid drr Liebe hatte das

Kind zur Jungfrau gereift. Die schönsten und liebsten Beziehungen durften kaum berührt werden, wenn sie nicht eine bittere Empfindung in Hernandez erwecken sollten. Wenn sie auch bei ihm war, wenn sich auch das Gespräch tröstlich durch mannigfaltige Ströme des Lebens und der Kunst ergoß — auf seinem Schooße saß sie nicht mehr, an seiner Brust ruhete sie nicht mehr, an seinen feurigen Augen entzündete sie nicht mehr ahnungsvolle Phantasieen.

Wie er sich aber der jungen Geliebten seines Geistes nun wieder zuwandte, in demselben Maaße fühlte er sich erst unmerklich, dann immer unleidlicher von seinem Weibe abgestoßen, obgleich sie jezt eben in der üppigsten Blüthe ihrer Schönheit stand. Nicht der Mangel des Reizes war es, den die zunehmenden Jahre hätten erklären mögen; nein, eine feindselige Gewalt drängte ihn von ihrer Seite. Sey es, daß ihm endlich — zu spät — die Augen aufgingen über den schlimmen Einfluß, womit sie bisher an dem besten Theile seines Lebens gezehrt hatte, oder daß ihn eine Ahnung überraschte von dem Leide, das er noch durch sie erfahren sollte — ich weiß es nicht zu sagen. Aber ihre Gegenwart beengte ihn, er ließ sie gern ihren eigenen Weg gehen, er hütete sich mit ihr zu reden, und sezte

ihren Bitterkeiten ein kummervolles Schweigen entgegen. Sonderbar aber ist es, daß er auch zu dem bittersten Grame, der die lezte Zeit seines Lebens peinigte, gewissermaßen selbst den Grund gelegt hatte.

Das Lusthaus nämlich war schon ziemlich vorgerückt. Man konnte bereits daran denken, einzelne Zimmer auszumalen. Besonders aber drängte der Bauherr den Künstler, ein Badecabinet, das an schwelgerischem Luxus alles Uebrige überbieten sollte, zu vollenden. Wirklich hatte auch Hernandez hiefür die reizendsten und frechsten Erfindungen seiner genialen Laune aufgespart. Das Licht ward von oben eingefangen, während es zugleich durch einen röthlichen Schleier anmuthig erweicht wurde. Unter Pomeranzenbäumen war das schwellende Ruhebette angebracht, und aus hängenden Alabasterlampen sollte köstliches Räucherwerk duften. In die Teppiche, die den Boden bedeckten, war die Geschichte von Diana und Actäon gewirkt. Eine so wollüstige Luft wehte in dem Gemach, als sollte den Schönen das Gewand schmeichelnd von selbst von den Hüften sinken, ohne daß sie eine Hand rührten, als sollte das Wasser von selbst um die Träumerischsinnenden aufsteigen, lüstern nach den weder gezeigten, noch verborgenen Reizen. Dem Bette gegenüber wollte der

Künstler ein Bild anbringen, das Eva vorstellen sollte, wie sie, kaum geboren, in eine paradiesische Quelle zum erstenmale, noch unbekannt mit ihrer Schönheit, niedersteigt, und über den Reiz ihres Leibes, den die Wellen spiegeln, lieblich erstaunt. Er bat seine Frau, ihm zu diesem Bilde Modell zu stehen; und je länger sie widersprach, um so mehr sezte er seinen Kopf darauf, um so dringender wurde er, und versuchte alle Mittel, sie zu bewegen. Wirklich gab sie auch erst spät nach, da ihre Liebe zu Franzesko sie damals sehr jungfräulich und schamhaft machte. Wider Willen that sie, was er so heftig verlangte. So saß er denn schon ganz gerüstet, den Pinsel in die Farbe eingetaucht, vor der Wand, und erwartete, daß die Frau nun die Hülle von sich werfen, und in das lockende warme Bad, das schon angelassen war, niedersteigen sollte. Aber noch stand sie streng und kalt, und schien keinen Willen für ihn zu haben. Die Hand lag am Gürtel, aber sie löste ihn nicht. Das Auge sah schwärmerisch, starr vor sich hinaus. Er mußte selber hinzutreten, und mit zärtlicher Grazie das reizende Bild enthüllen, über dessen blendenden Eindruck er unwillkürlich erstaunte. Eine schwüle Stille herrschte in dem Gemach. Das Licht umfluthete in reizenden Bebungen den warmen Körper.

Schweigsam führte er sie die Stufen hinab, und eilte dann leise an seinen Platz zurück. Das Spiel der lauen Wellen schien sie zu vergnügen, die wunderbare Färbung sezte sie offenbar selbst in Erstaunen. Sie erzitterte in ungewohntem Schauer. Hatte ihr Franzesko's Bild aus dem Spiegel entgegengeschaut? Sie tauchte sich nieder, die Hände plätscherten melodisch in den Wassern, in die ein sanfter röthlicher Schein des holden weiblichen Leibes auszuströmen schien. Ihr langes schwarzes Haar legte sich glänzend um den schlanken Leib. Eine feurige Begeisterung leitete des Künstlers Hand, der diese strahlende Schönheit sein Eigenthum nennen durfte. Wirklich, so viel jugendliche Reinheit, so viel keusches gedrungenes Leben hatte er nicht erwartet. Blüthe und Frucht schienen sich in dem Reichthum dieser Formen zu vereinigen. Neben der vollendeten Ueppigkeit und Weichheit, welche heimliche Frische! Die ganze Gestalt schwoll in voller Herrlichkeit erst dem Tage des Bewußtseyns entgegen. Und an diesem Schatze sollte er die Welt Theil nehmen lassen? Rief er da nicht selbst den nächtlichen Dieb, den kecken Räuber heraus? Wohl dachte er daran. Aber der ungemessene Uebermuth, in den ihn der unnatürliche Aufschwung seines Geistes versezt hatte, machte ihn gleichgültig da-

gegen. Und nur noch rascher, nur noch lebendiger faßte er jeden Zug. Hatte er sich doch vorgesezt, in der widerstrebendsten Richtung das Höchste zu leisten! Was galten ihm da persönliche Rücksichten? Je lüsterner, je lebenswahrer, je näher zum Ziele, einem trunkenen Sinne den vollkommensten Reiz weiblicher Schönheit hinzuwerfen, um so trefflicher das Kunstwerk. Er malte mit wahnsinnigem Gelüst. Aber die Nemesis hatte schon ihre Fäden gesponnen. Der Besitzer des Schlosses, der Herr, für dessen Wink alle jene Zauber der Lust bereitet wurden, hatte schon früher einmal auf Hernandez Frau einen Angriff gemacht, aber das kalte unempfindliche Weib damals nicht tauglich für seine Pläne befunden. Sie war indeß weit schöner geworden, auch die Knospe der Sehnsucht war in ihrer Brust aufgebrochen. Ihre Wangen säumte der ahnungsvolle Schimmer eines zärtlichen Roths, in ihren Adern pulsirte der schwelgerische Rythmus einer zurückgepreßten Sehnsucht, das Blut der Herzwunde quoll in süßer Mattigkeit unter dem Schnee der Haut dahin, und machte sie bei der Berührung eines Gefühls, eines Gedankens aufflammen. Wie lockend für einen solchen Kenner! wie gemacht für seine raffinirte Genußsucht! Nun sah er das Bild, der Reiz des Nackten ergriff ihn doppelt.

Und eine solche erwünschte Gelegenheit hätte er vorbeilassen sollen, das ganze Buch ihrer Reize vor sich aufgeschlagen zu sehen, sich langsam, still, mit gespannten Sinnen in jedem Theile derselben zu berauschen, in steter unverhüllter Gegenwart des Ganzen? Nein, daran wollte er vielmehr alles wagen, und wußte daher an feiner Klugheit den Meister selbst zu überbieten. Ein dem lezteren unbekannter Versteck gewährte ihm das ungestörte Glück, nach dem er so lange geschmachtet hatte, noch weit überraschender, als seine entnervte Phantasie es sich vorgebildet hatte. Schon mehrmals war er ein heimlicher Zuschauer der reizenden Scene gewesen, die der betrogene Meister allein zu genießen glaubte. Und zugleich suchte er der Frau sonst auf alle Weise sich zu nähern, indem er sie zu allerlei Festlichkeiten einlud, und ihr dabei bald diese, bald jene Rolle zutheilte, welche es ihm leicht machte, seine Bewerbungen bei ihr anzubringen. So sehr es einerseits Mühe kostete, dem wenig gebildeten Geschöpfe Geschmack an der feineren geselligen Unterhaltung einzuflößen, so trat doch bald ihre Eitelkeit und Glanzsucht mit in's Spiel, und sie kam auf den besten Weg zu ihrem eigenen Verderben. In diese Zeit nun fiel gerade Franzesko's Entfernung, welche, wie schon erzählt wurde, die Frau mit Einem

Male ganz auf sich selbst stellte und ihren Charakter in einer bitteren Selbstständigkeit und Empörung gegen ihre eheliche Pflicht abschloß. Daher kam sie jezt ihrem Verführer auf eine überraschende Weise entgegen. Und sie loderte nicht in der ernstlichst gemeinten Zornguth auf, als er es einmal wagte, nachdem er den Gemahl auf eine unbefangene Weise zu entfernen gewußt hatte, aus seinem Verstecke hervorzutreten und die Zitternde zu umschlingen. Der Augenblick war für sie entscheidend. Sie fand in der Untreue gegen den verhaßten Gemahl einen süßen Trost der Rache. Nicht sowohl der Verführer reizte sie, als der Frevel selbst. Sie ergab sich aus freiem Willen, und wußte sich zugleich mit meisterlicher Kunst den Anschein der Verführten zu geben. Alle zu hintergehen, Gott und Welt zu verhöhnen, das dünkte ihr so süß, so befriedigend. Ohne es gewollt zu haben, bekam sie zugleich allmählig Einfluß auf die Geschäfte des Don Enrico, und durfte sich bald gestehen, daß sie im Geheimen eine nicht unbedeutende Macht bewege. So erklärt sich denn freilich, warum zwischen ihr und ihrem Gemahl, auch ohne daß dieser den Grund ahnete, eine immer tiefere Kluft sich spaltete.

Hernandez führte indessen rüstig den Bau seinem Ende entgegen; aber mit andern Gefühlen, als er denselben begonnen hatte. Dahin war jener übermüthige Sinn, womit er bei der Erfindung seinem eigenen Künstlerglauben Trotz geboten hatte. Gebrochen war die stürmische Kraft, mit der er das Widerstrebendste sich kühn unterjocht, jeden Zweifel niedergekämpft hatte, verflogen der Zauber, der ihm das ganze Werk nur als ein keckes Spiel seines Geistes dargestellt hatte. Indem sich vielmehr sein Innerstes unmuthig vor dem ganzen Werke zurückwandte, fühlte er zugleich seine Kräfte verschwendet, seine Seele gefangen, und doch die Nothwendigkeit, auch ohne Begeisterung die Ausführung zu vollenden. Wahrlich für einen Künstler die schlimmste Lage! Was im Plane so zauberische Poesie gewesen war, das stieg nun heran zu einer grellen, erschreckenden Wirklichkeit. So anders war es, alle diese hellen, kühlen Höfe, schwülen Gärten, verworrenen Zimmer u. s. w., als ein Nachbild der glänzenden maurischen Vergangenheit hervorzurufen, so anders war es nun, diese ganze Herrlichkeit zu dem gemeinen Dienste eines wollüstigen modernen Aristokraten heranreifen zu sehen. Auch kann ein Künstler zuletzt nicht taub gegen die Stimme des Volkes bleiben, die im gehörigen Zeitraume sich doch jedesmal zur Gottes-

stimme läutert. Was war nun das Ziel all seines Strebens? Ein Werk, aus fieberhafter Begeisterung geboren, von glänzender Ironie seinem Gemüthe aufgezwungen, ihm fremd in tiefinnerster Seele, weil es seinen langjährigen, heiligsten Studien und Planen Hohn sprach, weil es diejenigen von ihm entfernte, die ihm Gott als ächte Kinder und Ebenbilder seines Geistes zugeführt hatte, — ein Werk, das endlich den giftigen Saamen, den er sich durch seine Ehe gestreut, in rascher Wucherblüthe emportrieb und seinem kräftigen Leben vor der Zeit ein Ziel sezte. Ja, es konnte dem Meister nicht verborgen bleiben, daß er sich eine unabwendliche Selbstaufopferung vorbereitet, daß er das Flügelpferd seines Geistes mit Gewalt dem Abgrunde zu gespornt habe. Eine schwächere Seele hätte solche Gedanken von sich geschoben, hätte sich in neuer Fieberhitze auf andere Entwürfe gestürzt, und wäre sich selbst untreu geworden. Allein ein starker Geist geht der Wahrheit nicht aus dem Wege; selbst wenn er weiß, daß sie ihn vernichten wird, empfängt er sie ruhig, wie einen heilsamen Trost in seinem Gemüthe, und legt mit einer beseligenden Freude die Schlange an sein Herz, die ihn von allen Zweifeln des zerrissenen irdischen Lebens zu befreien verspricht. So wollte auch

Hernandez den bittern Kelch nicht an sich vorübergehen lassen. Er wollte ihn vielmehr bis auf die Hefen leeren, und so war es ihm eine rechte Angelegenheit, daß ihn Gott nicht früher von der Erde nähme, als bis er das ganze Werk vollendet vor sich stehen sähe. Nur suchte er sich von der Ausführung des Einzelnen, der selbstthätigen Ausmalung der Zimmer und Aehnlichem, mehr und mehr loszumachen, indem er sich allein die Oberaufsicht vorbehielt. Bloß jenes Bild malte er noch zu Ende, zu welchem ihm die untreue Gattin, jezt nicht mehr mit jener zaghaften Scheu, wie Anfangs, vielmehr mit tiefem innerem Hohngelüste Modell stand. So schwebte er zulezt nur noch als Geist über dem Werke, freilich nicht immer mit der reinen Empfindung eines Geistes, da die kräftige Spannung seines Willens sich nicht in jeder Stunde gleich bleiben konnte. Hörte doch auch der Gram um den verlorenen Pflegesohn nicht auf, ihn zu quälen. Vielmehr ward sein Gemüth auch hiefür nur immer empfindlicher, je mehr er sich in andern Beziehungen zumuthete. Vollends aber konnte das immer erklärter werdende Mißverständniß mit seiner Frau nicht dazu dienen, ihn zu einem reinen Frieden mit sich selbst kommen zu lassen. So lebte er wie einer, der zwar sein Testament ge-

macht hat, aber doch von irdischer Sorge dadurch nicht ganz frei geworden ist. Auch konnte es nicht fehlen, daß sein jetziges Streben, seine gewaltige Selbstüberwindung seine Kräfte nach und nach aufzehrte, um so mehr, als er es größtentheils in die heimlichste Tiefe seiner Brust zu verschließen genöthigt war. Denn wen hätte er zu seinem Vertrauten machen mögen, außer Juana?

Mit dieser lebte er gerade von nun an in dem sonderbarsten Verhältnisse; — schweigsam beredt. Er suchte gern ihre Nähe; wenn sie sich um ihn beschäftigte, schien es ihm lieblich wohl zu seyn. Oft bat er sie mit einem Wink, sich ihm gegenüber zu setzen; dann schaute er sie, das Haupt in der Hand ruhend, lange an, zeichnete leichte Umrisse auf die Schieferplatte des Tisches, und wischte sie kopfschüttelnd wieder aus, als hätte er das Rechte noch nicht getroffen. Manchmal zeichnete er sie als eine Jägerin, durch den wilden Wald auf einem Rehe reitend, wie sie sich in goldenen Netzen fängt, die ein ehrwürdiger alter Fischer mit langem Barte ausgespannt hält. Dann wieder als ein Meermädchen, das im Kelch einer Wasserlilie im Mondschein sich schaukelt und mit einem Meergreise spricht, der ihr ein krystallenes Schloß unter den Wellen, eigent-

lich das Spiegelbild des Mondes zeigt. Oder auch durch die Wolken schwebend in leichtem Flügelkleide, wie sie Sterne in den Himmel aussäet, die ein alter Weiser auf einem Felsgipfel sitzend betrachtet. Nicht selten ging er ihr selbst in den Wald nach, wenn sie zur Jagd ritt, und ließ sich von dem Ariadnefaden ihres Gesanges leiten, bis sie ihn plötzlich an einem kleinen Brunnen, über dem ein Heiligenbild ausgehauen stand, überraschte, wie er Steine und Blumen in sinnreichen Verschlingungen auf dem Rande des Brunnens umher ordnete. Sie wußte dann schon, daß er es gerne hatte, wenn sie ihm aus der silbernen Schale, die sie an der Hüfte trug, zu trinken reichte. Auch trug er nun fortwährend ein Amulet am Halse, das er an dem Mädchen, da er sie auffand, gesehen hatte. Einmal war er bei Fackelschein mit ihr in den Wald geritten, und stellte sich nun, als könnte er den Weg nach Hause nicht wieder finden, als plötzlich aus allen Gebüschen und Klüften ringsum eine Horde von Zigeunermädchen und Buben mit Windlichtern auftauchte, und unter Begleitung eines wunderbaren Gesangs, eines nach dem andern, ihr die köstlichsten Geschenke, goldene Kämme, Schleier, ein Jagdgewand, ein Jägerhorn u. dgl., zu Füßen legte. Fernandez bat sie, den Schmuck anzu-

legen, worauf Cymbeln und Trommeln erschollen, und die Zigeuner sie in künstlichen Tänzen umringten, indem sie sie als Königin des Waldes besangen. Ein anderes Mal, als Juana Morgens an einem Quell im Garten saß und ihre langen Haare kämmte, sezte er ihr rasch einen Lorbeerkranz in die wallenden Locken, steckte ihr einen Ring an den Finger, und küßte sie auf die Stirne, gleich als einer Braut, worauf er schweigsam mit langsamen Schritten von dannen ging. Zugleich war er alle Zeit auf das Zärtlichste für sie besorgt, und zeigte oft eine unnöthige Aengstlichkeit, ob sie sich nicht bei ihren Streifzügen einen Schaden thun möchte. Denn seit ihn jener fieberhafte Künstlertroz verlassen hatte, zeigte er selbst eine gewisse Abneigung gegen kecke Standpunkte in der Natur. Es schwindelte ihm leicht, wenn er auf einen Bergvorsprung heraustrat oder über eine schmale Brücke gehen mußte. Daher lief er auch jezt weniger als sonst auf den Baugerüsten auf und ab, und schien eine rechte Sehnsucht nach dem festen Boden zu empfinden. Dieser ängstlichen Sorgfalt nun allein gab er manchmal Worte, die er mehr mit dem Tone eines zärtlichen Freundes, als eines Vaters vorbrachte. Im Uebrigen, wie gesagt, verkehrte er mit Juana wenig in den Zeichen der Sprache. Er sprach

zu ihr in dem inhaltsvollen Medium der Bilder, und sie antwortete ihm in den geistigeren Andeutungen des Gesangs. So zart jedoch und offen zugleich dieses Verhältniß war, mußte es doch dem bittern Hasse seiner Frau zum willkommenen Stoffe einer ausgesuchten Quälerei dienen. Sie war endlich klug und gebildet genug geworden, um den hohen geistigen Werth ihres Gatten einzusehen. Nur zu wohl ahnte sie auch das zarte Glück eines solchen höheren Verständnisses, von dessen Möglichkeit ihre derbe Natur sie ausschloß. Um so mehr war es ihr zuwider, weil es ihr einen Mangel in ihrem eigenen Wesen aufzudecken schien, der doch eigentlich keiner war, da sie nicht die geringste Sehnsucht zu Aehnlichem in sich empfand. Zugleich gewährte es ihr eine freche und gottlose Lust, gegen diese beiden Unschuldigen mit einigem Schein einen scheußlichen Verdacht aufbringen zu können, den sie von ihrem eigenen Verbrechen mit einer so ausgezeichneten Kunst der Lüge fern zu halten wußte.

Demungeachtet überraschte sie einmal der arglose Hernandez in jenem Badekabinette, indem sie in der Dämmerung ihren Liebhaber zu umarmen glaubte, und in einem Augenblick einen Schwall verführerischer Reizungen auf ihn losblitzen ließ, der ihn nur zu tief in

das schändliche Geheimniß einweihte. Leider kehrte sich die Rache, über der er mehrere Tage brütete, gegen ihn selbst. Denn da er keinen förmlichen Beweis hatte, so erschöpfte er sich in leidenschaftlichen Planen, in deren Labyrinth er ohne Ausweg irrte. Je heißer es in ihm kochte, desto strenger zwang er sich, ruhig und unbefangen zu erscheinen. Der stolzeste Spanier mußte sich auf eine ausgesuchte Weise rächen, und durfte das heilige Feuer seines Ingrimms nicht in einer unbesonnenen Handlung gemeinen Zornes vergeuden. Ein Leben mußte seiner Ehre zum Opfer fallen. Sein eigenes fiel. Rasch verzehrte jenes wilde innerliche Rasen seine lezten Kräfte, und als die Lava eben hervorbrechen wollte, stürzte sein Leben in die Krallen eines hitzigen Fiebers. Er lag einige Tage besinnungslos da, während deren Juana nicht von seinem Lager wich. Als er später anfing zu phantasiren, hörte sie schaudernd die Ursache dieser raschen und gewaltsamen Zerrüttung. Was hätte sie nicht gegeben um einen Tropfen Lethe für den Armen. Sie betete darum mit heißen Thränen zu der heiligen Jungfrau. Und siehe! Sie ward erhört. Denn als der wilde Geist des Fiebers den Kranken verließ, erwachte er lächelnd, wie aus einem tiefen verworrenen Traume, alles Gedächtniß schien von ihm

genommen zu seyn. Er schaute in die Welt, heiter wie ein Kind. Er fragte nach keinem Vergangenen, und schien das Gegenwärtige nur eben gehen zu lassen, ohne ein Kommendes zu erwarten. So ward er freilich sehr unbehilflich, und es bedurfte große Sorgfalt ihn zu verpflegen. Dafür verstand er es jedoch auf die rührendste Weise zu danken, und es war höchst angenehm, sich mit ihm zu unterhalten, weil er nur für heitere, anmuthige Vorstellungen empfänglich zu seyn schien. Von Allen, die sich ihm näherten, schien er nur Juana zu kennen; obgleich er auch sie niemals mehr mit Namen nannte; nur klangen ihr gegenüber oft Erinnerungen an das frühere Verhältniß aus ihm hervor. Oft sprach er aber auch wieder mit ihr so, als wäre sie ein Knabe. Besonders gefiel er sich hie und da, sich als einen Einsiedler zu denken, und Juana als einen Knaben aus der Fremde, den er im Walde eingeschlafen gefunden. Dann zeigte er ihr seine Hütte, sein Crucifix, seine Schlafstätte, die heilenden Kräuter, die er gesammelt, und die Glocke, so er Abends läute. Er sagte: sieh meine Kirche, Knabe! Diese haben nicht Menschenhände gebaut; kein Baumeister kann sie erreichen, weil er unter ein menschliches Maaß die göttliche Ordnung zwingen müßte. Schaue die riesenhohen

Bäume dieses Waldes an! Sie stehen nicht nach dem Winkelmaaße, sie sind nicht in Linien gezwungen; nein, nach allen Richtungen, ohne einen messenden kühlen Verstand zu fragen, ringt sich die Sehnsucht der Erde empor, und streckt ihre Arme zum Himmel. Diese Arme streben gewaltig das blaue Gewölbe zu tragen, und können es doch nicht erlangen. Frei schwebt diese Wölbung, mit wechselnder Tiefe, je nachdem ein sonnenkräftiges oder nachtmüdes Auge sie zu durchdringen sucht. Als ein höheres Element nimmt sie den Geist auf, der über die Grenzen der irdischen Atmosphäre steigen muß, wenn er sich in ihrer Tiefe baden will. Wie könnte der Mensch ein solches Gewölbe nachbilden? Er muß seinen Himmel immer dicht an das Irdische anknüpfen, und mit künstlichen Grenzen; und sein Himmel drückt schwer auf die trotzig aufgereckten steinernen Träger, welche das liebevolle bewegte Sehnen eines Baumes nur schwach nachbilden. Wie anders ist es mit diesen lebendigen Schäften, diesen lebendigen Kronen, die sich im Spiele der Lüfte eben sowohl zum Himmel hinaufzuschaukeln, als er sich auf sie im Abendglanze herabzuneigen, und auf ihnen auszuruhen scheint; — nicht in der Formel eines Gesetzes, sondern immer im freien lebendigen Wechselschwunge der Liebe. Da gibt

es auch keine steife Säulenordnung; mannigfaltig ranken sich die Schlingekräuter empor, und hängen von einem Wipfel zum andern, fortpflanzend die Melodie des Windes, wie in electrischen Strömungen. Die Wurzeln gehen über die Wege, der Bach bricht sich durch's Gestrüpp, die Stämme verzweigen sich in einander, oft schießen mehrere aus Einer Wurzel auf. So werden die irdischen Pfade, die zwischen durchgehen, zu einem Labyrinthe, das keinen Ausweg hat, als nach oben. — Einmal sagte er auch: Läute die Glocke, mein Knabe! meine Hände sind so schwach. Du wirst nun lernen müssen, sie anzuziehen, und dadurch die verirrten Pilger zur Heimath zu leiten; bald wirst Du sie für meinen Heimgang zu läuten haben. Auch will ich Dich noch unterweisen in den heilsamen Gaben und Kräften der Pflanzen und Kräuter, damit Du die Schmerzen der Menschen stillen, und ihnen aus der Schönheit des irdischen Stoffs eine Ahnung himmlischer Blumen entfalten könnest. Doch besitzest Du ja eine Gabe, die mehr, als leibliche Schmerzen heilt, den lieblichen Gesang. Ein andermal sagte er: Ich habe meine Wohnung in den Tiefen des Meeres, wo weder Malerei, noch Musik hindringt, sondern die Schönheit nur als Baumeisterin lebt. Da wachsen die Krystalle aus dem

Grunde und vermählen sich zu Pyramiden, hängenden Gärten und schweigsamen Pallästen. Vergebens schlägt der Puls der lebendigen Wasser an die steinernen Wände; sie erwachen nicht aus ihrem schönen Todesschlafe, an dem auch die Pflanzen und Thiere der Tiefe Theil nehmen. Von dort bin ich, ein sehnsüchtiger Delphin, heraufgestiegen an die Oberfläche, und die Herrlichkeit der oberen Welt hat mich selig durchschauert, als Du, o Sängerin, Dich auf meinen Rücken seztest und mit Deinen Tönen durch die sonnigen Wellenbahnen mich schaukeltest. Ferner sprach er: Mich dünkt, Musik hat mir sonst wehe gethan; ein Gebäude ist nur frei in Fesseln; seine schlankesten Linien beruhen auf starrer Ordnung; eine eiserne Consequenz nur verbürgt den Schein von schöner Willkür, den man ihm geben kann. Je luftiger es in die Höhe zu steigen scheint, um so schwerer muß es auf die Erde drücken, um so tiefer muß es in der Gruft wurzeln. Es spricht eine Harmonie aus; aber deren Wesen ist still und unbeweglich; die Fugen müssen für die Ewigkeit in einander gekittet seyn. Wenn ich nun Musik hörte, so riß es mir die Seele aus einander; denn nun wollten jene starren Fugen sich lösen, die Steine wollten sich auseinander wälzen, die Bogen springen, die Säulen sich spalten und die Decke kreisen.

Seit aber mein Geist von der Fessel des irdischen Stoffs losgeschmiedet ist, hat meine Kunst sich mir ganz in Musik aufgelöst; ja die Musik selbst mit ihrem zum Tacte versteinerten Rythmus scheint mir jezt nur eine geistige Architectonik, wenn ich mir das freifluthende Leben des Himmels vorstelle. Desgleichen sprach er: Es kommt manchmal in der Nacht zu mir ein Baumeister, der ist ein kleiner schnurriger Mann, hat einen löblichen Verstand, ein sehr abgefallenes Gesicht und zwei Stelzfüße, so daß er nur gleich einer Heuschrecke springen kann. Dieser kennt alle Bauwerke der ganzen Welt mit Namen, so wie die Meister, so dieselben aufgeführt, und den Jahrestag, an welchem sie geboren oder gestorben. Auch hat er die Mathematik gründlich studirt, und mich oftmals versichert, daß er die Quadratur des Zirkels und den Stein der Weisen gefunden habe, welches ich aber nicht glauben kann, da er in so gar abgetragenen Beinkleidern einhergeht. Aber demungeachtet halte ich dafür, daß er die irdische Weisheit, so viel man deren nur kochen kann, mit Löffeln gegessen hat. Dieser kleine Mann kommt also bei Nacht zu mir und unterrichtet mich in seiner wohl ausgedachten Baukunst, weil er, wie er sagt, ein großes Mitleiden mit mir hat, daß mein Geist oben hinaus will und weit über allen

Berggipfeln mit den Wolken hinziehen möchte. Sein Hauptsatz ist der: es ist in der Welt nichts groß und klein, weil gegen den Himmel gehalten Alles klein ist. Eben so wenig weit und eng, weil, gegen den Himmel gehalten, eigentlich Alles eng ist; eben so wenig hoch und niedrig und dergleichen. Denn das größte Bauwerk, was der Mensch machen kann, ist doch nur ein Nadelknopf gegen einen rechten Berg, und auch ein rechter Berg ist noch weniger, als ein Nadelknopf, wenn man an die ganze Erde denkt. So ist denn Alles, was wir groß, weit, hoch nennen, eine erbärmliche Erfindung unserer Hoffarth; und das Streben nach der Größe, Weite und Höhe ist das, wodurch sich der liebe Gott seinen alltäglichen Spaß mit der Menschheit macht. Was sich ausdehnt, will nur seinem Mittelpunkte entfliehen; deshalb sucht es der träge Mensch. Wie viel leichter ist es, Massen hinzuwerfen, als aus den kleinsten Theilen dieser Massen ein harmonisches Ganze zu bilden! Nichts will man lieber, als über sein eigenes Maaß hinausschreiten, weil man da auf die höflichste Weise den Verstand zur Thür hinaus becomplimentiren darf. Je weniger einer verdauen kann, nach um so mehr schnappt er. Darum sehen wir auch, daß Zwerge gewöhnlich viel gescheidter sind, als Riesen, natürlich, weil der Verstand ein weites Haus

nicht so schön und deutlich durchleuchten kann, wie ein kleines und enges. Nirgends aber ist jenes Streben nach einer überschwenglichen Größe so eckelhaft, als in unserer Kunst. Blos weil das Treppensteigen müde macht, meint man, es sey was Besonderes daran. Und doch ist nichts einfältiger, als in die Höhe zu bauen, wo die schönsten Arbeiten mehr und mehr verschwinden, die, wenn man sie neben einander auf den Erdboden gestellt hätte, das Auge mannigfaltig entzücken würden. Auch ist die Kunst nur auf ihren niedrigen Stufen in diese widrige Sucht nach übermenschlicher Ausdehnung gefallen, wie z. B. bei den Aegyptern und Indiern. Ganz verdrießlich ist mir jedoch die gothische Baukunst, welche alle gesunde Proportion einer luftigen Idee, die sich an nichts Bestehendes anschließt, zum Opfer schlachtet. Sehet darum, wie thöricht Euer Streben war, auch so eine überallmächtige Kirche zu bauen. Ihr wolltet dadurch eine recht erhabene Wirkung hervorbringen. Aber wenn Ihr nun Euer Gebäude mit dem viel erhabeneren Himmelsraum vergleichet, so muß es ja vielmehr klein und armselig erscheinen. Ja diesem Fluche kann es gar nicht entgehen; denn wenn es auch unendlich groß wäre, wo wolltet Ihr die Menschen herbringen, die dazu passen sollten? Man muß also viel-

mehr die Erhabenheit durch den Kontrast hervorzubringen versuchen, und sich an den Begriff der unendlichen Kleinheit halten. Auch stimmt dieses weit besser zu dem Wesen der christlichen Religion, als in welcher ja der Mensch gerade seine Niedrigkeit und Elendigkeit recht tief und erbärmlich empfinden soll. Wie würde er aber dazu kommen können, wenn Ihr ihm einen solchen Pallast voll Glanz und Eitelkeit hinstellet, worin nur sein Eigendünkel noch einmal so hoch über alles menschliche Maaß hinaufgeschraubt wird? Bedenkt doch, wozu die Kirche da ist! Sie ist da, um den Menschen von der Sinnlichkeit abzuziehen, weil alle weltliche Schönheit eine Art von diabolischer Tinktur an sich hat, worin eben ihr eigenthümlicher Reiz liegt. Wollt Ihr nun dem Menschen in Eurer Kirche eben nur wieder ein Abbild der Natur hinstellen, — wie Ihr es doch thut, wenn Ihr Eure Säulen als mächtige, reich sich verzweigende Bäume erscheinen, wenn Ihr das Licht in wunderbaren Fassungen hereinstrahlen lasset, wenn Ihr den Effect einer lieblichen Kühlung hereinbringet — wie soll er sich da abwenden lernen von dem heidnischen Geiste der Sinnenwelt? Nein, diese Täuschungen, diesen reizenden Wahn der Eitelkeit soll die Kirche dem Menschen abstreifen. Nackt, klein, dürftig muß sie seyn, demüthigend für den

Beschauer. Hineingepferchte muß die büßende Gemeinde und für eine tüchtige Heizung gesorgt werden, damit sie recht dicke Bußthränen schwitze, damit sie alle Flittergedanken verliere, und die Hoffnung des Heils verzweiflungsvoll an den kahlen Wänden herunterzukratzen sich bestrebe. Also erging sich der kleine Mann in seinen verständigen Betrachtungen und führte mich dadurch recht an die Grenze, wo die menschliche Weisheit auf einem dünnen Vorsprung steht, und keinen Ausweg mehr hat, als entweder in sich zu vergehen, oder sich in die Fluthen der göttlichen Inspiration und Gnade hinabzuwerfen. Dabei bringt er mir fast in jeder Nacht Modelle von allen möglichen Kirchen, die schon gebaut sind, oder noch gebaut werden können, und zeigt mir an einer jeden die Unzulänglichkeit des irdischen Stoffs. Zulezt legt er jedesmal ein Schneckenhaus auf den Tisch, und sagt: seht! dies ist eine natürliche Kirche. Wenn es wettert und hagelt, da kriecht die Schnecke hinein und fürchtet sich drinnen; wenn aber der Himmel wieder rein ist, so kommt sie heraus und läßt sichs wohl seyn, wie vorher. Was wollen die Menschen weiter von der Kirche in dieser dürren Zeit? — Soviel ist gewiß: der heutigen Welt kann und darf man keine Kirche bauen; auch verlangt sie keine; sie muß erst in

einem Backofen ihre Eitelkeit und Sünde ausschwitzen, wie sie denn auch Gott, der Herr, dermalen wirklich in den Backofen mannigfacher Trübsal hineingestoßen hat. — Wieder einmal sagte Hernandez, indem er ängstlich aus einem leichten Schlummer auffuhr: Gott sey Lob und Dank! Dies war eine böse Anfechtung. Ich saß in der Wüste und war in tiefem gewaltigem Sinnen befangen über den Bau eines würdigen Gotteshauses; da trat mit eins der Kleine zu mir, klopfte mir auf die Schulter, und sagte: Nun wie stehts? Wollt Ihr immer noch Sand an's Meer tragen? Habt Ihr meine Schneckenhäuslein nicht studirt? Ei! rüstiger Mann! gelehrter Künstler! Ihr versitzet und zergrämet Euch. Ihr erzeuget nur immer unfruchtbare Ideeen, an denen kein Auge sich erlaben kann, und Euer eigenes ermattet. Habt Ihr denn nicht selbst ein heißes Streben in Euch, Euer Licht leuchten zu lassen vor der Welt? Und sagt nicht auch die Schrift: Ihr sollet Euer Pfund nicht vergraben? Wie mögt Ihr denn nun allezeit unausführbaren Plänen nachhängen, anstatt dasjenige glanzvoll hinzustellen, was die Welt begehrt? Wie mögt Ihr gramvoll Euer Inneres zerwühlen und düstere Resignationscomödien mit Euch selbst spielen, anstatt leicht und frei unter die Menschen zu treten, und mit gerin-

ger Mühe hundert Lorbeerkränze zu erringen? Wie mögt Ihr so eifersüchtig über dem goldenen Schatze Eures Genius wachen, statt einen Reichthum von leichter Scheidemünze daraus zu prägen, und Euch Geld und Ruhm die Hülle und Fülle damit einzuhandeln? Ja, erlaubt mir zu sagen: Ihr erwecket den Verdacht eines ungeheuren Stolzes, indem es scheint, Ihr haltet die Welt für viel zu geringe, um an den Talenten, womit der Schöpfer Euch gesegnet, sich erfreuen zu dürfen. Kommt! Kommt! Sprengt den eisernen Büßerring Eures gottseligen Uebermuthes, und tretet einmal mit mir hinaus auf diese Bergspitze! — Die Worte des Kleinen hatten mich getroffen und ich folgte ihm, wiewohl widerstrebend. Er stelzte lustig voraus, daß sein Mantel im Winde flog, wie ein Netz von Spinnweben. Zugleich klatschte er in die Hände, worauf erst leise, dann immer vernehmlicher und vernehmlicher ein süßes wunderbares Singen und Klingen aller Orten sich erhob. Wie aus dem tiefsten Schooße des Berges schien es heraufzukommen und dicht unter dem Boden in lieblicher Verwirrung sich zu verbreiten, bis es aus Spalten und Klüften nach Art lebendiger Quellen lauter murmelnd hervordrang. Ebenso erklang es in den Wipfeln der Bäume, als wären sie melodische Spring-

brunnen, und die Vögel flogen in gemessenen Schwingungen wie neugeborne Lieder durch die Abendstrahlen. Auch die Wolken, die in verführerischen Farben erblühten, schwammen wie Kähne voll singender Mädchen dahin. Und diese Mädchen, welche nur mit ihren goldenen Haaren bekleidet waren, die sie im Singen kämmten, stiegen, wenn sie zum Rande des Horizontes kamen, aus, und verschlangen sich in den lieblichsten freisten Tänzen, wobei sie mit den Sternen Ball zu spielen, und ein ganzes Blumenparadies unter dem Schlage ihrer Sohlen am Abendhimmel aufzuquellen schien. Dies Alles versenkte mich in die angenehmste Betäubung. Kaum vermochte ich das trunkene Auge von dem Horizonte abzuwenden, und durch die unermeßliche Fläche schweifen zu lassen, die sich vom Fuße des Berges an dahin erstreckte, und mit dem Meere endigte. Dieses ganze Land, wie auch das Meer, schwamm in einem zart n grünen Aether, den die Strahlen der Sonne unaufhörlich mit Gold und edlen Steinen durchschossen. Wie schön stuften sich die Berge! Wie majestätisch zogen die Ströme! Die herrlichsten Städte waren da zerstreut, und schönere noch schienen unter dem stillen Meeresspiegel zu ruhen. Meine Entzückung gefiel dem Kleinen wohl; er klatschte mir Beifall mit

seinen Stelzfüßen, indem er wunderliche Sprünge machte. Behagt Euch das Land? fragte er mich; und als ich bejahend nickte, fuhr er fort: Seht! dieses Land sollt Ihr mit Euren Kunstwerken zieren, welches nur keine Kirchen zu seyn brauchen, da diese Art von Bauwerk allhier nicht üblich ist. Sonst aber ist Euren Gedanken der allerfreieste Spielraum verstattet, sey es nun, daß Ihr Paradiese für das Volk, oder Paläste für die Fürsten anlegen wollet; auch zu Brücken, Dämmen, Häfen, ist, wie Ihr seht, Gelegenheit genug gegeben. Lohn soll Euch in purem Golde werden; Ruhm im Ueberflusse; denn, da die Bewohner dieses glücklichen Reichs alle sehr rasch leben, so könnt Ihr Eure Unsterblichkeit Euch von mehreren Generationen bei Leibesleben vorsingen lassen. Ihr selbst sollt leben, so lang Ihr wollt. Und wenn Ihr mit dem ganzen Lande fertig seyd, und es macht Euch Spaß, so nehme ich Euch auch noch in die versunkenen Zauberstädte jenes Meers mit, worinnen Ihr ein artiges Völkchen finden werdet. Wollt Ihr? — Ich hatte schon keinen Willen mehr; ich winkte nur. und alsobald war es mir, als finge ich schon an allenthalben zn bauen. Wahrlich, es waren nicht unebene Entwürfe, die da mit einer reißenden Schnelligkeit aus allen Gegenden emporstiegen. In allen war

der höchste Reiz einer zauberischen Sinnenlust verkörpert. Die tanzenden Mädchen warfen mir Blumen herüber, und immer lauter, immer umstrickender ward der Gesang. Wahrlich, der Kleine hatte Recht, ich meinte eine ganze Ewigkeit in einem Augenblicke zu durchleben, und manche Generation sah ich schwelgend in den Labyrinthen meiner Zauberpläne verschwinden. Wie in einem reißenden Strudel schien meine innerste Seele von ihrem Sitze gewaltsam loszubrechen, als wollte sie ihren ganzen Reichthum in Einem Guße in tausend und aber tausend Formen ausschütten. So weit mein Auge reichte, quoll es von unzähligen Schöpfungen, die, ehe der Gedanke darauf ausruhen konnte, schon vollkommen gestaltet waren. Ja, es erdrückte mich die Masse. Und nicht in schweigsamer Ruhe verharrten die fertigen Werke; sie zeigten sich vielmehr sogleich von ganzen Schwärmen eines herrlichen Geschlechts durchzogen, die den Honig unverweilt aus den Blüthen sogen, und so dem Künstler die beste Gewähr dafür gaben, daß er seinen Zweck erreicht habe. Ich hatte noch nicht Zeit gehabt, nur zu bedenken, ob dies Alles Wahrheit seyn könne, ob ein Traum mich irre, oder gar ein schändliches dämonisches Spiel? — Ich sah nur, daß der Kleine fortwährend mit dem Finger wunderliche Kreise

durch die Luft beschrieb, als dirigirte er eine regellose Musik. Als ich aber eben dem Ueberschwall der Entzückung athemlos erliegen wollte, fühlte ich plötzlich meinen Begleiter mit fürchterlich beklemmender Gewalt mir im Nacken sitzen; eine jähe Felsenwand schoß vor mir in die Tiefe ab, woraus Gebüsch und Dornwerk in scheußlichen Formen herauflugte; ein Schwindel, ein wüthender Schlag ins Gehirn, ein plötzliches Zusammenbrechen aller Lebensgeister, — so trieb es mich rasend in die entsetzliche Tiefe hinab, und ich hörte mit ganz scheußlicher Stärke ringsum aus Fels, Kluft, Luft, Thal und Berg, das höllische Hohngelächter aufgellen — da bin ich nun — Gottlob erwacht, und der Spuck ist vorbei. — Nach einer Weile neigte er sich vor Juana, und sagte: Du hast mich gerettet, lieblicher Bote des Herrn, mein Schutzengel! Ich hörte Deine Töne, den frischen, kühlen Himmelsregen, selig tropfend auf das glühende, dörrende Land, o Gesang! du Ahnung der Erlösung! Darauf sang Juana:

Willst schwüle Luft, du nicht zergeh'n,
Wollüstiges Murmeln im Felsenspalt?
Wie tief betäubt mich der Blumen Weh'n,
Die Nachtigall schlagend im Wald!

Es sprizt das Meer am Vorgebirg auf,
Die Meerfrau'n locken den trunkenen Sinn.
Und Städte, Gärten, in buntem Lauf
Führen die Wolken dahin.

O süßes Klingen! o herrliche Schau
Unendlicher Fülle — wohin? woher?
Mein Auge drückt' selig ein schläfernder Thau.
Was hofft' ich, was wünscht' ich mehr?

Was der Frühling gibt, was der Sommer schafft,
Was die Seele begehrt, da ist es zur Hand.
Ein fremdes Geschlecht, voll Anmuth und Kraft,
Da bewegt sich's ohne Gewand.

Wie beflügelt ein Sturmesgesang mein Blut!
Komm, zeige dich nackt, holdselige Lust!
O lös' nicht in Thau mich, schmelzende Gluth,
Eh ich Leben gepreßt an die Brust!

Frag, Schönheit, nicht nach Gesetz, nach Scheu;
Ergib Dich plötzlich, ergib Dich ganz!
Du gehörst nicht der Dauer, gehörst nicht der Treu, —
Der Tod ist Dein süßester Glanz.

Im Lächeln [illegible]ürze die Thräne hervor,
Und Leb[illegible] a[illegible] Leben verbrenne sich schnell,
Dann jauchzen vereint die Geister empor,
Ein sonnetrunkener Quell.

O sel'ger Gestalten betäubende Macht.
Die Arme streck' ich glühend hinaus.
O hemmet des Fluges verworrene Pracht!
Am Busen ruhet mir aus! —

Sie schwinden dahin, ein leuchtender Schaum.
Meine Seele verschmachtet, zerstückt ist mein Sinn.
Und stille wirds im unendlichen Raum.
Weh mir! Wo rett ich mich hin?

Der Herr sieht mich an mit dem Auge der Nacht.
Er ruft. Antworten kann ich ihm nicht.
O Hölle, wo ist Deine Zaubermacht?
Mein Herz in der Tiefe zerbricht.

Da schwebt durch den Aether ein seliges Lied,
Wie aus reinem Krystall, aus jungfräulicher Brust.
Erlöst schau' ich auf, und vorüber zieht
Maria, der Himmel Lust.

Es ist aus dem Bisherigen wohl ersichtlich geworden, daß in Hernandez Krankheit die geheimnißvolle Knospe eines tiefen, innigen Einverständnisses mit seiner Pflegetochter, ja einer sein ganzes Innerstes ausfüllenden Liebe zu ihr zum Ausbruch kam. Ich brauche kaum zu sagen, daß Juana alle diese köstlichen Ergießungen andächtig als einen heiligen Schatz in sich aufnahm, und dadurch ihrem Gemüthe für alle Zeiten eine schmerzlichselige, unverwüstliche Grundlage gab. Für sie war überdies ihr Vater und Meister nicht gealtert. Sie trug immer noch sein Bild von jenem ersten schönen Abende in sich, da er sie auf seinen Armen in sein Haus getragen und sie in seinen Mantel gebettet hatte. Und strahlten denn nicht jezt noch seine Augen wie belebende Sonnen über die eingefallenen Wangen hin? die hohe Stirne, das wallende Haar, die geistreichen Lippen — deuteten sie nicht eben das an, was sie das

Erstemal so überraschend zu dem würdigen Freunde hingerissen hatte? — Ja, sie wußte es, ihr könne er nicht sterben. Denn je mehr und mehr jenes erste schöne Bild der Seele des Mädchens eingewachsen war, um so inniger verflocht es sich auch noch später in ihre Träume, als er schon an Kraft abnahm, und ihre eigene Blüthe mächtig hervorbrach. So verehrte sie in ihm dankbar, den Vater und Lehrer, und daneben bewunderte, liebte, betete sie die geistige Gestalt des edlen Freundes an. Zwischen den welkenden Blättern seines sterblichen Theils sah sie schon die himmlische Blume seines ewigen Wesens glühen. Ihr Schmerz war daher nicht leidenschaftlich. Sie konnte sich nur nicht von ihm trennen, wie man einen Freund in den Wochen vor einer Reise doppelt zu besitzen sucht. Eines nur konnte sie nicht verwinden, daß Franzesko diese Stunden nicht mit ihr theilte. Doch erfuhr sie das Wunderbare, daß die lebhafte Sehnsucht nach ihm ihn oft so lebendig zu ihr herzauberte, daß sie Stundenlang ihn zu sehen, zu hören, ja seinen Athem zu empfinden schien. Juana hatte sich die Pflege des Kranken zulezt fast ganz allein zugeeignet. Die Frau ließ sie gewähren, da sie wohl fühlen mochte, daß ihre Gegenwart wenigstens überflüssig sey. Auch wurde die Pflege leichter, indem Hernandez an kör-

perlichen Kräften zunahm, und wenigstens einige Stunden des Tages ausser dem Bette zubringen konnte. Seine Art zu reden änderte sich jedoch nicht. Er schwärmte fort und fort in den angedeuteten phantastischen Regionen. Juana war es endlich so gewohnt geworden, daß auch das Seltsamste sie nicht mehr zu irren vermochte, ihr Geschäft war nur, in die Lücken mit einer milden Klarheit einzugreifen und das Verworrene in goldene feine Fäden einer wunderbaren Poesie-Enthüllung zu ziehen. Daher achtete sie es auch nicht, wenn der Kranke wieder häufiger der nächtlichen Besuche des Kleinen erwähnte. Ja sein körperlicher Zustand verbesserte sich nach und nach so, daß Juana es wagen konnte, ihn sogar auf Stunden zu verlassen, um sich selbst die nöthige Erholung durch Reiten zu verschaffen. Ach! schmerzlich büßte sie diese Erquickung.

Sie war so eines Abends noch durch den Wald geritten, nachdem sie den Kranken in einem wohlthätigen Schlafe verlassen hatte. Sie hoffte zwar nicht seine Genesung, aber sie glaubte ihn allmählig einem leisen schmerzlosen Entschlummern entgegengehen zu sehen. Er war eben heute so ruhig, so milde gewesen. Wenn sie daher auch seines baldigen Todes innerlich gewiß war, so war sie doch eben so weit davon entfernt, ihn

in der nächsten Stunde zu erwarten. Und wie süß, wie hoffnungsreich sprach zu ihr die Stimme des Waldes! Wenn ein junges, vollkräftiges Leben an einem Krankenbette verharrt, so scheint es ihm, als müßte es einen Theil der Leiden auf sich nehmen, es müsse selber stocken und mit in die tödtliche Ruhe eingehen; denn je stärker die Lebenskraft, um so tiefer ist das liebende Mitgefühl. Aber so wie es sich aus der bedrückenden Atmosphäre befreit, so dringt auch der eigenthümliche Lebensmuth, die Freude der Gesundheit doppelt stark durch alle Poren und ergießt sich schwelgerisch durch Luft und Duft. So fühlte sich auch Juana jezt von einer volleren Strömung getragen. Die Glieder zuckten in wohlthätigen electrischen Schlägen. Heisser wuchs die bewegliche Gestalt an das schnaubende Roß. Wie ein Strom schoßen ihre Gedanken durch die Lüfte. Wie viel hatte ihr jeder Vogel zu sagen! Die Blumen, wie waren sie alle so rasch emporgewachsen! Wie viel Mährchen hatte der Strom, der Vielwisser, ihr aufgespart! Ja, sie mußte endlich langsamer reiten. Auch hatte sie sich wirklich in das Dicicht verwirrt. Schräge blizten die Sonnenstrahlen auf den verworrenen Pfad und ein kühler Wind verkündete schon die Dämmerung. So war auch ihre Stimmung nach und nach

abendlich und eintönig geworden und verlor sich in eine sonderbare Bangigkeit. Es war nicht Sorge um das Nachhausefinden; der Wald war ihr ja so bekannt und ein augenblickliches Verirren konnte der sichern und kühnen Reiterin nicht bange machen. Es war auch nicht Angst um den Kranken; er war ja eben heute so klaren Geistes gewesen, und ein lieblicher Schlummer hatte ihr freundlich die Pflege aus den Händen genommen. Und doch — von Minute zu Minute wuchs das unheimliche Gefühl; drohte ein Unglück? hatte ein Dämon ihr zugewinkt? Ja es nahm ihr soweit die sichere Haltung, daß sie die schon gefundene Richtung abermals verlor, und aufs Neue über Gebüsch und Gräben setzen mußte. Sie wußte sich keinen Gedanken deutlich zu machen. Wie ein Nebel schwammen die düstersten Ahnungen vor ihrer Seele, und vermochten sich nicht zu gestalten. Endlich war sie auf dem geraden Wege zu dem Bauplatze. Da war es ihr, als hörte sie ein fernes Klagen ohne bestimmte Richtung, bald daher, bald dorther. Das Pferd schauderte vor einem leuchtenden Faulholze. Dicht vor ihr krachte ein vom Sturme gebrochener Ast zur Erde. Aber sie konnte doch endlich einen geraden Weg verfolgen. Es fesselte sie doch nicht mehr ein höhnischer Zauberkreis. Sie suchte sich die trübe Ahnung aus dem

Sinne zu schlagen, und trieb das Roß rasch an, wie von Verzweiflung getrieben. So hatte sie denn den Wald hinter sich gebracht; pfeilschnell flog sie den sanften Abhang hinunter und hörte schon das Geräusch der Springbrunnen im Park, sah schon die schlanke Gestalt des neuen Schlosses trunken in den lezten Sonnenflammen sich baden. Wahrlich, das ausgeführte Werk machte dem Geiste des Erfinders Ehre! Auf's Anmuthigste standen die Massen vertheilt; zierlich erhoben sich die Säulen und das fast flache Dach schien anf dem Ganzen nur zu schweben, und keinen Theil zu drücken. Die großen Fenster rissen sich eifersüchtig um das Licht, die köstlichen Hallen zu vergolden; die breiten Treppen und die hohen Portale lockten ein lustiges Menschen-Geschlecht unwiderstehlich heran. Und welche angenehme Kühlung verbreiteten die Steinmassen um sich! Dem lauten Feste, der seligen Ruhe war auf gleiche Weise vorgearbeitet. Und nicht diesen allein. Denn von den Pforten aus schlang sich, von lebendigem Wasser durchzogen, ein Zaubergarten in labyrinthischen Gewinden dahin. Da war der geheimen Lust ein unendlicher Stoff gegeben, in immer neuen Spiegeln sich zu berauschen, auf immer neuen Punkten, in Hütten und Grotten sich doppelt zu entzünden. Konnte durch diese freundliche

Wildniß ein ungeweihtes Auge dringen? Wege und Stege, Brücken und Bänke, Seen und Springbrunnen, Offenes und Geheimes, alles war nur für den Schwärmezug eines entbrannten Liebespaares berechnet. — Wirklich konnte der Bau jezt in jeder Rücksicht für vollendet gelten; alle Gerüste waren abgetragen, und auf den nächsten Tag die erste glänzende Fête angesagt. Juana freilich hatte jezt nicht Zeit, sich der Betrachtung der zauberischen Erscheinung hinzugeben. Athemlos flog sie dahin, und schon hörte sie verworrene Stimmen vom Platze vor dem Schlosse her. Ein Zusammenlauf des Volkes scheint dort stattzufinden. Sie kann weder Gestalten, noch Worte unterscheiden. Ist ein Aufruhr der Bauleute ausgebrochen? Hatten sich Feinde herangewagt? Sie kann es nicht begreifen. Da trifft ihr Blick die eine Ecke des Dachs, über die ein Pegasus hervorragt. Was erschrickt sie? Was zuckt die Hand mit dem Zügel, daß auch das Roß sich schaudernd bäumt? Ja, sie kann nicht zweifeln, — ihr scharfes Auge hat ihn erkannt, es ist Hernandez, der auf der schwindelnden Höhe steht, der auf das marmorne Pferd sich schwingt, mit rasender Hast seinen Hals erklettert und auf der schrecklichen Höhe nur durch Zauberkräfte gehalten schwebt. Da ist kein fester Tritt,

kein menschlicher Halt! Nur Sonnenstrahlen können sich da wiegen, nur Winde vorüber fahrend hier ausruhen. Wer dort oben nur säße, müßte, vom Schwindel gepackt, in die Tiefe stürzen. Denn kaum ein Vorsprung zügelt die schauerliche Gier nach dem Abgrund. Tief unten schweift sich erst die marmorne Treppe aus. Aber wie wagt es der Verzweifelte, sich aufzubäumen, aufrecht zu stehen, wo kein Boden ihn sichert, wo er in schwankem Geichgewicht Gott versuchen muß? Dieses Pferd erhebt sich nicht mit ihm, trägt ihn nicht in seligem Dichterfluge durch die Lüfte. Es steht in kalter steinerner Ruhe, es fühlt nicht das Zucken der menschlichen Leidenschaft auf seinem Rücken, es wird nicht erstaunen, es wird sich nicht rühren, wenn es seinen wilden Reiter im Abgrund zerschmettert sieht. Und doch er steht, fest steht er und schwankt nicht schwindelhaft. Welche Kraft der Hölle hält ihn? Sein Haar wallt, leicht vom Winde gekräuselt; den schwarzen Mantel bauscht der leise Abendwind, und auf der goldenen Kette, die schwer über die Brust niederhängt, spielen die lezten Sonnenstrahlen. Sein Antliz glüht; er scheint Uebergewaltiges in der Seele zu bewegen. Kühn schreitet der eine Fuß auf die äusserste Spitze; und auf dem andern scheint er ruhend zu schweben. — Wehe! warum dringt kein Vernünftiger

rettend hinauf? wie gelang es ihm, die entsetzliche Einsamkeit zu erklimmen? zeigt sich kein Freund? Ach! Alles ist zu rasch. Das Volk steht betäubt, es schwankt verworren, Niemand gibt der trägen Masse eine Richtung. Ein entsetzliches Wort noch überdies lähmt die, welche helfen wollen; der Künstler, heißt es, habe sich dem Bösen verschrieben, nun sey das Werk vollendet, die Zeit erfüllt; hier könne der Mensch nicht eingreifen. — Juana sieht, daß Eile hier nicht mehr retten kann, aber dennoch spornt sie das treue Pferd zu übermächtiger Anstrengung. Mit dem lezten Sonnenstrahl bricht es unter ihr zusammen. Sie jagt die lezte Terrasse zu Fuß hinab — aber schon ward Hernandez todt hinweggetragen.

Es ist wohl überflüssig, nun noch darstellen zu wollen, wie das Volk alle Schuld des trefflichen Künstlers durch seinen absonderlichen Tod für hinlänglich, ja für mehr als gesühnt angesehen; wie es ihm daher in Schaaren zum Begräbniß gefolgt sey, und seinen Staub hoch verehrt habe. Seine Frau ward die völlige Beherrscherin des Don Enrico, überlebte aber den Triumph nicht lange; sie wurde bei einem Guerilla-Angriff von zürnenden Rachegeistern niedergehauen. So blieb denn von dem ganzen Hause nur Juana und

das Kind des Hernandez übrig. Denn von Franzesko hörte man nichts mehr. Juana ward von einem berühmten italienischen Sänger aufgegriffen, der aus Laune die spanischen Berge durchzog, und sie in eine harte, wenn gleich wohlthätige Schule nahm. Sobald sie sich selber vertrauen konnte, trieb es sie fort aus dem Lande, das ihr eben so schmerzlich als lieb geworden war. Zu viele traurige Erinnerungen hafteten an dem schönen Boden. Sie glaubte keinen freien Athemzug thun zu können, bis sie über die Grenze wäre. Und so konnte sie es kaum erwarten, Spanien zu verlassen, obgleich sie entfernt nicht wußte, wohin sie sich wenden sollte. Sie überschritt endlich die Pyrenäen, den kleinen Pietro, Hernandez nachgelassenen Knaben, der die Violine meisterhaft zu spielen wußte, an der Hand, und sang nach den Thälern ihrer Heimath zurück:

So hab' ich meine Lust begraben;
Die Welt vergilt mir reich mit Leid.
Wird mich die fremde Sonne laben?
Die Seele trägt das alte Kleid.

Die Sonne werd' ich sinken sehen,
So weit ich ostwärts ziehen mag,
Und täglich mit ihr niedergehen
Wird meiner Freude kurzer Tag.

Zur Seite geht der blasse Knabe,
Den nur der Heimath Gluth ernährt;
Und thränenvoll lehn' ich am Stabe,
Daß unsre Bahn in's Dunkle fährt.

Ach, der sucht nicht das heitre Leben,
Der von dem seligsten sich trennt.
Nicht Trost soll uns die Fremde geben,
Die unser Leid und Glück nicht kennt.

Nur Eines haben wir gerettet,
Der Saiten Ton, der Stimme Klang,
Das Bild der Heimath liegt gebettet
Geheim im rührenden Gesang.

Und wie ein Ton dem Mund entfliehet,
Zerschneidet Wehmuth tief das Herz,
Und so der Geist allmählig ziehet
Auf Tönen wieder heimathwärts.

Die Geschichte

vom

Leim und der Mariandl.

Vorbemerkung.

Zwei Personen in der nachfolgenden Erzählung sind dem Publikum aus einem beliebten Theaterstücke her wohlbekannt. Wenn zwar das gedachte Stück seinem Zwecke gemäß in einer etwas niedrigen Sphäre sich halten mußte, so darf doch gewiß der Gedanke seines Verfassers, in das innere Leben des Volkes hineinzugreifen, äußerst glücklich genannt werden. In diesem Sinn hat man sich

hier an die wohlbekannten Namen angeschlossen und geglaubt, hiedurch für die folgende Idylle dem Publikum eine nähere Theilnahme abzuschmeicheln, als dies vielleicht bei wildfremden Figuren zu erwarten seyn dürfte.

Der Leim aus dem Erzgebirg war ein Schreiner von Profession, und arbeitete in Wien bei einem reichen Meister, in dessen Töchterlein er sich verguckte. Die schöne Mariandl war eine lustige, braune, mit vielerlei Gaben gesegnete Dirne, und mochte nichts lieber, als auf der Brigittenau oder im Wurstlprater sich auf dem grünen Gras herumtummeln, Blindekuhspielen, sich mit flinken Burschen haschen, uud ihnen den Plumpsack aufmessen. Dabei sang, pfiff und schwazte sie den ganzen Tag und die halbe Nacht durch, puzte sich, wußte alle Stückchen der Leopoldstadt auswendig, ahmte Komödianten und Pfaffen nach, war ihres Vaters Augapfel und das Kreuz ihrer Liebhaber, und kniete übrigens im alten Stephan so fromm wie eine Andere. Kein Wunder, wenn sie den stillen Leim ganz übersah. Denn

bis er nur wagte, die Augen gegen sie aufzuschlagen, hatte sie sich zehnmal im Kreise herumgedreht. Auch konnte er die vielen Lustbarkeiten nicht alle mitmachen, theils aus Ueberfluß an Herzenskummer, theils aus Mangel an Geld. So hatte sie keine Gelegenheit, sein ordentliches, braves Gemüth, seinen guten sächsischen Verstand kennen zu lernen, und in das Bergwerk seiner Sehnsucht hinunterzusteigen. Dazu kam, daß er meistens blos die Särge zu machen hatte, und der Anblick eines Sarges war der schönen Mariandl eben so in den Tod zuwider, als dem betrübten Leim süß und angenehm. Sein Vater, der Schulmeister, hatte ihm auch so gar ehrfürchtige Begriffe von dem weiblichen Geschlechte beigebracht, und ihm sogar oft den Spruch vorgesagt: Wer ein Weib ansiehet ihrer zu begehren u. s. w., daß der gute Leim glaubte, wenn er nur die Mariandl herzhaft anschaue, so breche er die Ehe mit ihr, obgleich er wohl wußte, daß sie noch keinen Mann habe, und nur gar zu gerne selbst dieser Mann gewesen wäre. Ihr Kleid einmal anzurühren, das fiel ihm gar nicht ein; oder wenn es ihm einfiel, so glaubte er, er müßte gleich die Hand abhauen und in's Feuer werfen. Und doch brauchte er diese seine Hand so nothwendig. Denn ganz im Stillen, mit-

ten in seinem todten Meer von Gram, bereitete er etwas vor, wozu ihn erst die pure Verzweiflung gebracht hatte, um doch eine Thätigkeit zu haben, woraus ihm aber nach und nach, erst ganz leise, aber dann immer mächtiger die Hoffnung erwuchs, es möchte der Mariandl — ihre Liebe abgewinnen? Ihre Liebe? Ach, Gott behüte! Nein, so unverschämt war der Leim aus dem Erzgebirg nicht; ihre Liebe war für ihn, wie die Stiftshütte für das Volk Israel — nein, nicht ihre Liebe, aber doch wenigstens einen freundlichen Blick. Er wußte nämlich, daß sie nichts Lieberes auf der Welt hatte, als das Leopoldstädter Theater. Nun beschäftigte er sich in müßigen Stunden damit, ganz heimlich ein Modell von diesem Theater mit Dekorationen und Maschinen und Allem, was dazu gehört, auszuarbeiten. Ach! mit wie schwerem Herzen zimmerte und hobelte er an den niedlichen Sitzen, Leitern, Orchesterpulten! Das Häuschen war zwar nicht dem Regen des Himmels ausgesezt; aber er mußte doch große Dachrinnen dran machen, weil er so oft den bittern Regen seiner Thränen darauf niederfallen ließ. Es ging langsam, bis zu ihrem Geburtstag sollte es fertig werden. Bis dahin hatte er noch so manchen Tag sich zu grämen, zu fasten, in den Winkel zu sitzen. Die Gesell-

schaft seiner Mitgesellen ward ihm Abends ganz unerträglich, und schlafen mochte er auch nicht. Daher sezte er sich oft in der Dämmerung in einen seiner Särge, und blieb die ganze Nacht darin sitzen, mutterseelenallein. Um die Zeit lernt er den Zwirn kennen, der einen reichen Vater hatte, aber ein Thunichtgut war, und sein Geld an Wein und Mädels verschwendete. Der Zwirn war nämlich ein Hauptanbeter der Mariandl, und sie mußte ihn an sich kommen lassen, weil der alte Zwirn und der Mariandl ihr Vater gute Freunde waren. Sie mochte übrigens den windigen Patron nicht recht leiden, obgleich er ihr mit seinen Balletsprüngen, Taschenspielerkünsten und bösen Reden tausend Späß machte. Denn er hatte bei seinen sonstigen Bekanntschaften, wie er selbst sagte, ein gewisses nobles siegreiches Air angenommen, welches aber gewaltig zudringlich gewesen seyn muß. Sie hatte ihm daher immerfort nur auf die Hände zu schlagen und mußte tausend Listen gebrauchen, um ihn immer recht kurz zu halten, daß sie z. B. jederzeit etwas liegen ließ, das er nachholen mußte, oder daß sie unnöthiger Weise Halstücher und Schachteln mitnahm, welche er tragen mußte. Er bekam auch immer bei'm Spiel die derbsten Ohrfeigen von ihr, und wenn's an's Pfän-

derlösen ging, so hatte sie immer ein paar gepfefferte Neckereien für ihn bereit, sey es nun, daß er sich mußte mit Wasser begießen lassen, oder daß er auf einem Betttuche geprellt wurde, oder dergleichen. Dem ungeachtet rühmte sich der Zwirn offen ihrer Gunst, und schnitt darüber Abends in den Schenken mehr auf, als er den ganzen Tag Tuch zugeschnitten hatte. Ueberdies hielten es die Bekannten für ausgemacht, daß die Väter ihre Kinder zusammengeben wollten. Der Zwirn, der ein gar großes Maul hatte, obgleich er viel gehänselt wurde, glaubte nicht leben zu können, wenn er nicht selbst immer Jemand zum Hänseln hatte, dem er dann gleich mit Zinsen bezahlte, was er von andern Seiten eingenommen hatte. Auch gab es unter seines Vaters Lehrburschen immer einen oder den andern Hornkopf, der aus Furcht vor dem alten Zwirn sich dazu hergab. Denn dieser hatte eine Affenliebe zu seinem ungerathenen Söhnchen. Sowie aber der Zwirn den Leim kennen lernte, verabschiedete er sogleich seine bisherigen Schleifsteine, weil ihm der stille blonde Leim mit seinem dicken Hals und gutmüthigen fetten Rücken zu diesem Aemtchen wie geschaffen schien. Allein er täuschte sich. Der Leim hätte sich zwar von der Mariandl zu Tode quälen, rädern, viertheilen, ja schinden lassen;

aber unter Männern verstand er keinen Spaß. Da
regte sich gleich das Erzgebirg in seinen Fäusten. Dem
ungeachtet ließ sich der gute Leim die unverschämte Be-
handlung einige Tage lang gefallen, ob ihm gleich das
Gift auf den Lippen saß. Das macht, er bildete sich
ein, der Zwirn sey der Schatz der Mariandl und
ihr Künftiger. Deswegen war ein wunderlicher Zwie-
spalt in seinem unschuldigen Gemüth, ob er den Zwirn
hassen sollte, oder lieben, anbeten oder todtschlagen.
Sollte er ihn prügeln, so mußte er sich ja fürchten, das
Herz seiner Allerliebsten mit zu treffen. Sollte er ihn
verehren, so erniedrigte er sich ja selbst vor ihren Augen
und machte sich zu ihrem Gespötte. Endlich, weil er
aus dem Erzgebirg war, und eines braven Schulmeisters
Sohn, überwog die Liebe, und er beredete sich, daß der
Athem der schönen Mariandl den Zwirn umdufte.
Eines Tags aber trieb es der Zwirn doch gar zu
bunt. Er hatte des Leims abendliche Sargbelustigun-
gen ausgekundschaftet, und beschloß sich damit ein ganz
extrafeines Gaudium zu machen. Er versteckte sich
nämlich ein Mal in der Dämmerung, ehe der Leim
kam, in der Werkstatt, und hielt sich still, bis der Leim,
nachdem er einige Zeit an seinem Leopoldstädter Thea-
ter gearbeitet hatte, endlich in seinen Sarg hineinstieg.

sich erst darein sezte und dann, überwältligt von Kummer, gar darin niederlegte. Nun kroch der heimtückische und furchtsame Schneider auf allen Vieren heran, ganz leise — und hui da! hatte er den Sargdeckel über dem Leim zugeschlagen, und beschwerte ihn mit großen Steinen. Darauf rief er mit großem Geschrei die Mariandl herbei, die ein ganzes Rudel von Mädels an diesem Abend bei sich hatte, bat sich viele Lichter aus, und machte ungemein feierliche Anstalten. Die Mädchen wußten erst nicht, sollten sie lachen oder sich fürchten. Denn es stand Alles voll von Särgen, und die hohe gewölbte Werkstatt war in der nächtlichen Stille wie eine Gruft anzusehen. Nur die Mariandl war ganz guter Dinge; denn sie hatte nie keine Furcht; sie hatte auch ein kleines, ganz winziges Bärtchen auf der Oberlippe, das ihr ausnehmend wohl stand. Der Zwirn hängte nun einen Mantel um sich her, und nahm das Wesen eines Kapuziners an, welches ihm sehr leicht war, da er in frühen Jahren schon eine Glatze hatte. Er machte wunderliche Gesten, und schwazte alle lateinischen Worte, die er wußte, der Reihe nach her. Die Mariandl hatte ihm indessen, damit die andern von ihrer furchtsamen Stimmung abkommen sollten, einen Esel, aus Goldpapier ausgeschnitten, wie sie deren gerade

bei der Hand hatte, auf den Rücken geheftet, ohne daß er's merkte. Wirklich kicherten nun auch ihre Freundinnen ganz vernehmlich; er meinte aber, sie lachten über seinen Witz, und machte noch entsetzlichere Faxen. Endlich fragt ihn die Mariandl, was er denn vorhabe? — Er wolle einen Todten heraufbeschwören, sagt er. Da erschrecken die Mädels wieder. Darauf sagte er weiter: Sie dürfen nur befehlen, was für einen Todten ich aufwecken soll, — und bittet die Mariandl, ihm einen beliebigen zu bestimmen, wo möglich solle sie einen recht lächerlichen, kläglichen, dummen Teufel — wie den Judas Ischarioth, oder den armen Konrad, oder den Hugo Oerindur verlangen. Darauf sagt die Mariandl, er solle nur seinen eigenen buckligen Urgroßvater, den kaiserlich königlichen Hofrath, Leibnarren und Privatpavian auferwecken. Das kränkte zwar den Zwirn ein wenig, namentlich als die hübsche Dirne fortfuhr, wenn das Grab dann wieder einen wolle, so könne er selber sich hineinlegen; dann habe man doch des Urgroßvaters Witze aus erster Hand, und als selbst gelegte Eier. Allein weil Alle lachten, so lachte der Zwirn selbst mit, und hoffte, sobald nur der Leim zum Vorschein käme, so würde sich ja doch aller Spott doppelt und dreifach auf den kehren. Aber er verrech-

nete sich. Denn kaum hatte er den Sargdeckel abgehoben, so griff ihn der Leim, der ganz außer sich war, an den Beinen, und zog ihn, indem er selbst aufstand, mit einem gehörigen Viatikum von Prügeln an seiner Statt nieder in das scheusliche Gehäus, sezte den Deckel wieder auf, und schlug ein paar Nägel hinein. Wie er aber fertig war, so gerieth er in die größte Verlegenheit und Bekümmerniß, da ihm nun einfiel, er habe eigentlich die Mariandl selber da eingesperrt. In seiner Bestürzung hörte er nicht, wie alle die Mädels, und vorne d'ran seine Herzallerliebste, ihm Beifall klatschten und mit großem Vergnügen sangen: Der Leim, der Leim ist mein Vergnügen! er sprang vielmehr wie ein ertappter Verbrecher mit einem ungeheuren Satze zum Fenster hinaus, wobei er das halbe Fenster mitnahm. Er lief im schönen Sternenschein durch ganz Wien in der größten Verzweiflung. Er meinte, jezt dürfe er der Mariandl nicht mehr unter die Augen treten. Ach! und sie hatte so ein Paar liebe schwarze Augen, funkelnder als der Diamant im grünen Gewölbe zu Dresden. Jezt glaubte er, sie müssen Zornfunken sprühen, wie Pechfackeln. Und überall sahen sie ihn an, aus den Straßenlaternen, ja aus den himmlischen Sternen selber. Wie er auf die Donaubrücke

kam, war sein Inneres schon so sehr ein Feuerstrom von Angst, Entsetzen und Verzweiflung geworden, daß er meinte, er müsse sich ohne Weiteres in die kalten grünen verschwiegenen Wogen hinunterstürzen. Aber auch aus dem Strome herauf blizten ihn wieder die lieben Tiegeraugen an, und es war ihm, als sehe er seine Liebste in Gestalt der Donaunixe auf einem feurigen Besen reiten, und einen Flammenregen nach ihm spritzen. Schaudernd floh der Arme von dannen, die Jägerzeil hinab; umsonst sangen ihm die Nachtigallen von Mariandls keimender Liebe zu; er fand nicht Ruh' noch Rast, bis im Wurstlprater, wo er sich auf Mariandls gewöhnliches Ausruheplätzchen hinwarf, um es mit verzweiflungsvollen Thränen zu benetzen. Ach! da duftete der Wald so würzhaft von einem Strichregen, da schwazten die Bäume so vertraulich in der Kühle; wie freundlich guckten die Schlüssel- und Gänseblümchen aus dem langen Grase hervor. Alle sprachen von Mariandl, wie sie heute da gewesen sey, wie sie so schön ausgesehen und alle Blumen verdunkelt habe. So tröstlich blickten die Sterne, so hoffnungsmächtig rauschte der Strom in der Ferne. Da sezte sich endlich auch der Leim auf, erst nur den Kopf an die Bank gelehnt; endlich wagte er sogar, sich selbst auf

die Bank zu setzen, die seine Liebste geweiht hatte. Wie ihm die laue Nachtluft so buhlerisch um den Nacken strich, da ward es ihm nach und nach, als müßte es jezt bald besser werden, als könnte, wenn auch spät, ein Tag kommen, wo er die Hand der lieben Mariandl in seine Hand nehmen und ein Brautbette oder gar eine Wiege für sie hobeln und leimen dürfe. Wenn ihm nur der Himmel ein Zeichen geben wollte! dacht' er; und siehe da, nicht sobald hatte er es gedacht, so sieht er im Grase zu seinen Füßen ein Strumpfband liegen, Gott sey uns gnädig! wahr und wahrhaftig ein Strumpfband. Wenn es von der Mariandl wäre! O du Seliger! Er hatte es schon zehnmal geküßt, ehe ihm beifiel, es könnte doch auch von einer anderen seyn. Aber was wollte das sagen? Genug, wenn es nur möglicher Weise auch von ihrem lieben Knie sich gelöst haben konnte. Denn wenn nur die Möglichkeit hievon nicht zu läugnen stand, so wäre es ja Sünde gewesen, die Reliquie im feuchten Gras bei Grillen und Käfern liegen, und von naseweisen Fliegen beschmeissen zu lassen. Und wieder drückt' er's an Herz, Mund, Stirn und Augen, wie eine heilige Priesterbinde. Es war ein Wunder, daß er es nur nicht hinunterschluckte. So hatte er ihm schon alle möglichen Ehren angethan, bis

er endlich darauf verfiel, es genauer anzusehen. Leider war die Nacht etwas dunkel, denn man hatte Neumond, daher er erst Stahl und Schwamm verlangen, und ein Schwefelholz anzünden mußte. Ach! wer beschreibt nun aber sein übergewaltiges, welt- und gottvergessenes Entzücken, als er wirklich den Namen seiner Herzallerliebsten mit Perlen auf dem Bande eingestrickt sieht? Nein, das war zu viel für den Leim, darauf war er nicht vorbereitet. Er stürzte sich auf die Kniee und schlug mit dem Kopf gegen den Rasen, wie eine fromme Nonne, als wollte er sich das Heiligthum ganz und gar in den Hirnkasten hineintreiben. Er hatte keine Gedanken, keine Empfindungen mehr. Der Stephansthurm, der Kahlenberg, der Leopoldsberg, und noch dazu sein ganzes Erzgebirg schien in der dunklen Stille um ihn her zu tanzen; und die Hoffnung schlug in seinem bescheidenen Kopf auf einmal ein ungeheures Pfauenrad auf. Nur so viel buchstabirte er sich noch zusammen, daß er das Band sein ganzes Leben hindurch unter der Weste als Uhrenband tragen wollte. Da nun aber die Gedanken der Liebhaber eintöniger und langweiliger sind, als Unkenruf und Froschgequäck in der Nacht, so wollen wir den Leim im Wurstlprater lassen, und wieder nach der schönen Mariandl sehen. Wir haben nachzuholen,

daß sie über den Sprung des Leim aus dem Fenster über die Maaßen erschrocken war, und eine lange Zeit ganz still und nachdenksam dastand, als wäre ihre lustige Seele gar nicht daheim in ihrem holdseligen Haus. Die Freundinnen stießen sich schon an und flüsterten sich allerlei in die Ohren, daß es der blonde Bursch ihr angethan, und ihr ein Ei in die Wirthschaft gelegt habe, und zwar ein großes. Endlich zupft eine davon sie am Schürzchen, — sie merkt nichts, — die andere zupft immer weiter hinauf, bis endlich am Ohrläppchen. Da fährt die Mariandl auf als wie aus einem Morgentraum. „Wo warst du?" fragte die Andere. „Im Wursllprater," sagte die Mariandl, und wird über und über roth. Wie sie aber das Flüstern bemerkt, da schießt ihr Aerger und Schaam zugleich über dem Mieder am schlanken Hälschen herauf, und wie eine wilde Katze fängt sie an um den Sarg herum zu tanzen, und dem gefangenen Zwirn ein Schlaflied zu singen: Eia Popeia! schlaf' süße Nachtigall! und so weiter; und reißt dabei die andern mit herum, daß sie wider Willen springen müssen und auch singen, ein toller Reigen; woraus man sehen kann, daß die Mädels oft tanzen und jubiliren und unsinnig seyn können, sie wissen selber nicht, warum? Der Lärm ward aber so

entsetzlich, daß endlich der Meister mit einem schweren Kopf und weingrünen Gesicht scheltend herunter kam. „Was habt ihr angolische Katzen?“ schreit er und holt zu einer Ohrfeige aus. Aber wie der Blitz witscht ihm sein Täubchen unter dem Arm durch, daß er die Hand nicht schlecht an dem Sargdeckel aufschlägt, und der Zwirn im Sarg drin miaut, als hätte er den Schlag gekriegt. Glühend wie eine Blutrose steht die Mariandl da und schnappt nach Athem. Um alles konnte sie nicht erzählen, was vorgegangen war: es war ihr, als hätte sie mit erzählen müssen, wie der Leim ihr so schön und gut erschienen sey, und ihr Herzchen im Sturm mit zum Fenster hinausgenommen habe! „droben,“ rief sie, „erzähl' ich Euch Alles, Vater!“ und lief die Treppe hinauf. Indeß erfuhr der Alte die Geschichte von den Andern, und ob er sich gleich fürchtete, der alte Zwirn möchte scheel dazu sehen, so gönnte er doch dem jungen Zwirn die verdiente Strafe; besonders ärgerte es ihn, daß der Zwirn den Leim hatte zum Narren haben wollen, auf den der Meister große Stücke hielt. Als daher der Zwirn aus seinem Grabe herausstieg, hielt er es für zweckdienlich, ihm eine gute Lehre und die der Mariandl zugedacht gewesene Ohrfeige auf den Weg ins neue Leben hinein mitzugeben.

Der Zwirn krümmte sich wie ein Wurm, aber schämen that er sich nicht. „Ich danke," sagte er, „für die beiden Ohrfeigen; um die erste thut mir's leid, daß sie mich nicht getroffen, und ihr Euch den Arm dabei verhoben habt. Schaut, Meister, die erste, die war doch offenbarer Luxus!" — „Blitz!" schreit der Meister, „ich glaube, der Zeisig macht seinen Hansnarren aus mir. Willst noch mehr?" und wirklich wollte er noch einmal vom Leder ziehen. Aber der Zwirn saß schon auf dem Fenstersims, indem er mit den Beinen sich den Schwung zum Hinausvoltigiren gab. „Verunköstigt Euch doch nicht!" rief er herüber. „Die anderthalb Ohrfeigen kosten Euch nun schon einen verrenkten Arm und achthalb Gulden Münz. Schlagt lieber den Mädels da den Tact zu ihrem Dreiteufelswalzer auf ihre **Culs de Paris** und ich kann Euch nur sagen, ich werde meinen Herrn Vater, den alten Herrn Zwirn, bitten, mir Satisfaktion zu verschaffen. Und mein Herr Vater, der alte Herr Zwirn, wird mir auch Satisfaktion verschaffen. Und dann wird sich's zeigen: ob ich ein **Point d'honneur** hab' oder keins. Ja, zielt nur — die Nürnberger henken keinen, sie hätten ihn denn vor. Nix für ungut, Meister!" und damit sezte er zum Fenster hinaus und sang spöttisch zum Laden herein: „Hast Du mich,

so kriegst Du mich," der Meister begnügte sich damit die Zunge zum Fenster hinauszustrecken und dem Schneider Hut und Mantel nachzuwerfen. Dann griff er noch den Mädels einer nach der andern an's Kinn! patschte sie auf den Nacken, fragte nach dem Wohlseyn des Herrn Vaters und der Frau Mutter, und bat sie, sein Haus bald wieder zu beehren. Nachdem sie weg waren, trampelte er endlich auch die Treppe 'nauf und stellte noch ein Examen mit der Mariandl an. Aus den verschiedentlichen Reden ihrer Freundinnen war ihm nemlich hinsichtlich des Leim nicht blos ein Licht, sondern eine ordentliche Pechfackel aufgegangen. Er fing daher sein Examen gleich damit an, daß er mit einer recht brummigen Miene sagte: „Schlag Dir den blonden Leim aus dem Kopf, Mädel! Du kriegst ihn nicht. Was? eine Wiener Bürgerstochter, ein Mädel, das für einen kaiserlichen Hofrath oder Leibschneider noch zu gut ist, und so'n Schulmeistersjunge aus dem Erzgebirg! Daraus wird nichts! Wart! Ich will Euch den Korb höher hängen. Gleich bekenne! Wie oft hast Du schon Abends bei ihm gesteckt? Was hast Du an ihn schon verschenkt? Wie oft hast Du Dich schon von ihm schmatzen lassen? Alle Hagelwetter! Eher soll der Stephansthurm auf dem Erzgebirg spazieren reiten, als ich so'ne königlich

sächsische Mesaillance dulde! Gleich 'raus mit der Sprache! Was? Wie? Wo? — Blitz sag ich. Der Leim ist ein braves Männel, und ein wackerer Schreiner. Aber an meinem Fleisch und Blut soll mir der Hungerleider nicht hobeln, der Ketzer! Um Gotteswillen! bedenk' nur Mariandl, daß er nicht im Schooße unserer heiligen Kirche sizt. Hui! mir brennt schon das Fegfeuer im Kopf! Aber so thu doch das Maul auf, Mädel!" Aber die Mariandl hatte sich indeß schon wohlbedacht, und war klug genug, sich zu stellen, als wüßte sie von nichts, und wären ihr lauter böhmische Dörfer, was ihr Vater da heraussprudelte. „Ich weiß gar nicht, was Ihr wollt," schloß sie ihre Rede, „ich habe den Leim heut eigentlich zum erstenmal recht mit Augen gesehen. Und von Schmatzen, Papa, — wie mögt ihr nur so närrisch reden! Zehn Gulden wollte ich geben für den ersten Kuß, den ich von ihm hätte!" So wußte sie klug Wahrheit und Täuschung unter einander zu mischen; und je mehr sie sich bemühte, dem Vater den Leim aus dem Kopfe zu reden, um so tiefer drückte sie sich das Bild dieses Leims, halb unbewußt, in ihr feuriges, zur Lieb und Treue geschaffenes Herzchen hinein. Der Alte wußte zulezt gar nicht mehr, woran er war. Die Schlaue hatte bemerkt, daß er

schon während seiner Predigt gähnte, und ihm daher ganz im Stillen den Sorgensessel herbeigerückt, auf welchen er denn auch jezt mit einem gehörigen „Plumph" niedersank. Sie sezte sich auf einen Schemel vor ihn nieder, indem sie ihm seine Limonade zu recht machte, und mit übergehängtem Köpfchen hinaufreichte, wobei ihre langen kohlschwarzen Haare sich lösten und ihr den wohlgebauten Rücken hinabfielen. „Es ist gar kein Citronenkern mehr drin," sagte sie dazu, „Du darfst kecklich schlucken. Schlaf wohl, Väterchen! Und laß Dir was vom Kaiser träumen!" Sie wußte wohl, die kleine Mariandl, wie sie mit diesen lezten Worten, besonders wenn sie den Ton so recht aus dem edelsten Schacht ihrer gesunden, metallvollen, jungfräulich spröden Brust heraufholte, den guten Alten zu Allem kirren konnte. Wirklich schlief er auch jezt ruhig ein, mit einigem Murren zwar, aber doch griff er, halb im Traum schon, sanft und leise in seines Töchterleins Locken, und ließ seine Hand wohlgefällig auf ihrem glänzenden Scheitel ruhen. Jezt erst vermochte das gute Mädchen ordentlich über das, was ihr begegnet war, nachzudenken. Warum war ihr denn bis jezt der stille Leim nicht aufgefallen? War er nicht schon längst ihres Vaters geschicktester Arbeiter und in jedem Sinne von ihm hochgeschäzt? Ja,

sie mußte sich gestehen, daß schon so Manches geschehen war, sie auf ihn aufmerksam zu machen. Mußte sie nicht seine stille Treue, seinen unermüdlichen Fleiß verehren? mußte er sie nicht durch sein feineres und zarteres Wesen gewinnen? Gewiß, wenn sie ihn nun mit all den lustigen, gewandten Burschen, die sie umschwärmten, in Vergleichung sezte, so verlor er zwar durch ein gewisses unbeholfenes Wesen; aber dann konnte sie sich doch nicht verbergen, daß er den Stempel einer edleren Natur an sich trage. Und vollends dem windigen Zwirn, der Spreuhülse gegenüber! Sie mußte von Neuem auflachen, wenn sie sich die ganze Scene wieder lebhaft vorstellte. Aber warum näherte sich ihr der Leim nicht, ihr, der Allgesuchten, der Blume, die jeden Schmetterling zu sich zwang? War es Stolz, war es Unempfindlichkeit, daß er sich immer so ferne hielt? Er konnte es doch, wenn er nur wollte, ohne Scheu mit all den Uebrigen aufnehmen; warum zog er sich, wie es schien, absichtlich zurück? Sollte das nicht die Eitelkeit, ja den gerechten Stolz der schönen Tochter des reichen Meisters beleidigen, die einen gewissen Grad der Huldigung schon seines Verhältnisses wegen von dem Zögling, ihres Vaters erwarten und verlangen konnte? Ja, es beleidigte sie, — und weil es sie beleidigte, so

verzieh sie es ihm auch auf der Stelle tausendmal im tiefinnersten Herzen; daß es freilich nur Schüchternheit war, die ihn zurückhielt, nur eine verrückte Uebertreibung von Bescheidenheit und Anbetung, das fiel dem guten Mädchen nicht ein, theils weil sie in der großen Residenzstadt eine solche Art von Charakter noch nie auch nur zu ahnen, Gelegenheit gehabt hatte, theils weil sie aus sich selbst eben gar nicht übermäßig viel machte, so gerne sie auch in den Spiegel blickte, und so wohl sie im Uebrigen mit ihrer kleinen Person zufrieden war. Aber was war es denn nun eigentlich, das alle ihre Gedanken seit diesem Abend an das Bild des blonden Jünglings gleichsam festnagelte? Keine Frage. Es war der männliche Stolz, der ihn fast wider Willen übermannt hatte, nicht sowohl der, welchen er gegen den heimtückischen Schneider, als der, welchen er gegen die Geliebte ausgelassen hatte. Denn ihr Herz sagte ihr, und wiederholte es ihr stets von Neuem, daß diese Flucht am allermeisten von der innigsten Liebe zeuge. Allein was nun thun? War sie denn ihrer Schlußfolgerungen so gewiß? Wenn sie sich nun täuschte? In keinem Falle durfte sie sich eine Blöße geben. Aber wenn sie geduldig die Sache ihren Gang gehen ließ, wie manchen bittern Zweifeln, wie unersprießlichen Ungewißheiten

ging sie noch entgegen? Und war sie überhaupt eine, die ruhig zuzuwarten vermochte? Konnte, sollte sie auf einmal ihre rasche, funkensprühende Natur verläugnen? Aber auf der andern Seite stand wieder ihr Vater — ihm war sie doch schuldig, wenigstens nichts zu übereilen, in der Stille zu prüfen und einen vernünftigen Plan vorzubereiten. Ach! und der Gedanke der Liebe, der Treue, des Stilleseyns und Geduldens überhaupt, wie ängstigte er die Kleine, die gewohnt war, wie ein Eichhörnchen unaufhörlich auf und ab am Baume des Lebens zu rascheln, und an jedem grünen Blatte zu naschen. Und leider, schon hatte sie den traurigen Beweis des Gelingens. Denn saß sie nicht schon seit drei Stunden auf ihrem Schemel still? lag nicht das Wirthschaftsgeräth, lag nicht ihr Mädchenputz und Kram unaufgeräumt umher? Hatte sie auch nur daran gedacht, ihren Flügel aufzureißen und noch einen Walzer in die träumende Nacht hinauszududlen? Stand nicht der Leim immer und immer vor ihr, sie mochte die Augen offen oder geschlossen haben? Sie fürchtete sich vor Morgen, und schon hatte sie sich in den neuen Tag hinüber gewacht; und wenn sie sich besann, was ihr den Tag irgend erträglich machen könnte, so war es nicht der Tanz in Döbling, nicht die Musik im Volksgarten, nicht

das Blindekuhspielen auf der Brigittenau, auch keine Donaufahrt nach Mölk, nicht die Hanswurste, noch das Feuerwerk im Prater, nicht die Galanterien ihrer vielen Liebhaber, noch weniger Zwirns abgedroschene Spässe, nicht einmal eine Kaffevisite bei einer ihrer Freundinnen, — nein, sonderbar, es war einzig die Idee, dem Leim gegenüber in einem seiner Särge zu sitzen. Schlafen konnte sie nicht — allein, so anmuthig es ist bei einem Mädchen von Fleisch und Blut, und vollends bei einem so schönen, wie die Mariandl war, eine Nacht, ja ein ganzes Jahr von Nächten durch zu verwachen oder zu verschlafen, so wollen wir doch das liebe klopfende Herzchen jezt unter seinem goldfranzigen Mieder ausruhen lassen, und uns wieder dem Leim zuwenden, den endlich der kalte fröstelnde Morgenthau aus seinen Entzückungen aufgeweckt haben wird. — Wir finden ihn denn auch ganz vergnüglich heimschlendernd, obgleich er sich oft mit Gewalt zurückhalten mußte, keine Capriolen zu machen, und nicht die Türken, die mit den Pfeifen im Mund unter den Kaffeehäusern saßen, in seiner großen Freudigkeit zu umarmen. Ach! der Morgen war so schön. Ein leichter Nebel hatte sich schon fast ganz gesenkt und verhüllte doch noch mit einem zarten geheimnißvollen Schleier den Lärm und das Getümmel

der frühbewegten Stadt. Nur einzeln blizten besonnte Fenster heraus, als sprängen flüssige Goldquellen aus dem Nebel. Der Stephansthurm schien sich höher als sonst in den schönen blauen Sommerhimmel hinaufzustrecken, und es wohlgefällig zu empfinden, wie die jungen Morgenstrahlen an seinen steinernen Blättern und Blumen hinauf und hinabspielten und muthwillig durch seine durchbrochenen Bogen und Spitzen schlüpften. Dem Leim schien der alte heilige Wächter der Kaiserstadt ohne weiters auch verliebt zu seyn — und warum sollte er's auch nicht seyn, in das schöne üppige Land, aus dem die schöne Mariandl hatte emporwachsen können? Mein Seel! Wie ich in Wien war, kam mir der Stephan oft vor, wie ein alter, alter, versteinerter Kaiser, der sich von dem gottgeliebten Land nicht losreißen kann, und so in freundlichem Traume drüber hinschauen wird noch unter den spätesten Geschlechtern und bis an der Welt Ende. Wie lustig kamen dem Leim jezt die grünen Wellen der Donau vor, wie ganz anders als in der Nacht! Nicht mehr auf einem feurigen Besen, sondern in dem Kelch einer Wasserlilie schien ihm jezt die Mariandl darauf hinzuschwimmen. Mit Blumen warf sie jezt nach ihm; und ihre Augen sprühten nicht mehr Zornfunken; sie schimmerten und

schwammen nur noch wie Sterne hinter einem sanft-verschleierten Abendhimmel. Es trieb ihn wieder mit Macht hinab in die kühligen Wasser; aber nicht die Verzweiflung, sondern der Ueberschwang unmäßiger Freude. In vollen Zügen athmete er die kalte Wellenluft, und hinter ihm her zog in leisen Strömen der liebliche Walduft des Praters herein. Er konnte sich nicht enthalten, alle Baarschaft, die er bei sich führte, an Bettler zu verschenken oder an Höckerweiber los zu werden, deren Waaren er im Uebermaaß kaufte, um sie in übermüthiger Lust sogleich sammt und sonders den Strom hinabzuwerfen. Ja, er wußte nicht, wie er eigentlich nach Hause kam. Müde fühlte er sich gar nicht. Er hatte die Empfindung, wie einer, der im Traume fliegt. Aber gar sehr verwunderte er sich, wie er beim Umbiegen in seine Straße den Zwirn vor der Werkstatt stehen sah; und noch mehr als er den Zwirn mit abgezogenem Hute ganz höflich und demüthig auf sich zukommen sah. In überaus artigen Ausdrücken trug ihm der Zwirn seine Freundschaft an, indem er ein Langes und Breites über seine, des Leims, vortreffliche Eigenschaften herunter schwazte, und wie er nur ein tiefgefühltes Bedürfniß befriedige, indem er ihn um seine werthgeschätzte Gewogenheit bitte, und wie es ihm

ein wahres, ganz execrables Vergnügen sey, sich einem so hochachtungswürdigen Fremden als Wegweiser und gleichsam Lohnbedienten in seiner Vaterstadt anzubieten. Ueber die gestrige Scene übrigens ließ sich der Zwirn keine Sylbe entschlüpfen. Vielmehr fuhr er nur immer fort, von den tiefgefühlten Verdiensten des Herrn Leim zu reden, wobei ihm freilich ganz unwillkürlich die Schultern juckten, an denen der Leim sein so preiswürdiges Verdienst ausgeübt hatte. Ehe der Leim sich nur recht besinnen konnte, hatte ihn der Zwirn schon in ein Kaffeehaus gezogen, ihm ein artiges Frühstück und ein Päckel ungarischen Taback aufgenöthigt. In der That, das lag ganz in der Art des Zwirn, wie es überhaupt den kürzgerathenen Personen hie und da eigen ist: Er war naseweis, zänkisch, frech, boshaft, tyrannisch; aber nur so lang, bis er seinen Mann fand, der ihm auf die Finger schlug. Ohne viel Umstände drehte er dann die verkehrte Seite hervor, und war höflich, demüthig, verbindlich, fast gutmüthig. Der neue und der alte Adam schienen ihm gleich bequem zu sitzen, und der Uebergang von dem einen in den andern ihn kaum eine Gemüthsbewegung zu kosten. Wenn der Leim gewollt hätte, so hätte er den Zwirn jezt ganz leicht mißbrauchen können; denn aus närrischer Eitel-

keit warf dieser das Geld an die, welche einmal sich in Respekt bei ihm gesezt hatten, ordentlich weg. Und nicht blos mit dem Geld, sondern es ist sonderbar zu sagen, auch mit seinen Liebschaften war er eben so freigebig. Ueberhaupt war er ein Perpetuum mobile, das Alles in der Welt gut finden und ertragen konnte, ausgenommen die Ruhe. Es war ihm nicht wohl, wenn er Geld im Beutel, wenn er einen guten Fetzen am Leib, wenn er eine verrückte Idee im Kopfe hatte; er mußte es von sich geben; Stillsitzen war ihm eine Höllenpein. Trinken, Zanken, Courmachen, Possenreißen, Spielen, Spazierenfahren, Hänseln und sich prügeln lassen — darin bestand das vielfarbige Tagewerk, worein er unermüdlich immer neue Abwechselung zu bringen suchte. Der Leim schüttelte zwar Anfangs den Kopf. Je gelenkiger das Gemüth des Schneiders war, um so zäher war das seine. Aber sein gutes Herz war so leicht zu erobern, mochte auch der Verstand sich aus hundert Schanzen vertheidigen. Gern verzieh er dem Zwirn sein früheres schnödes Betragen. Ja er verfiel sogar auf den wunderlichen Gedanken, zu dem freilich eine Bescheidenheit wie die seinige gehörte, der Zwirn werde aus lauter Mitleid so zuckersüß, derselbe wolle ihm gleichsam die weggeschnappte Liebe durch eine edel-

müthige Freundschaft ersetzen. Auch ward er hierin noch dadurch bestärkt, daß der Zwirn dem unwiderstehlichen Hang, mit seinen Eroberungen zu prahlen, schon aus dem Stegreif kaum, vollends aber gar nicht, wenn man ihn noch besonders darum fragte, sich widersetzen konnte. Der Zwirn wollte dabei dem Leim nicht wehe thun, er wollte nicht die Mariandl ins Gerede bringen, — er wollte nur sich selber im Spiegel sehen, an sich selber eine Freude haben und über sich selber erstaunen. Deshalb kam es ihm auch auf etwas mehr oder weniger nicht an; er richtete die Antwort ganz nach der Frage ein, und so trieb sich freilich der Leim eigentlich selber in Eifersucht und Gram hinein; und zwar immer um so tiefer, je ängstlicher er durch immer neue und neue Fragen davon loszukommen und einigen Trost zu erschnappen suchte. Zulezt beschied er sich eben damit, daß er unter einem bösen Sterne geboren sey; und dann fielen ihm alle möglichen traurigen Ereignisse wieder ein, die ihm in seinem Leben schon begegnet waren, zuvörderst, daß er als der Lezte von dreizehn Geschwistern auf die Welt gekommen war, daß der Pfarrer bei seiner Taufe das Wasser daneben gegossen hatte, daß sein Haar lange Zeit roth, und er in der Schule immer der Sündenbock für die Andern gewesen war, weil

der Schulmeister dazumal von seiner ältern Schwester einen Korb bekommen hatte. In der Kinderlehre wußte er immer, was der Pfarrer die Andern fragte; aber ihn fragte er immer nur, was er nicht wußte. Wenn er die Erlaubniß erhielt auszugehen, so fiel gewiß jedesmal Regen- und Hagelwetter ein, bei Nacht konnte kein Hund heulen, außer unter seinem Fenster; niemals fiel er in den Koth, als immer gerade, wenn er neue Kleider erhalten hatte. Wenn er was Nützliches gethan hatte, so erndtete er nie den Dank dafür; um so gewisser aber ward er für das Böse ausgescholten, was nicht er, sondern Andere gethan hatten. So mußte er auch jezt in Mariandls Augen als Missethäter erscheinen, da er sich doch bewußt war, nicht mehr gethan zu haben, als die elendeste Creatur, die sich wehrt, wenn man sie mißhandelt. Das Ende seiner Betrachtungen war, daß er nunmehr den Zwirn doppelt verehrte, theils als seinen Freund, und theils als der Mariandl beglückten Liebhaber. Der gute Leim! An der Menschenkenntniß, da fehlt' es ihm; wäre er nur einmal Kellner gewesen! Aber so ein Schreiner, der es nur mit dem Holze zu thun hat, dem verwächst der Geist auch endlich in seine Baumknorren und confusen Wurzeln. Und denkt man sich, daß er die Wiege macht und den Sarg, so ist's kein Wunder, wenn er sich

um das Bissel Leben, das dazwischen liegt, nicht eben viel bekümmert. — Der gute Leim! sage ich noch einmal, seiner geringen Menschenkenntniß wegen that er sich jezt Schaden bei vielen Leuten, die es in ihrer Langenweile mit ansahen, wie er mit dem Zwirn herumzog und von ihm frei gehalten wurde. Er konnte es denen Allen freilich nicht auf die Nase binden, daß er einmal an's Freihalten gar nicht dachte, daß er ferner bei den zweideutigen Gesellschaften, in die ihn der Zwirn brachte, ein blos müßiger Zuschauer war, und daß er mit derselben keuschen Zärtlichkeit neben dem Zwirn einherging, als ging er neben der Mariandl. Er konnte ihnen nicht die bittern Qualen aufbinden, die er in jedem heimlichen Zwiesprach mit dem Zwirn erlebte. Denn natürlich fragte er immer den Schneider, wie es mit seiner Liebsten stehe; und der Schneider verfehlte dann niemals, ihm irgend eine zärtliche Gunstbezeugung, ein eifersuchterweckendes Ereigniß unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit anzuvertrauen. Da hatte er bald ihr Hündlein aus einer Gefahr errettet, und die Mariandl hatte über das Fell des Hündleins hinaus sein eigenes Fell zärtlich gestreichelt; dann hatte er ihr ein Kleid angemessen, und die Mariandl hatte ihm, um ein ganz vollkommenes Meisterstück der

schönen Schneiderkunst zu bekommen, mit naiver Unschuld bei verschlossenen Thüren ihren göttlichen Wuchs gezeigt; ein andermal hatte sie ihm im Volksgarten bei einer rührenden Menuet von Beethoven zärtlich die Hand gedrückt; wieder ein andermal hatte sie ihn gefragt, ob er den Rehbock von Kotzebue gelesen habe, und dazu geseufzt, und zwar in einem Bosket; oder sie hatt' ihm eine Klette in den Nacken gesteckt und wieder hervorgeholt; ein andermal hatte sie ihn unter'm Tisch gestoßen, daß ihm Hören und Sehen verging; oder sie hatte etwas fallen lassen, das er aufhob und ihr Bein berührte; ja neulich, als ihn der Leim in den Sarg eingesperrt hatte, hatte sie die Mädchen fortgeschickt, den Deckel aufgemacht und ihn mit einem Kusse auferweckt; — es war noch recht bescheiden von dem Zwirn, daß er nicht weiter ging; denn von andern Mädchen erzählte er gewöhnlich niemals ein Abenteuer, das am hellen Tage gespielt hätte. Allein, was er erzählte, war schon übrig genug, um den Leim ganz und gar in seinem bescheidenen Wahnwitze zu bestärken, und darin gleichsam wie in einem Zauber fest zu machen. Je unglücklicher er aber dadurch wurde, um so eifriger arbeitete er an seinem Leopoldstädter Miniaturtheater. Die Bühne selbst war endlich ganz fertig geworden, und für die Leibko-

mödie der Mariandl waren alle Decorationen und Maschinerien vorhanden. Die Verschwindlöcher, die Seitenleitern, der Apparat zur Beleuchtung, Donner und Blitz, das Alles war auf's Sorgfältigste ausgearbeitet. Ganz besonders schön waren die seidenen Fädchen, an denen man die heidnische Göttin Venus herunterlassen sollte. Die Venus selber war sehr reizend von Pappendeckel ausgeschnitten und bemalt. Der Oberleib war zwar etwas zu lang gerathen, aber die Beine waren dafür um so dicker ausgeführt; was aber die Hauptsache war — auf ihre Schürze war der Name der Mariandl mit goldenen Buchstaben hingeschrieben. Auch hatte er eine Decoration verfertigt, die im ganzen Leopoldstädter Theater gar nicht zu finden war; sie stellte des Leims eigenes Zimmer in seinem väterlichen Hause vor; denn zum Fenster guckte das halbe Erzgebirg herein, und an die Hinterwand war der Rübezahl hingemalt. Die Geräthschaften waren hier wirklich mit bewundernswürdiger Künstlichkeit nachgebildet, Tisch, Schrank, Stühle, ein breites Bette — und im Hintergrunde hinter einer spanischen Wand stand sogar eine Wiege. Mit dieser Decoration zu spielen, war des Leims Trost in den Zeiten seiner höchsten Bekümmerniß, und er dachte sich dann wohl aus, wie schön es wäre, wenn die Mariandl

das liebliche Spiel mitmachte. Er ließ nämlich die Puppe, welche sie vorstellte, hereinkommen, und sich verwundern, gleichsam als wäre sie fehlgegangen; darauf sah sie sich im Zimmer um und es gefiel ihr, sie sezte sich an den Tisch, und nach einander auf alle Stühle; endlich, um ihr höchstes Wohlgefallen auszudrücken, legte sie sich sogar in das Bette hinein, und blieb eine ziemliche Zeit darin, bis die Puppe, welche den Leim vorstellte, es endlich wagte, unter der Bettlade hervor zu kriechen. Aber so wie ihn die Mariandl erblickte, fuhr sie voll Schrecken unter die Decke, und er wieder unter die Bettlade zurück; endlich kroch er hinten herauf, und zog an der Decke, so daß sich die Mariandl nicht mehr hinunterstecken konnte. Nun schlug er auf seine Brust, und legte den Kopf auf die Bettpfosten, bald rechts, bald links, fiel auf die Kniee, und zeigte durch allerlei Gesten, daß er in sie verliebt sey. Sie hielt sich anfangs die Hände vor's Gesicht, endlich aber sezte sie sich auf, und nickte mit dem Köpfchen. Dann zeigte er ihr die Wiege, und holte sie herbei, und stellte sie neben das Bett. Weiter wagte der demüthige Leim niemals zu gehen, sondern ließ hier jederzeit den Vorhang fallen. Ach! wohl dachte er sich mit einem wahren Schauer von Zärtlichkeit, wie er einmal, die Mariandl als seine Braut von Gotts-

und Rechtswegen auf seinen Knieen, das Stückchen vollends ausspielen wollte. Aber im ledigen Stande — ach, mutterseelen allein hätte er sich geschämt, es nur vor dem lieben Gott aufzuführen. — Nachdem nun dies Alles fertig gemacht und höchst zierlich ausgescheuert war, kam es an den Zuschauerplatz; und auch hier machte er wieder etwas ganz Besonderes; in Einer Loge nämlich bildete er das Schlafkämmerlein der Mariandl nach. Er kannt' es daher, daß ihn der Meister einmal hineingeführt hatte, um ihm die merkwürdige, mit reicher Schnitzarbeit verzierte Bettstelle des Mädchens, die noch aus dem dreißigjährigen Kriege herrührte, zu zeigen. Dieses Werk gerieth aber so in's Feine, daß der Künstler fast die Augen d'rüber einbüßte. Aber je mehr sie ihn schmerzten, um so eifriger strengt' er sich an. Zulezt, als er zum Kronleuchter gelangte, wollte er, damit alle guten Dinge drei wären, noch eine recht überaus zarte Zartheit gegen die Mariandl anbringen. Aber lange quält' er sich vergeblich ab, bis er zu dem erwünschten Ziele gelangte. Er beabsichtigte nämlich nichts Anderes, als den Kronleuchter an einem wahr- und leibhaftigen Strumpfbande der Mariandl aufzuhängen. Nun hatt' er ja zwar ein solches; aber ach! das ließ er Tag und Nacht nicht weg von seiner Brust. Er mußte daher seinen

ganzen Verstand aufbieten, um den Kameraden dazu in seine Hände zu bringen. Es war eine schwierige Expedition. Sie selbst darum zu bitten — schamhafter Leim! wie wäre Dir so was in den Sinn gekommen; durch den Zwirn — das ging auch nicht — vor dem mußt' er ja seine Empfindungen sorgfältig verbergen. So blieb denn nichts übrig, als daß er es mit den Wäscherinnen versuchte; und richtig kriegt' er's von denen heraus, wofür er ihnen die Nacht über den gehörnten Siegfried vorlesen und Morgens früh ein Schnäpschen bezahlen mußte. Nachdem er aber endlich das goldene Vließ erobert hatte, dünkte er sich ein größerer Held, als wenn er das Pulver erfunden hätte. Und so rückte denn das schöne Werk immer näher seiner Vollendung und dem Geburtstag der Herzallerliebsten entgegen. O Du glücklicher Leim! O Du glücklich unseliger Leim! Warum schmiertest Du nicht Dein Ingenium mit dem Oel ein, das der Zwirn zuviel hatte? Warum ließest Du Deine Augen, wie Krebse, nur nach innen rückwärts gehen, als wäre das Bild Deines Mädchens dort innen schöner als ihre süße, leibhaftige Gestalt? So hast Du ganze drei Monde lang mitten im Paradiese gelebt und doch vor lauter Bäumen den Wald nicht gesehen? Wie? Du hast wirklich nichts bemerkt von Allem, was um Dich her vorging, wobei Du noch

überdies die Hauptperson warst? Und Du hast es nicht empfunden, wie Du, der stille, sonst ganz unbeachtete Leim, nunmehr für eine Menge von Leuten ein merkwürdiger und räthselhafter Gegenstand der Betrachtung wurdest? Wie man Dich beneidete, bewunderte, haßte, verdammte — Alles blos, weil Du gar nicht merktest, warum das Alles geschah? O Du unschuldiger Märtyrer! Wo ein Andrer mit allen zehn Fingern zugegriffen hätte, da wagtest Du nicht einmal die Augen aufzuschlagen. Aber woher hättest Du auch eine Wissenschaft in den Dingen der Liebe haben sollen, Du stille Pflanze des Erzgebirgs? das freilich begriffen die lustigen Mädchen und Burschen von Wien nicht, die Jahr aus Jahr ein von nichts als Liebe leben. Wenn ihn die Mariandl so angeblickt hätte, wie sie Dich anblickte, — wie wär' da ein Andrer stolz darauf geworden, der Zwirn wäre auf den Händen gegangen. Und Du, Leim, Du spanntest noch ordentlich einen Sonnenschirm dagegen auf? Wenn Du auf dem Tanzplatz hinter ihr standest und sahst, wie sie allen Andern die Parthie abschlug, wie ihr Roth und Blaß auf dem bräunlichen Rehhalse wechselten, wie sie ungeduldig an der bunten Schürze zupfte und krampfhaft an dem hochbewegten Mieder riß, wie sie sich umdrehte zu Dir

mit einem so viel sagenden Blick, wie sie zitternd ihren Arm auf den deinen legte und mit den Sohlen dazu den Takt des wilden Walzers schlug, — da konntest Du stehen bleiben wie ein träger Kloß, konntest zusehen, wie das liebe Ding sich quälte, wie sie endlich, gepeinigt von bittrer Schaam, aufstand und weglief wie ein gescheuchtes Wild? Du merktest nicht an den Blicken der kichernden Mädchen, an den Spottreden der eifersüchtigen Bursche, welches Glück Du hier mit Füßen getreten hattest? Ach in Dein Herz konnte Niemand sehen, Du fühltest tief die Güte des Mädchens, ihr unsägliches Mitleid mit Dir; und solltest Du ihr denn nun zum Danke dafür Deine unbehilfliche Leimsgestalt wie schnödes Blei an den schlanken Schmetterlingsleib hängen? Nein, wie hättest Du mit ihr walzen sollen? Du hättest ja vor lauter Seligkeit Deine geringe Kunst vollends ganz vergessen. Wenn sie den Schnitt der Kleider lobte, wie Du Dich trugst, — wenn sie sagte, von allen Schreinerarbeiten gefielen ihr die Särge am besten, ach das hieltest Du für Spott. Wenn sie Dich in ihre Spiele zog und Dich bat zu deklamiren, so meintest Du, sie wolle Deinen fremden Dialekt verhöhnen. Wenn sie Dir Halstuch und Strickbeutel nicht zu tragen geben wollte, um Dich nicht zu beschweren, so glaubtest Du,

sie halte Dich für unwürdig. Ach! und als sie Dir endlich doch einmal den rosenrothen Florshawl gab und ein Zettelchen herausfiel, das doch für Dich geschrieben war, da hobst Du voll Ehrfurcht das Zettelchen auf und stecktest es ganz leise, ganz heimlich, ungelesen in ihren Strickbeutel. Glücklicher, unglückseliger Leim! Wie viel unnöthige Noth machtest Du Dir selber! Und hättest Du gewußt, daß Du mit all Deinem eignen Jammer Deine Liebste doppelt und dreifach peinigst, — ach! Du hättest keine Stunde mehr leben können. Ja, gemartert war sie, die arme Kleine, und ihr schlimmster Feind hätte ihr nicht übler mitspielen können, als ihr bester Freund es that. Seit jener Nacht, in der sie die alte Eva aus-, und die neue Eva angezogen hatte, war sie — wie man wohl sagt, — nicht mehr zu haben. Am frühesten wurden ihre Freundinnen die Veränderung gewahr, denn obgleich die Mariandl nach wie vor in ihre Kaffeevisiten kam, nach Baden und Hitzing mit ihnen fuhr, und alles mitmachte, was einer reichen Bürgerstochter eine Stadt wie Wien von Ergötzlichkeiten darbietet, — es war die alte Mariandl nicht mehr. Sie hatte wohl immer ein eignes Köpfchen gehabt, und ihren Willen durchzusetzen gewußt; doch war ihr Eigensinn immer nur von der lustigen Art gewesen,

nur zu Scherzen und Possen hatte sie angetrieben und die ermüdeten Lebensgeister der Gesellschaft wider Willen zu immer neuen Streichen und Schwänken aufgejagt. Jezt aber geschah es eben so oft und öfter, daß sie mitten im besten Strudel des Vergnügens plözlich verdrüßlich abbrach, und entweder eine andere Art der Unterhaltung verlangte oder gar aufhörte. Ja es schien ihr ärgerlich zu seyn, wenn die andern lebhaft und heiter wurden; nur ihr selbst sollte alle Ausgelassenheit und Tollheit erlaubt bleiben; und gerade wenn die übrigen einstimmten, war es mit ihrer eigenen Lust vorbei; sie hielt ein, machte Gesichter, brachte spitzige Bemerkungen vor; und wenn man sie zur Rede stellte, gab sie trozige Antworten. Hatte sie mit ihren vielen Liebhabern sonst nur heitere Neckereien getrieben, so geriethen diese jezt hie und da in unbehaglichen Ernst. Ueber eine gut gemeinte Schmeichelei konnte sie auffahren, als hätte man ihr die frechste Sottise gesagt. Und doch behauptete sie hartnäckig das Recht, den ersten Platz in der Gesellschaft zu haben, den man ihrer Liebenswürdigkeit bisher stillschweigend gelassen hatte. Jezt trat aber das Bestreben, diesen Platz geltend zu machen, nicht selten zu ihren Ungunsten hervor; und doch waren dabei ihre Handlungen so unzusammenhängend, ihre Stim-

mungen so fliegend, daß man weniger böse Absicht, als unleidliche Launen dahinter zu suchen sich genöthigt fand. War aber ihr Betragen in größerer Gesellschaft auffallend, so mußten die Freundinnen sich noch mehr darüber verwundern, wie sie unter vier Augen sich gehabte. Sie schien ganz verschlossen und verstockt zu seyn. Alle die süßen Mädchenheimlichkeiten, die den Reiz solcher Unterhaltungen ausmachen, waren verschwunden; trocken und gleichgültig schien sie die Besuche nur zu ertragen und froh zu seyn, wenn sie sich endeten. War je von alten Geheimnissen die Rede, so brachte sie ihre Erinnerungen gegen die unrechten Personen vor, und schien es nicht einmal gewahr zu werden, wenn man den Kopf darüber schüttelte. Fragte man sie aber theilnehmend nach der Ursache ihrer Verstimmung, und wollte man sie in ihrer melancholischen Weise secundiren, so erboste sie sich gewaltig und zwang sich zu einer schneidenden Heiterkeit. „Sie weiß nicht, was sie will," sagte man. „Du bist verrückt," brummte der Alte; „Du bist verliebt," kicherte die Freundin. Aber mit diesem Worte konnte man sie zur Verzweiflung treiben. Und freilich war es wahr; sie wußte nicht, was sie wollte. Der Tag war ihr zu lang; und doch fing sie an Einem Tage hundert Dinge an, und ließ sie hundertmal wieder lie-

gen. Wachte sie am Morgen auf, so konnte sie eine halbe Stunde lang mit den niedlichen Zwickelstrümpfchen in der Hand im Bette sitzen, und kam nicht zum Aufstehen, weil sie sich nicht entschließen konnte, ein Kleid zu wählen. Hatte sie aber das Kleid angezogen, so hätte sie es nur gleich wieder ausziehen und in's Bette zurückgehen mögen. Dann lief sie von einem Schrank an den andern, riß ein Schiebfach nach dem andern auf, warf ihre Kostbarkeiten durcheinander, schlug den Flügel auf, sprengte eine Saite ab, rannte in die Küche, in die Werkstatt, wieder in's Zimmer, nahm das Strickzeug, gelobte sich, fleißig zu seyn — wenn sie aber eine halbe Stunde ruhig gesessen hatte, so bemerkte sie mit Schrecken, daß sie auch nicht eine Masche gestrickt hatte, — dann warf sie das Strickzeug wieder weg und lief zum Nährahmen, aber da stach sie sich in den Finger, da fand sie, daß sie gestern falsch genäht hatte, da störten sie die Sonnenstrahlen; und warum mußt' es denn heute gerade genäht seyn? Die Bücher aus der Leihbibliothek lagen da — rasch darauf los, und hastig eins nach dem andern durchgestöbert! die armen Bücher! keins war ihr recht. Waren die Liebhaber glücklich, so ärgerte sie sich; waren sie es nicht, so gerieth sie in's Weinen. Nun fiel es ihr ein, sie hatte gestern bei einigen rührenden Stel-

len Eselsohren gemacht, sie suchte diese auf, fand sie erst in der Hast nicht; und nachdem sie sie gefunden, kamen sie ihr nun läppisch und unerquicklich vor. Warum aber auch sich mit dem dummen eingebildeten, erdichteten Zeuge placken? Sie griff zu ihrem Tröster in der Noth, zum Kochbuch. Sie sezte sich damit an's Fenster, warf sich tief in den zierlichen Armsessel, und fing an, eifrig zu studiren; aber eh' sie sich's versah, lag ihr das Buch im Schooß, die Hände gefaltet darüber, und ihre Augen sahen dem Kanarienvogel zu, der im besonnten Käfig lustig singend mit den Flügeln schlug, oder den Blumen vor dem Fenster, die unter dem Schatten der Marquise lieblich dufteten und von schwirrenden Mücken summten; und konnte man denn nicht in dem kleinen Spiegel, der, vor dem nächsten Fenster angebracht, das Bild der Straße zurückwarf, den Leim manchmal aus- und eingehen sehen, wenn er in dem gegenüberliegenden Magazine etwas zu holen hatte? Nein, an dem Fenster konnte man nicht gut lesen. Also weg, und in die Ecke hinter den Ofen! Nun denn, sie sezte sich mit Gewalt das heiße Köpfchen zurecht, sie zog mit dem Finger dem lesenden Auge nach, sie sprach, was sie las, halblaut vor sich hin — aber stand denn das Wort Leim, das liebe böse Wort in dem Buche? Ach nein!

und doch las sie ganze Sätze, worin immer nur von Leim die Rede war, und das war doch gewiß keine Sprache für ein Kochbuch. Sie warf das Buch an den Boden und sprang auf; wenn sie von Leim lesen wollte, so brauchte sie ja nur mit geschlossenen Augen stillzusitzen, und in ihrem Herzchen zu blättern; da stand das gefürchtete und geliebte Wort mit goldenen Buchstaben auf jeder Seite viel tausendmal. Nun ging es wieder an eine Flucht durch's ganze Haus, durch Zimmer und Kammern, durch Küch' und Keller, Trepp' auf, Trepp' ab, an ein Thürzuschlagen und Schlüsselklirren, an ein Suchen und nicht Finden, an ein Fragen und keine Antwort Erwarten, — als wär' die Dirne von einem bösen Geiste getrieben. So kam das Mittagessen heran. Da brummte der Alte und das Töchterchen rümpfte die Nase. Er lobte den Leim, um sie auszuforschen, über den alten Kaiser hinaus; sie aber tadelte ihn, fand Alles Mögliche an ihm auszusetzen, schalt ihn einen halsstarrigen Ketzer — in der Liebe nämlich, meinte sie; sagte, sie könne ihn nicht ansehen — ohne Entzücken nämlich, dachte sie! im Ganzen jedoch ließ sie kein gutes Haar an ihm; und wenn der Alte darauf zornig ward und zankte, so brach sie in Thränen aus, und lachte mitten in den Thränen wieder laut auf, und wußte bei

alledem nicht, was und warum sie es that? Nach Tisch kamen Freundinnen und der Zwirn, und machten eine Parthie aus; sie wollte nichts davon hören, sie war unwohl; aber wenn man nach dem Arzte schicken wollte, so sagte sie, ihr könne kein Arzt helfen: lachte man darüber, so rief sie, „nun geh' ich aus Zorn nicht mit." Aber gleich darauf trat der Leim ein, und schloß sich den Andern an; nun ward es ihr auf einmal wieder besser, nun war das Wetter doch gar zu schön, das Vergnügen, das man sich machen wollte, doch gar zu reizend; nun konnte sie den vielen freundlichen Bitten doch endlich nicht widerstehen, ja, sie wollte es thun, sie wollte der Freundschaft das Opfer bringen. Man ging also fort, man nahm Zeiselwägen. Aber warum suchte der Leim nicht in den ihrigen zu kommen? Warum suchte er es ordentlich darauf anzulegen, daß er von ihr getrennt würde? nun schwieg sie oder gab kurze Antworten. Nun war der Wagen elend, der Zwirn war ein Schächer, weil er vom Leim den bessern Wagen sich habe wegschnappen lassen (und doch war der Leim in den andern Wagen erst ganz zulezt eingestiegen, weil er bis zu Ende immer noch wartete, ob sie ihn nicht zu sich rufen würde), nun stach die Sonne unerträglich, der Staub verdarb Hüte und Kleider, der Kutscher war ein Flegel

und rauchte stinkenden Taback, der Zwirn machte die schlechtesten Witze, sie hatte das falsche Taschentuch, sie hatte einen zerbrochenen Sonnenschirm mit sich genommen. Und da saß sie, biß sich in die Lippen, stampfte mit den Füßchen, hätte gerne mögen zum Schlag hinausspringen und heimrasen, und wünschte, daß der Bliz in alle Zeiselwägen schlüge; und doch mußte sie sich bezwingen, mußte die Sticheleien der boshaften Gesellschaft anhören und beantworten, mußte die Zudringlichkeiten des Zwirn abhalten und sich hüten, nur vom Leim zu reden, dessen Namen doch wie der bekannte „rothe Faden" durch alle ihre Gedanken ging. Endlich war man am Ziel. Nun sollten Berge erklettert oder Nachen bestiegen werden; oder war eine Bande Musikanten da, die zum Tanz aufspielte. Aber was auch geschehen sollte, sogleich nach dem Aussteigen thaten sich Pärchen zusammen, und jeder Eduard fand seine Kunigunde, nur gewiß nicht der Leim seine Mariandl. Wie hätte der arme Leim auch wagen sollen, sich nur in die Schußweite der Wahl der Mariandl zu stellen, da der Zwirn ihren privilegirten Begleiter machte und von der ganzen Gesellschaft als solcher beneidet ward? Wie konntest Du ihm zürnen, Mariandl? war er denn glücklicher als Du? Er wartete getreulich, bis das lezte Pärchen an ihm vorüberging, in-

dem er wie eine Gartenstatue ohne Nas' und Auge am Weg aufgepflanzt stand; dann ergriff ihn die übriggebliebene dreißigjährige Jungfrau beim Arm; und ohne Sinn, ohne Gedanken, die ganze Seele nur in Dich versunken, mußte er sich von ihr hätscheln und tätscheln lassen und wie ein unwissender Indianer sich unter den göttlichen Lastwagen ihrer antiken Reize werfen; bis er endlich, wenn auch etwas grob, sich entschuldigte und nun frei ward, und etwa drei Schritte hinter dem Zwirn, der hinter Deinem Sessel stand, sich postiren konnte. Hatte ihm der Zwirn nicht heute vertraut, Du werdest Dich heute als Zwirns Braut erklären, hättest Du gewußt, wie sein Herz den ganzen Tag hindurch ein Boden voll Vipern war, Du wärst nicht Abends bleich, wankend, trostlos, ausgeleert von Gedanken, aber übervoll von bittrem Weh in Deinem Kämmerlein, am nächsten besten Stuhle niedergesunken, — um den morgenden Tag anzufangen und zu endigen wie den heutigen! — Allein so natürlich die Mariandl das Alles fand, weil sie sich der Unnatürlichkeit des Zustandes gar nicht bewußt wurde, ebenso natürlich werden wir es finden, daß ihre innerste Seele ungeduldig einer Auflösung dieser ängstlichen Spannung sich entgegendrängte. Nur fand sie kein dienliches Mittel, sich selbst dem Leim

zu entdecken, dazu hatte sie zuviel vom Stolz und der Schaamhaftigkeit des Geschlechts; das sparte sie sich nur für den äußersten Fall auf. Zeichen verstand der gute Leim nicht, das merkte sie nun freilich gar zu wohl; sie mußte sich sagen, daß es nichts nützen würde, wenn sie ihm auch mit dem Holzschlägel winken wollte. Sie mußte also d'rauf denken, durch Andere auf ihn einzuwirken. Aber durch wen? Sie ging alle ihre Freundinnen durch; keiner mochte sie vertrauen; ja sie fürchtete sich, sie möchte gerade dadurch einer derselben den Leim in die Hände spielen. Vor ihrem Vater mußte sie das allertiefste Geheimniß beobachten. Von ihrer ganzen Bekanntschaft unter jungen Männern, die freilich groß genug war, stand keiner in irgend einem Verhältniß zum Leim, ausgenommen der Zwirn; allein zugleich däuchte ihr von Allen in dieser Beziehung keiner unpassender, widerwärtiger, haltungsloser, zweideutiger und gefährlicher, als eben der Zwirn. Konnte sie es wagen, durch ihn, der ihr von ihrem Vater zum Bräutigam bestimmt war, der voreilig und arrogant genug hierauf schon alle möglichen Rechte und Vertraulichkeiten gründete, den Leim ausholen zu lassen? Konnte sie es wagen, ihm, der vermaledeitesten Klatsch- und Lügenbase, das Geheimniß ihres Herzens zu er-

öffnen oder auch nur zu ahnen zu geben? Ach! leider, es fragte sich nicht mehr, ob sie konnte; kaum, ob sie wollte! Und sonderbar! nachdem sie sich nun wirklich entschlossen hatte, in den sauren Apfel zu beißen, griff sie es gerade an, als hätte sie den Zwirn nicht blos heimlich in ihre Karten schauen lassen, sondern ihm vielmehr ihr ganzes Spiel offen unter die Nase halten wollen. In Schönbrunn geschah es. Es war ein bewölkter Sommertag und der Boden von gestern noch aufgeweicht. Fröstelnde Windzüge strichen unheimlich durch die langen geraden Alleen, die Vögel mochten nicht singen, und nur wenig Menschen hatten sich zu der angekündigten Tanzbelustigung eingefunden. Aber die Mariandl hatte sich nun einmal schon am frühen Morgen in's Köpfchen gesezt, daß sie heut ihre Beichte thun wolle, und nirgends anders sollte das geschehen, als unter den verschwiegenen melancholischen Bäumen von Schönbrunn. Umsonst sperrten sich die Freundinnen und stellten vor, daß ja heute in der Stadt selbst genug Gelegenheit zu Vergnügen sey, daß ihre weißen Kleider in die größte Gefahr kommen werden, daß sie Schnupfen und Rheumatismen davon tragen können. Was halfen alle Gegengründe, da die Mariandl zum voraus entschlossen war, keinen anzuhören? Und wenn sie

einmal bitten und schmeicheln wollte — das konnte sie besser, als die liebenswürdigste Schauspielerin, weil sie eine solche von Natur war. Kurz sie wußte Alle zu überreden. Aber nun trat erst die größte Noth ein; die Hauptperson wollte nicht — der Zwirn. Nicht, daß er nicht gleich vom ersten Augenblick an entschlossen gewesen wäre, dem Wunsch des Mädchens zu willfahren, nein, sie hätte ihn auch gar nicht einladen, oder ihm gar das Mitgehen untersagen dürfen, er hätte doch der Erste von der Parthie seyn müssen; aber nun merkte er, daß es der Mariandl um ihn zu thun sey, daß auf seine Entscheidung Gewicht gelegt werde; nun war es Wasser auf seine Mühle, den nicht Verstehenden, den Spröden, das Marmorherz zu spielen. Je begieriger er war, was aus der Sache werden sollte, nur um so härter quälte er die arme Mädchenseele. Ja, er glaubte sogar nichts anders, als daß es auf eine Liebeserklärung „im Mondgesäusel der Schönbrunner Alleeen" abgesehen sey; er studirte schon allerlei überschwengliche Phrasen aus Claurens Romanen, er richtete seine Garderobe ganz zum Hinknieen in den Morast ein, er biegelte und schniegelte seine dürre Figur im zuckersüßesten Bräutigamsstyl heraus und puzte sich, wie der Koch ein Spanferkel, das ganz auf die Tafel

kommen soll. Nicht daß er in das Mädchen verliebt gewesen wäre, das hätte ihm gemein geschienen; er liebte ja Tausende, Millionen, das ganze Geschlecht; nur aus Eitelkeit bildete er sich ein, Sehnsucht nach ihrem Geständniß zu empfinden; nur mit sich selbst liebäugelte er im Spiegel, mit seinem Sieger-Air, seiner tyrannischen Liebenswürdigkeit, und schnitt, wie ausser sich, bezaubernde Fratzen; der Braten galt ihm, so zu sagen, gleich, er dachte nur daran, wie er denselben nobel tranchiren und verspeisen wolle. Aber obgleich seine Erwartung auf der Folter lag, so konnte er es doch nicht lassen, sich vorher so lang als möglich zu verstellen, und sich gleichsam selbst das Maul zu verbinden, nur um zu verbergen, wie lang und lechzend er schon die Zunge herausstrecke. Er wußte wohl, daß mürbes Holz leichter zu brechen ist, als grünes, und daß man sich mit dem Begnadigen weniger verunköstigt, je länger man die Qual vorher gemacht hat, aus Erfahrung wußte er ohne Zweifel, daß man den Mädchen davon laufen muß, damit sie einem um so sicherer nachlaufen, und daß man gleichsam, wie der Herr Doctor sagt, dem positiven Pol den negativen hinstrecken muß, und eben diese Manier gefiel ihm so wohl; er mochte um's Leben nicht den Schein haben, als bemühte er sich um eine Dirne; er wollte sie alle

nur gern vom Sims wegnehmen und wie überflüssige Nadeln auf seine Rocklappen stecken. Das war der Grund, warum er die Mariandl, ehe er sein Jawort gab, vorerst noch auf's Blut ärgerte, und zulezt nur wie aus gezwungenener Höflichkeit nachgab. Aber wirklich, er gab nach, und sofort ging es nach Schönbrunn; Alles mit Regenschirmen bewaffnet, und der Zwirn mit einem Stück Leder in der Tasche, um darauf knieen zu können. In der Vorstadt Mariahilf sagte der Zwirn: „Gott straf mich, ich bin ein ganz eigener Kerl; ein Mädel kann mich wie weiches Wachs kneten, wenn sie's recht darauf anlegt." Das wurmte der Mariandl; sie schwieg eine Weile, dann fuhr sie mit dem Kopf zum Zeiselwagen hinaus, und rief: „Gebt Acht! ich will es einmal auf den Mops da anlegen, daß er uns nachspringt!" Dabei griff sie in die Schürzentasche, daß es ganz von Hasselnüssen klapperte, langte hastig eine ganze Hand voll hervor, knackte sie auf und warf die Schalen nach einem Hündchen, das nun kläffend mitlief. „Hui da!" rief sie. „Schmeckt's, Mopserl? Gutes Mopserl! den Kern, den habe ich, die Schalen sind für dich. Wollen Sie auch eine Nuß zum Aufbeißen, Herr Zwirn?" — „Küsse die Hand," sagte der Zwirn, „ist schon aufgebissen, wünschen Sie mir nur

eine gesegnete Verdauung, Mamsell Mariandl!" — „Die Nuß wird halt hohl gewesen seyn," erwiederte sie. — „Hm!" sagte er, „Sie verstehen mich also doch." — „Ich glaube, Sie sind im Kopfe nicht richtig," rief die Mariandl. „Bei so was," entgegnete er, „gehts gar nie mit richtigen Dingen zu." — „Was? So was? Was, was?" fragte sie wieder, „thun Sie doch nicht, als hätte ich ein Geheimniß mit Ihnen! Auf dem Punkt sind Sie ganz unschuldig." — „Freilich unschuldig," erwiederte er, „wenn man Eindruck macht, was kann man dafür?" Hier stach die Mariandl dem Zwirn eine Nadel in's Knie, daß er hoch aufsprang, und die niedere Decke des Wagens ihm den Strohhut bis auf das Kinn herunterschlug. Die Mariandl glaubte nämlich: er wollte sie mit dem Leim foppen, und war ausser sich vor Zorn. „Wahrhaftig! es fallen schon Tropfen," rief eine der Freundinnen, und meinte den Regen. Aber die Mariandl, bei der eben die Thränen angeschossen kamen, glaubte, das Mädchen stichle auf sie, und ward ganz wild. Sie wollte eben eine Strafpredigt gegen die ganze Gesellschaft halten; aber wie sie den Zwirn ansah mit dem herabgestülpten Hut, mußte sie trotz der Thränen hell auflachen. Sie trat ihm nicht schlecht auf den Fuß und ließ damit den

Zorn fahren. Aber ungerupft sollte er ihr nicht entkommen; denn gegen den Zwirn war sie immer mit Narrenstreichen bei der Hand. Sie winkte nur den Nebensitzern des Zwirn, welche sie auch gleich verstanden und dem Zwirn die Hände an seine Schenkel festbanden, daß er seinen Hut den ganzen Weg durch nicht mehr zurecht setzen konnte. An den Linien rief sie den Soldaten zu, sie sollten den blinden Passagier da arretiren, der sich in den Eilwagen hereingestohlen habe. Dann sagte sie alle Augenblick, der und der, oder die und die gehen vorüber, und fragte jedesmal den Zwirn, warum er denn vor seinen guten Bekannten den Hut nicht abziehe? „Wir wollens gut machen," sagte sie und zog ihm den Hut ab. „Aber Sie müssen auch nicht gar zu höflich seyn," fuhr sie fort, „Sie frieren ja im bloßen Kopf, bei dem Regenwetter." Dabei sezte sie ihm ein Taschentuch auf den Kopf, dessen Enden sie in Knoten verschlungen hatte, daß es wie eine Schellenkappe aussah. „Nun sehen Sie Ihrem Herrn Urgroßvater gleich," sagte sie, „oder sind Sie's vielleicht selbst, Herr Urgroßvater? Um Gotteswillen, Kinder! Es ist ein Gespenst! Ach nein! erschreckt nicht, es ist ja nur der Herr Zwirn." Darauf sezte sie ihm den Hut wieder über die Narrenkappe auf, steckte ihm einen Strauß in's

Der Zaunkönig soll Bräutigam seyn —" Eine Weile ließ sie ihn in Ruhe, dann hob sie ganz von ungefähr ihre Schürze auf und behauptete, es sey ein Riß d'ran, der Zwirn möcht' ihn doch zunähen. Als nun der Zwirn mit dem Kopf d'rauf zufuhr, rief sie: „Mein Gott! nicht mit dem Kopf! Wo haben Sie denn die Hände? Haben Sie denn sich selber eingefädelt, Herr Zwirn? Ei, ei! daß Sie nur nicht stecken bleiben oder gar abgeschnitten werden!" Und so ging's fort bis Schönbrunn. Dann erst wurde der Zwirn wieder in Freiheit gesezt. Er hatte Alles ganz geduldig gelitten. Er wußte wohl, wen der Herr lieb hat, den züchtiget er; und ob er's gleich vom lieben Gott nicht glaubte, so glaubt er's um so gewisser doch von den Mädchen. In diesem Glauben bestärkt' ihn auch das fernere Benehmen der Mariandl. Denn, gutherzig, wie sie war, suchte sie bald einzulenken und ward nun wieder zu freundlich. Da aber der Zwirn immer, wenn man ihm den kleinen Finger hinstreckte, die ganze Hand nahm, so mußte sie sogleich wieder abbrechen, und den Stiel umdrehen. So war ihr Betragen gegen ihn freilich immer ein wildes Herüber- und Hinüberfahren zwischen Sonnenschein und Gewitter, zwischen Artigkeit und Ohrfeigen. Aber diesmal herrschte der Sonnenschein vor, und wenn's die Mariandl am

schlausten gemacht zu haben glaubte, da hätte sie doch zulezt beinahe den Gaul am Schwanz aufgezäumt. Leider wollte sich heut eigentlich nichts recht anlassen. Die Mädchen fröstelten und verlangten nach Kaffee. Man mußte also sogleich in's Wirthshaus ziehen. Dort traf man ein paar andre Bekannte, die sich aber heute wie Kletten an die Mariandl hängten. Die Kellner waren träge, und man mußte auf den Kaffee eine Ewigkeit lang warten. Umsonst sehnte sich die Mariandl hinaus, und quälte sich ab, durch das lästige Gespräch der Gesellschaft hindurch das heimliche wehmüthige Geflüster der Bäume, den eintönigen Wiegengesang des Windes zu erhorchen. Vergebens suchte sie nach einer Gelegenheit, mit dem Zwirn zu entwischen; mit Schrecken fand sie, daß ihr Kopf heut ganz vernagelt sey; sie fühlt' es jezt, die schlaue Mariandl, wie man in der Hast verflucht seyn kann, den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen. Das Wetter wollte sich aber auch gar nicht aufhellen. Einmal hatte sich schon wenigstens die halbe Gesellschaft aufgemacht, um spazieren zu gehen, da fiel wirklich in dem Augenblick ein Regenschauer, daß Alle zurückflohen; und als der Regen aufgehört hatte, und die Mariandl wieder zum Gehen trieb, da fingen gerade die Musikanten einen beliebten Walzer

an herunter zu reißen, die Bursche nahmen gleich die Mädchen unter'm Arm, der Staub wirbelte, die Halstücher flogen beiseite, der Boden zitterte, und das wilde Kreisen verschlang alle Fragen, die der bedrängten Mariandl schon heiß auf den Lippen zuckten; ja sie selbst mußte sich wohl oder übel mitdrehen, und erst, als sie einmal im Saale herumgeflogen war, merkte sie, daß der fatale Zwirn sie mit nicht undeutlichem Feuer an seine Brust drückte. „Sie sind aber unausstehlich," flüsterte sie im Drehen. „O das ist excellent," versezte er. „Ich will ja gar nicht tanzen," sagte sie. „Ich auch nicht," erwiederte er. „Aber warum tanzen Sie denn?" fragte sie. „Wir tanzen ja nicht mehr, wir sind ja schon zu Haus, Mamsell Mariandl;" sagte er, und wirklich bemerkte sie, daß schon das zweite Paar hinter ihr still stand. „Nun! warten Sie nur!" sagte der Zwirn wieder, „ich will's schon so einfädeln." „Was einfädeln?" fragte sie verdrießlich dagegen, „ich will von Ihnen nichts gestochen und genäht haben." Aber der Zwirn fädelte es endlich doch ein. Er hüpfte nämlich mitten in den Saal, hieß die Musikanten aufhören, und hielt nun unter tausend Fratzen und Possen der Gesellschaft eine lange Kapuziner-Predigt über das Tanzen bei so ungesundem Wetter. Die Bäume draußen, sagte er, schütteln die

Köpfe, und es sey eine Sünde, jezt solchen Lärm zu machen, da sich die lieben Engel im Himmel so eben besännen, ob sie Kegel spielen wollten. Ueberdem müssen die Musikanten vor Frost schneller spielen, als schicklich sey, und da können die Kleider der Damen dem Schwunge nicht nachkommen. So werden sie von oben erhizt und von unten erkältet, und der schlaue Gott Kupido, den sie Alle aus dem Leopoldstädter Theater kennen, werfe ihnen seine Kletten in die aufgegangenen Haare. Wenn ihre Brüste so hoch klopfen, so werden sie alle ihre Herzensgeheimnisse verrathen; und wenn sie die Luft so in Unruhe bringen, so könne der Bliz um so leichter in's Haus schlagen. Wirklich wußt' er das nasse, unheimliche Wetter so gräulich zu schildern, daß die Mädchen erschreckt wieder nach ihren Halstüchern liefen; und darauf zählte er alle möglichen Krankheiten, die sie bekommen, und dadurch ihre Herrn und Frauen Eltern in die größte Pein und Bekümmerniß versetzen können, mit solcher Geschwindigkeit an den Fingern her, daß Alle auf ihn hineinriefen, es wolle kein Mensch mehr tanzen. Da nun den Schluß seiner Rede ein Hagel von Beifall begleitete, war er in der That über alle Maaßen glücklich, und noch mehr, als man ihn allgemein zum maitre des plaisirs ernannte. Er gab sogleich ein Pfän-

derspiel an und im Laufe dieses Spiels — darauf nämlich hatt' er's eben abgesehen — wußte er es sehr leicht so zu drehen, daß seinem Pfand aufgegeben wurde, der Betreffende solle mit der Schönsten in der Gesellschaft in die Allee hinübergehen und mit ihr den Mond anbeten. Mit unglaublicher Grazie sagt' er nun sogleich, indem er sich vor der Mariandl verneigte: „ob ich gleich schon hier im Saal in Ihrer werthgeschäzten Person, o allerschönste Mamsell Mariandl, gleichsam den schönsten Mond unter so vielen schönen Sternen anbete, so bitte ich Sie doch, mit mir dem Ruf des Fatums zu folgen, und mit mir draußen noch dazu den himmlischen Mond anzubeten." Mit dem anmuthigsten Lächeln knixte die Mariandl, zog ihr Halstuch fester um und gab dem Zwirn den Arm. Endlich also! — Nun, warum redest Du nicht, Mädchen? Ist Dir der Muth entfallen, da Du endlich am Ziele stehst? Der Zwirn war aber auch so verteufelt stöckisch; er wußte wohl warum. Nachläßig schlenderte er hin, das liebe Mädchen am Arm; er erwartete, daß sie ihm in überschwenglicher Sehnsucht plözlich am Arme zucken sollte, dann wußte er trefflich seine Viertelswendung zu machen und sein Aermchen wie ein Taschenmesser schnappen zu lassen. Allein auch er betrog sich. Der

Mond kam indeß wirklich hinter den lezten weißen Wolkenflocken hervor, schön und keusch, wie die Brust des Mädchens unter dem bewegten Mieder. Er erhellte plötzlich die Gegend, und der Wind schlief vollends ein. Ach, hätte jezt die Mariandl den Leim neben sich gehabt! Der Mond schien ordentlich nur deshalb herausgekommen zu seyn, damit die Zwei ihn anbeten sollten. Endlich that's auch der Zwirn, dem das Schweigen der Mariandl zu lange dauerte. Halb zum Mond, und halb zu dem Mädchen gewandt, ließ er sich auf das Stück Leder nieder, das er geschickt und heimlich auf den Morast hinbreitete. Und nun machte er ihr eine Liebeserklärung in solcher überschwenglicher Manier, so fein ausgenäht, so heiß gebügelt, und machte so wunderbare Grimassen und Bewegungen dazu, und einen solchen Galimathias aus allen möglichen Schau-, Lust- und Trauerspielen, daß die Mariandl ihn Anfangs gar nicht verstand, — dann endlich und endlich merkte, wo er hinzielte, und nun, in der Meinung, daß er nicht recht gescheidt sey, plötzlich auf und davon floh — und selbst wie besessen zum Kaffeehaus zurücklief. Armes Ding! keuchend kam sie an und blieb vor dem Hause stehen, indem sie sich an den Fenstergittern in die Ruhe wiegte. Nach und nach erst vermochte sie,

sich zu besinnen und im Zusammenhang zu denken. Nun entdeckte sie mit Schauder, wie kläglich sie sich den ganzen Tag allen Freunden und Bekannten blos gestellt, wie sie den Zwirn ordentlich zu dieser nächtlichen Scene gestempelt und einstudirt habe. Sie ward feuerroth, obgleich nur der zärtliche Mond sie anblickte. Nun endlich am späten Abend ward sie klug, — ruhig ging sie hinein, bald darauf kam der Zwirn mit etwas beschmuzten Beinkleidern, und jezt fragte sie ihn ganz ohne Umschweife, ganz unverfänglich dies und jenes über den Leim, was für den Zwirn gar nichts Auffallendes haben konnte, da sie wie im Auftrage ihres Vaters fragte und er nun freilich am besten Auskunft geben konnte. O Verliebte! Wie spät werdet ihr doch oft klug! Nehmt ein Beispiel an der Mariandl, die diesen ganzen Zweck zu Haus in ihrer Stube hätte erreichen können und dennoch den ganzen Tag von Angst, Noth, Schrecken und Gefahr sich selber grausam quälte! — Aber ganz ohne neue Noth und Sorgen ging es auch jezt nicht ab. Doch war dies nun freilich nicht mehr die Schuld der Mariandl; sondern der Charakter des Zwirn war die Ursache. Anfangs blieb dieser nämlich zwar allerdings aus Respekt so ziemlich bei der Wahrheit und antwortete auf ihre Fragen ganz gehörig.

Allein da sich dieser Zitteraal von Schneider in keinem Elemente nur fünf Minuten ruhig halten konnte, so war es gewiß zu viel verlangt, wenn er zehn Minuten und eine Viertel- und eine halbe Stunde in dem stehenden Froschteich der Wahrheit stillliegen sollte, gegen den er überdies von Natur eine unüberwindliche Abneigung hatte. Ohne daß die Mariandl es merkte, witschte daher das lustige Geschöpf hinaus in den raschen, ungehemmten, tanzenden Springbach der Aufschneidereien und Lügen und schlug drein mit seinen Floßen vergnügter als ein Fischlein in der Maiensonne im Bodensee, und schlug so gewaltig, daß der armen Mariandl der Schaum beißend in die Augen sprizte, ohne daß er's bedachte und wollte. So erzählte er ihr unter Anderem, daß sein Freund, der Leim, seit einiger Zeit zur Erheiterung seiner melancholischen Gemüthsart viel in's Leopoldstädter Theater gehe! (dies war noch so ziemlich wahr) und daß er sich da in eine kleine Tänzerin verguckt habe (dies war schon stark gelogen, wie wir Alle wissen.) Da nun die Mariandl, wie früher der Leim, eifrig weiter fragte, so war es doch in der That nicht die Schuld des Zwirn allein, wenn der Roman, den er nach und nach aus ihren Fragen ganz gemüthlich und ohne böse Absicht immer gefährlicher und

zweideutiger ausbaute, der Fragenden mehr und mehr mißfiel, und zulezt alle Schmerzensregister und alle Thränenschleußen an ihrem Herzchen aufzog. So wußte sie es denn nun, die Arme. Er war in eine andere verliebt, sie war verrathen und verkauft. Ach! und immer neue Wahrzeichen und Geschichten brachte der unerschöpfliche Windbeutel hervor, dem nichts mehr schmeichelte, als wenn man ihm gläubig zuhörte. Er wollte ja nicht belügen, er wollte nur piquant seyn. Aber so viel Ehre wie diesmal widerfuhr ihm selten. Er hatte im Laufe seiner Rodomontaden auch versichert, daß der Leim seinen abendlichen Sargbelustigungen jezt gewissermaßen Valet gesagt habe; es verhalte sich nämlich so: Abends wenn die andern Gesellen zum Bier gehen, schlüpfe die kleine Tänzerin in die Werkstatt hinein und gebe dem Leim Unterricht in ihrer Kunst. Die Mariandl wisse ja selber, daß der Leim so unbehilflich sey im Springen, wie der Stephansthurm. Da lehre denn die Kunigunde den Leim die Beine wagrecht hinausstrecken und sich im Kreise herumdrehen und auf einem Beine stehen wie ein Gänserich. Jezt springe er über die Särge hinüber, in die er sich sonst hineingelegt habe, und zur Belohnung für jeden honetten Katzensprung krieg' er einen Kuß. Zwei der Särge

stehen aber immer offen; denn der Leim wolle weder seine Tänzerin, noch sich selber, da er etwas leicht gekleidet sey, vor dem Meister sehen lassen, der oft noch Abends in die Werkstatt herunterkomme. Wenn sie daher seinen Tritt hören, so legen sich dann gewöhnlich die Beiden hurtig in jene zwei Särge, und bleiben so lange darin, bis der Meister wieder fort sey. Uebrigens seyen die gegen einander gekehrten Seitenwände dieser beiden Särge losgenagelt, und der Leim nehme sie allemal Abends weg, und rücke die Särge ganz nahe zusammen, so daß er und die Tänzerin nicht jedes in einem besondern Käfig, sondern förmlich wie unter Einer Decke stecken. Sehr erstaunt war nun der Zwirn, als zulezt die Mariandl in scherzhaftem Tone zu ihm sagte, sie möchte wohl ein solches Ballet auch einmal mit ansehen. Durch dieses practische Glaubensbekenntniß fühlte er sich eben so sehr beehrt, als in die größte Verlegenheit gesezt; der einfachste Weg zwar wäre gewesen, zu gestehen, daß er ein Mährchen erzählt habe; aber dazu war er zu eitel, und überdies mochte er seinen Credit nicht auf das Spiel setzen. Er wählte daher einen weiteren Weg, auf dem er sich überdies noch großen Spaß versprach. — Gleich am andern Tag nämlich erzählte er dem Leim, die Mariandl habe

gestern zu ihm gesagt, es sey so sehr Schade, daß der Leim kein flinker Tänzer sey, sie wolle zu ihres Vaters Namenstag ein Festballet machen, und dabei sollte der Leim nothwendig den Riesen Wolfgrambär vorstellen, welcher der heidnischen Göttin Venus einen Kuß geben wolle und dabei auf die Nase falle. Diese Rolle verdroß zwar den Leim ein wenig; aber der Wille der Mariandl galt ihm ja über Alles und war es nicht schon eine unermeßliche Gnade von ihr, daß sie ihn überhaupt Theil nehmen ließ? Mit tausend Freuden nahm er daher das Anerbieten des Zwirn an, daß er ihn einstudiren wolle. Der Zwirn nämlich hatte Beine wie Trommelschlegel, und hatte den Ballettänzern in seinem Leben mehr abgesehen, als ihm gut war. Es wurde sogleich der Abend zu den Uebungen bestimmt, und der Zwirn ordnete die Scene ganz, wie sich's gebührt, her. Ganz entzückt war aber der Zwirn, als er in seines Vaters Rumpelkammer ein Paar Stücke schönen Zeugs auffand, den der Alte einmal einer durchreisenden russischen Fürstin unterschlagen, und wahrscheinlich selbst wieder aus den Augen verloren hatte. Er stuzte sogleich den Zeug zu einem Venuskleid zuschnitt, probirte und nähte, als stünde das jüngste Gericht vor der Thür! Wahrlich, in seinem ganzen Leben

war er noch nicht so fleißig gewesen. Am andern Abend war Alles fertig, und nun trug er es zum Leim und kleidete sich an. Als er sich in seinem Taschenspiegel sah, gerieth er auch so sehr in Entzücken, daß er innerlich beschwor, der liebe Gott selbst habe ihm die List eingegeben. Am ersten Abend exerzirte er sich ganz ein mit dem Leim, der den Rock ausziehen und die Hosen über die Kniee schürzen mußte. In der That stellte sich auch der Leim gelehriger an, als er sich Anfangs gedacht hatte, und er war in jedem Betracht mit seinem Vorhaben zufrieden; weil er sich zugleich nun auch als einen Wohlthäter seines Freundes verehren konnte. Die Uebungen machten ihm selbst soviel Spaß, daß er mehrere Tage lang gar nicht dazu kommen konnte, die Mariandl zu bestellen. Denn er schien sich selbst in dem Weiberrocke ein ganz neuer Mensch und ein wahrer Engel zu seyn. Zugleich entzückte er den Leim dadurch, daß er im Ganzen recht glücklich, wenn gleich etwas grob, das Wesen und Betragen seiner Herzallerliebsten nachzuahmen wußte. Endlich aber sagte er der Mariandl, daß sie kommen solle; der Leim habe ihm gesagt, heute werde die Kunigunde (nein, — die schöne Kunigunde, sagte er) im Staat der heidnischen Venus zu ihm kommen

und mit ihm tanzen. Er glaubte nun nichts Anders, als daß die Mariandl eben wieder wie bei der Sarggeschichte eine ganze Sippschaft von Mädchen einladen werde, daher er sich zum Voraus zu überaus künstlichen Sprüngen und einer Musterkarte alter und neuer Witze rüstete. Auch ließ er sich um einen Gulden Schein von einem Theaterrecensenten, den er hie und da freihielt, weil derselbe der Vetter einer gewissen Statistin war, ein zu den Umständen beiläufig passendes Carmen machen. Ueberhaupt hoffte er von seiner Jungfrauschaft, in die er sich mit vielem Eifer hineinstudirt hatte, viel Ruhm zu erwerben, und in Weiberkleidern freieres Spiel bei den Mädchen zu haben. Allein bei der Mariandl war ganz anderes Wetter, als sein Barometer zeigte. Sie hoffte nicht auf eine lächerliche und vergnügte Scene; sondern sie bereitete sich zu einer ernsthaften und hochnothpeinlichen. Weit entfernt war sie davon, Gäste zu bitten; sie war sich eher selbst zu viel bei dem Schauspiel, das sie erwartete. Im Grund des Herzens hoffte sie freilich eigentlich, daß der Zwirn sie angelogen haben möchte, und sein Schweigen die Tage her hatte sie sich auch dahin ausgedeutet. Aber nun machte sie seine Einladung wieder confus, und überdies erfuhr sie noch von einer alten Magd, daß gestern Abends der

Teufel und seine Großmutter in höllischer Flammenloh' in der Werkstatt getanzt hätten, woraus sie denn wohl abnehmen konnte, daß der Leim bei der Kunigunde Tanzstunde gehabt, und das Küssen einen so großen Lärm gemacht haben möchte. Nichts als Zorn und Rachlust kochte jezt in ihrem weichen, heitern Herzchen. Jedenfalls mußte sie doch, also den Feind observiren, und fand sie den Bericht des Schneiders richtig, so folgte nothwendig, daß ihr die Galle schwellen und die Nägel an den Fingern wachsen würden; daß aber eine unbefriedigte Rachlust einen tödtlichen Schmerz hervorbingt, wußte sie ebenfalls aus geringeren Fährlichkeiten her; es war daher sehr natürlich, daß sie darauf dachte, sich zu bewaffnen, um nöthigenfalls handgemein werden zu können, nämlich nicht mit dem falschen Geliebten, sondern mit seiner Dulcinea. Eine Mordwaffe aber fürchtete sie doch selber, und über eine andere besann sie sich lange vergebens hin und her; endlich fiel ihr Blick auf die Bettscheere, die ihr jungfräuliches Lager als lezte Schanze und Pallisade hinter so vielen Riegeln und Schlössern vertheidigte. Die Scheere war trefflich zu dem Zwecke, wozu sie dienen sollte; denn sie schnappte wie ein Taschenmesser ein, und jedenfalls war eine kleine Balletttänzerin leicht damit einzufangen, wenn

nicht gar in zwei Hälften zu zerschneiden. Die Waffe hatte sie also. Aber sollte sie selbige in eigener Gestalt führen? Sollte sie vor Leims Augen auf sein Herz Sturm laufen und ihm zum Gespötte dienen? Und war nicht zu erwarten, daß die Tänzerin am andern Tage der halben Stadt die empfangenen Schläge erzählen werde, nur um die Eifersucht der Mariandl mit erzählen zu können? Das nahm sie sich wohl zu Herzen und hatte auch gleich einen Ausweg bereit. Sie durfte sich nur in ihres Vaters Kleider stecken, dann sah ihr Dazwischenfahren wie ein Act der Hauspolizei aus; dann durften sich die Feinde aus Ehrfurcht nicht zur Wehr setzen; unter dieser Maske konnte sie um so kräftiger zuschlagen, und in der Kerzenbeleuchtung konnte sie sich gut gegen die Entdeckung verwahren. Sie hatte es noch nicht ausgedacht, so hatte sie schon ein Kleid des Alten aus dem Schrank geholt. Die Schlafmützen (Zipfelkappen) hatte sie selbst in Verwahrung. Um sich feist zu machen, nahm sie ihre Bettkissen zu Hilfe, und die Scheere probirte sie gleich an einem alten Blumenscherben, der mit Klirren unter dem Doppelschwerdt zusammenbrach. So ausgerüstet machte sie sich Abends um neun Uhr auf den Weg; aber sie schlurrte nicht wie ihr Vater auf Pantoffeln, deren Schleifen man meilenweit hören

konnte; ganz leise, ganz heimlich schlich sie die Treppe hinab, ohne Licht, indem sie sich durch Tasten an den Wänden zurecht fand. Einmal erschrack sie heftig, als ihr Kampfinstrument an einem Besenstiel, der queer über die Treppe hergefallen war, klappernd anstreifte. Aber freilich that dies keinen Schaden. Sie hätte noch viel lauter lärmen dürfen, ohne Furcht, die Geliebte ihres Geliebten zu verscheuchen. Ja die Venus Zwirn harrte sogar ungeduldig, endlich Mädchenstimmen kichern und Mädchentritte rascheln zu hören. Es war ihm schon ganz heiß unter dem Liebesgürtel; die besten Sprünge hatt' er in der Begeisterung der Erwartung fast schon verthan, und der Docht seines Witzes war schon mehrere Male geschneuzt. Läßig durft' er allerdings nicht werden; denn er konnte sich denken, daß die Mädchen erst heimlich zusehen würden. Und so war's auch. Die Mariandel stand schon an der Thüre im Schatten eines ungeheuren geschnizten Beichtstuhls, der zum Repariren da war. Nein, sie stand nicht; sie hielt sich mühsam an den hochwürdigen Pfeilern und unter dem Wulst, worin ihre schlanke Gestalt steckte, schien ihr Leben zu ersticken. Da sah sie's nun! Der Leim im hellen, heiligen Eifer. Wie kühn und leicht wußt' er jezt seine Beine zu recken, zu wirbeln und zu drehen, er, der immer wie ein Kloz

gewesen war, wenn er mit ihr tanzte! War er nicht ganz ohne alle Verlegenheit, ja ganz ohne alle Scheu? Sprach er nicht ganz laut und zusammenhängend? Ja! An all' dem war offenbar die Kunigunde Schuld. Und diese Kunigunde selbst! Welches abgeschmackte Geschöpf! Konnte die Mariandl sich selbst nur irgend mit ihr vergleichen? Welche breite Taille, welcher kurze Hals! Und obendrein das affenmäßige Betragen, das überdeutliche Caressiren, die unschicklichen Capriolen! Sie war ja schlimmer, als eine Zigeunerin. Und diese hatte ihr der Leim vorgezogen! Diese hatte ihm die Ecken abschleifen und die stummen Lippen aufbrechen können! Halt Dich, Mariandl, halt Dich fest! Nur keine unzeitigen Thränen! Nein, Du bleibst streng und stark, Du hast Deinen Athem wieder gefunden, der Nebel vor Deinen Augen ist vergangen, Du siehst und hörst deutlich und betrügst Dich nicht; Deine rechte Hand hält krampfhaft die furchtbare Waffe. Sollst Du noch länger warten? Warum letzest Du Dich selber grausam an dem verhaßten Schauspiel? Aber nein! Es geht zu weit. Der Leim nennt die Ballet-Creatur: Du, sie scheint ihn im Tanze zu fliehen, er sezt ihr nach, höchst kunstreich springend, über einen Sarg nach dem andern, — sie verwickelt sich; „nun kommt der Kuß," ruft er — der

Kuß kam nicht; denn die Mariandl war hervorgefahren, und ehe die beiden nur irgend vor Schreck sich fassen konnten, war die falsche Kunigunde schon in die selbstgegrabene Grube, nämlich in die mörderische Scheerenklammer gefallen. Keiner von Beiden glaubte etwas Anderes, als daß der Meister selber komme, um über das verdächtige Treiben ein Strafgericht zu halten. Der Leim war einfach erschrocken, und ergriff das nächste Mittel, nämlich die Flucht; denn er war viel zu unbeholfen und unerfahren, als daß er hätte wagen sollen, sich auf eine offene, scherzhafte Weise aus der Affaire zu ziehen; auch vertraute er in dieser Sache blindlings dem Zwirn, überdies schämte er sich wirklich, und um so mehr, da es ihm jezt zum ersten Mal einfiel, daß die Verkleidung des Schneiders ziemlich unschicklich gewesen sey und die Sache eigentlich ein sehr zweideutiges Aussehen habe. Er floh, wie gesagt, und nicht blos aus der Werkstatt, sondern auch aus dem Hause, ja sogar aus der Stadt. Wir wollen ihm aber so spät Abends nicht mehr nachlaufen, sondern bei dem Zwirn bleiben. Dieser war nicht bloß erschrocken, sondern neben dem schoß ihm auch die Galle; denn er glaubte, die Mariandl habe ihn boshaft an den Alten verrathen: er bedachte nicht, daß sie von seiner Verkleidung nichts wußte. Er

schrie daher, während das Mädchen eifrig auf ihn los- trommelte, wie besessen: „Ich bin's ja nicht, Meister! Die Mariandl hat Sie ja angelogen, die Gottsvergessene Person, die! so sehen Sie mich doch an, so befühlen Sie mich doch, aber nicht so stark, nicht so einseitig! Ich bin ja nur der Zwirn. Rein der Zwirn! Ganz der Zwirn! Ich bin ja so gut ein Mann, wie Sie, sofern Sie selber einer sind! Aber so seyn Sie doch nicht so grob, Sie Holzprofessionist, Sie Hobelkratzler, Sie Schiffs- zimmermann! Sie schlagen ja d'rein wie ein Küfer. Las- sen Sie mich los aus Ihrer Drehbank! Und wenn Sie durchaus eine Mamsell schlagen wollen, so schlagen Sie Ihre Mamsell Tochter, die Ihnen Mücken in den Kopf gesezt hat! Oder, auf meine Ehre! ich lauf gleich auf die Polizei.“ Diese Drohung brachte die Mariandl aus dem Concept. Sie hatte mit einer wahren Göt- terlust zugeschlagen, erst auf die Nebenbuhlerin, wie sie glaubte, und dann auf den malitiösen Schneider, der ihr soviel Herzeleid gemacht hätte. Nun fürchtete sie aber, sie könnte ihren Vater wirklich in Ungelegenheit bringen; und zudem mußte sie, je eher um so lieber, den Zwirn von der Stelle bringen, da sie um Alles nicht entdeckt zu seyn wünschte. Sie ließ daher ihr Schlachtopfer los, und der Zwirn entsprang, wie

vom Teufel gejagt, durch dasselbe Fenster, durch das er sich schon einmal vor der Ohrfeige des Meisters gerettet hatte. Von der Gasse rief er übrigens, recht wie ein Schuljunge, noch herein: „der Leim ist an Allem schuldig," was ihn zwar sogleich wieder reute; allein es ärgerte ihn eben, daß er die Suppe hatte allein ausessen müssen. Er wußte aber selbst nicht, wie gut er sich noch durch seinen Nachruf an seiner Peinigerin gerächt hatte. Denn sonderbar! obgleich diese nun klar sah, daß die Kunigunde ein verkleideter Schneider gewesen war, so blieb ihr doch von dem Argwohn in der innersten Seele noch etwas hängen. Wenn auch heute aus dem Ei der Ballettänzerin der Zwirn ausgeschlüpft war, konnte darum nicht eine wirkliche Kunigunde dennoch existiren, und gestern und ehegestern mit dem Leim getanzt haben, ohne von ihr in die Klemme genommen zu werden? Konnte sie nicht auch heute nur irgendwo versteckt seyn, etwa in einem Sarg? die Mariandl schlug wirklich alle Sargdeckel auf und wieder zu, und fand nichts. Und warum war denn der Leim entsprungen, wenn er ein reines Gewissen hatte? und was wollte der Zwirn damit sagen, daß der Leim an Allem schuldig sey? Nein, sie traute sich selbst nicht mehr. Sie schlug von Neuem die Deckel auf, nicht nach

der Ordnung, sondern wild hin und wieder springend, oft mehrmals ein und dieselben hinter einander. Darüber ward sie so heiß und athemlos, daß sie grimmig den Wulst von Kissen, den sie um sich hatte, herausriß, und so gewaltsam, daß die Knöpfe an des Vaters Rock absprangen. Todtmüde sezte sie sich endlich auf einen Sarg nieder und weinte bitterlich, sie wußte selbst nicht völlig warum? — Aber, wenn die Noth am höchsten ist, so ist der Trost am nächsten. Während sie so lechzend in einer Sandwüste von Zweifel und Kummer saß, und in bittern Thränen nur sich erleichterte, sprang schon die Quelle der lieblichsten Hoffnung hinter ihr; und wäre sie nur vorhin in ihrem wilden Eigensinne nicht so stockblind gewesen, so hätte sie schon früher auf den grünen Rasen sich niederwerfen und den tröstlichen Thau in die glühende Herzensschaale auffangen können. Aber freilich, der Mensch muß erst ausgetobt haben, ehe der Frieden ihn mit seinem leisen Flügel zu streifen wagt. So weinte sich auch jezt die Mariandl erst in unverstandenen Thränen aus, und als sie nun hoffnungslos sich entfernen und einer düstern Nacht entgegenschleichen wollte, trieb es sie, sie wußte selbst nicht, warum, einen Umweg an einer Ecke der Werkstatt vorbei zu machen. War es, weil der Leim in dem kurzen

Augenblick, da sie ihn gesehen, gerade dorthin einen schwermuthsvollen Blick gerichtet hatte? Oder geschah es, um auch den lezten Winkel nicht undurchspäht nach der Kunigunde zu lassen? Jedenfalls warf das Licht, das sie trug, so weit auch der Docht herabgebrannt war, eben noch den lezten flackernden Schein auf das kleine Leopoldstädter Theater, welches der Leim zum Blitzableiter seiner Liebeswuth gebrauchte, und das dort in der Ecke stehen geblieben war, weil der Zwirn durch neue überschwengliche Hoffnungen den Geist des Leim auf eine andere Fährte gelenkt hatte. Die Mariandl müßte von Stein gewesen seyn, wenn sie die Bedeutung dieses mühsamen Kunstwerks nicht errathen hätte. Ja, es griff sie wie ein Schlagfluß an. Nun war es auf einmal klar, daß es Jemand im Hause gab, der ihr die leisesten Wünsche abmerkte und auf die überraschendste Weise erfüllte. Und dieser Jemand konnte Niemand anders seyn, als der geliebte Leim. Das zeigte die kunstreiche Arbeit, welche der erste Ueberblick erkennen ließ. Freilich hätte die Mariandl kein Mädchen seyn müssen, wenn sie nicht gleich das Werk von vorn und hinten hätte beschauen sollen. Allein das Uebermaaß von Freude ließ sie wenigstens nichts behalten, und genau sich einprägen, was sie sah, da alles Einzelne

in das Eine schöne, allgemeine Gefühl verschwamm, daß sie liebe und geliebt sey. Kein Mensch hat erfahren, wie lange das Mädchen an jenem Abend in jenem Winkel der Werkstatt stand. Nur soviel ist gewiß, daß die Magd am andern Tage das Licht gänzlich herabgebrannt fand. Und was kam's denn auch drauf an, ob sie hier stand, oder ob sie im Bette lag? Ihre Seele stand nicht und lag nicht; d i e schweifte auf Windesflügeln in dem Südlande seliger heimlicher Begierden; ihr schlug keine Glocke mehr, ihr leuchtete kein irdisches Licht mehr, sie kümmerte es nicht mehr, ob die Glieder sich hielten oder vor Müdigkeit zusammenbrachen. Ach! warum sie sich freute, wußte sie im Grunde so wenig, als warum sie vorhin geweint hatte. Was weiß denn überhaupt die Liebe? Ist es nicht genug, wenn sie sich beruhigt der Uebergewalt der Stunde ergibt und in bewegtem, wachem Traume die Ruhe des Schlafs nachäfft? Hat sie denn da noch Augen und Ohren? Ist sie nicht vielmehr da nur noch ein einziger Sinn, der Sinn — dahinzusterben in ein neues, schöneres Leben? Thränen oder Lächeln sind nur die Sprache, die der Augenblick gebiert; und meist ist es keines von beiden, oder beides. Es ist, als müßte die Seele, ehe sie dem Körper ein neues Lebensgesetz gibt, dieses Gesetz in einer andern Welt, auf

schöneren Sternen holen, und der Körper indessen ruhen und in unbehilflicher Trägheit zu dem neuen kräftigeren Leben sich vorbereiten. Darum ist der erste Siegerbefehl der Liebe in einer reinen Brust so leicht zu erkennen. Denn Alles Alte ist vergangen, und Gott macht Alles neu; der Wilde wird ruhig wie ein Kind! der Langsame wird unruhig bewegt wie ein Knabe, der die erste Schlacht beschrieben liest. Die Seele puppt sich ein, und erwiedert die gewohnte Berührung nicht mehr nach alter Weise. Und ist der glänzende Schmetterling einmal ausgeschlüpft, so werden die früheren Bekannten aus der neuen Lebensart gar nicht mehr klug. Diese Veränderung ging jezt in der Mariandl vor. Sie hörte von allen Orten und Enden her süße, himmlische Glocken läuten, und wußte doch noch nicht, zu welcher Feier? Ungewiß und schon in Träumen kam sie in ihre Schlafkammer, und zog sich gedankenlos aus, indem sie voll der süßesten Gedanken war. Ruhe nun, Du glückliche Seele, nach so vielem wahren und unnöthigen Herzeleid! Ruhe, oder glaube wenigstens zu ruhen! denn, kannst Du ruhen? diese Ruhe ist ja doch nur ein trügerischer Schein, hinter dem Dein Leben zu einer neuen Geburt reift. Du fühlst es auch wohl, da Deine Augen sich nur halb schließen und die heißen

Arme über der Decke gefaltet bleiben, indeß die leichte Gestalt, wie von unerträglicher Last gedrückt, sich unruhig hin und her wirft. Ja, Du fängst tausend Gedanken an, und ihre Süßigkeit besteht darin, daß Du keinen vollendest. Es träumt Dir von dem kleinen Leopoldstädter Theater! und Du weißt im Geringsten nicht mehr, wie es aussieht; es wird Dir zu einem griechischen Göttertempel; Du selbst bist nicht mehr die Mariandl, sondern eine Donaunymphe und Dein Geliebter ist der wunderbare Geist seines vaterländischen Gebirgs, der Rübezahl, von dem Dir schon die Amme erzählt hat. Vergangenes und Künftiges, Wahres und Mährchenhaftes vermischen sich, und halbwach prophezeist Du Dir selbst in abenteuerlichen Träumen Dein künftiges Loos. Am andern Tag entstand lauter Confusion. Um aber Alles gehörig begreiflich zu machen, müssen wir uns einmal wieder zu dem Vater der Mariandl wenden, welcher seither immer geschäftig war, die Verbindung seiner Tochter mit dem Zwirn vorzubereiten, die Vermögensangelegenheiten sicher zu stellen, und eine glänzende Aussteuer zu besorgen. Er hatte zwar seit jeher, er wußte sich nicht völlig davon Rechenschaft zu geben, ein gewisses Aber gegen den alten Zwirn. Denn so viel wenigstens war gewiß, dieser erste aller Wiener

Schneider war mürrischer und unverträglicher Natur, er ging selten in Gesellschaft, und wenn er unter Menschen war, so saß er da wie eine Spinne und zog langsam und unwiderstehlich alle lustigen Schwänke in sein bitter grämliches Netz herein, worin sie erstickten. Sich selbst war er eben so hart, an seinen Leib verschwendete er gar nichts. Man wußte dagegen, daß er gegen seinen Sohn freigebig ohne Grenzen war. Ja man behauptete, daß Vater und Sohn an Einem Tische zu Mittag speisen, jener für acht Kreuzer und dieser für einen Gulden, und daß der Sohn immer Vollmond im Beutel habe, während der Alte, was das Vergnügen betreffe, allezeit im Neumond lebe. In der That war er ein ebenso großer Filz als Verschwender, und Niemand wurde deshalb aus ihm klug; Mariandls Vater baute aber eben darauf das Glücksgebäude seiner Tochter. Denn es war ja zu erwarten, daß er seine enorme Freigebigkeit gegen den Sohn durch eine reiche Heirath krönen und überbieten würde. Er allein besaß in einem gewissen Grade das Vertrauen des sonderbaren Schneiders. Allein auch er konnte den Grundton an demselben nicht herausfinden. Namentlich wußte er seit einiger Zeit gar nicht, was er aus der übermäßigen, menschenfeindlichen, lebensüberdrüssigen Frömmigkeit des

Schneiders machen sollte, die diesem selbst nicht wohl zu thun schien; denn seine Gesichter wurden immer saurer, seine Thätigkeit immer lahmer, und sein Verstand offenbar schwächer; nebenbei zeigte er einen ganz unbegreiflichen Respect gegen alle Behörden, hohe und niedre, insonderheit aber gegen die Polizei. Der Freund sann vergebens drüber nach, was dem Traurigen am Herzen nage. Er machte ihn aufmerksam darauf, daß sein Geschäft nothleide, daß er Andern den Vorrang lasse, daß er seinen Ruin herbeiführe. Es half nichts. Der Schneider zeigte auch eine solche Abneigung gegen derlei Gespräche, daß sie jedesmal wie das Hornberger Schießen ausgingen. Er schien einen ganz unüberwindlichen Eckel gegen seinen eigenen Reichthum gefaßt zu haben; er lief in ganz miserabeln Kleidern, ungeflickt und ungebürstet, umher; es trieb ihn eine eigene Unruhe, gerade wie seinen Sohn, nur im entgegengesezten Element. Das Alles machte, wie gesagt, dem Vater der Mariandl in mancher stillen Stunde ziemliche Sorgen. Aber vergebens versuchte er sich in die zerrissene Gemüthsart hinein zu finden, von der die seinige gerade das vollkommene Gegentheil war. Er war von jeher wie ein lustiger Fisch im vollsten Strome geschwommen, und wußte weder von Strudeln was, noch von Untiefen. Im Eifer des Fleiß-

ses und eines ungemeinen Glückes, das ihn begünstigte, hatte er gar nie Zeit gehabt, aus sich selbst herauszuschauen, was ihm jezt der überhandnehmende Speck seines Körpers vollends verwehrte. Weil es ihm gut ging, so glaubte er, es müsse aller Welt gut gehen, und gönnte ihr's auch herzlich. Je reicher er ward, um so mehr verehrte er auch den himmlischen Vater, und seine Andacht theilte sich im Grunde gleich zwischen den lieben Heiligen und zwischen seinen freigebigen Kunden. So war er reich im Glauben, und strebte nicht nach vielem Wissen; er hatte vollauf zu thun, seinem wachsenden Glücke nachzukeuchen, und sein einziger Wunsch, die andern waren alle erfüllt, bestand darin, sein Kind wo möglich noch glücklicher zu machen. So lebte er eigentlich im Geiste immer noch selbst wie ein Kind, so gut als die Mariandl; nur daß der Verstand und Wiz aus ihm gleichsam bloß wie im Schlafe sprach, während er in seinem Töchterchen zum herrlichsten, sonnigsten Leben erwacht war. Wenn er nun aber auch den Grund des sonderbaren Betragens seines Freundes nicht verstand, so fand er doch wenigstens so viel für sich heraus, daß es nunmehr die höchste Zeit sey, Ernst zu machen, und den bloßen Freundschaftsvertrag gleichsam zur gerichtlichen Insinuation zu bringen. Denn es schien ja, als

wollte der Zwirn sein vieles Geld vollends gar auf die Miste werfen. Wirklich wurde es auch dem Meister siedend heiß, als ihm das Gerücht zu Ohren kam, daß Pfaffen bei dem Schneider aus- und eingehen, und daß eine Schenkung an ein Kloster im Werke sey. So fromm er war, däuchte ihm doch das Geld zum Leibgeding seiner Tochter und zum Capital für rüstige Enkel besser angewandt, als zum todten Schatz eines unfruchtbaren Klosters. Daher bemühte der Alte sich seit einigen Wochen eifriger als je, das ganze Geschäft in's Reine zu bringen, und wenn auch der einsylbige Freund keine bestimmten Antworten gab, so hoffte er doch, an dem Geburtstage seiner Tochter deren Verlobung verkündigen und feiern zu können. Er kam auf den klugen Gedanken, den jungen Zwirn hinter den alten zu hetzen, weil er wußte, wie schwach dieser immer noch gegen jenen war. Seit mehreren Tagen hatte er daher an einer Epistel für den jungen Zwirn gearbeitet, worin er diesem Winke geben wollte, die denn doch nicht gar zu merklich seyn sollten, weil es nicht scheinen durfte, als ob er dem Windbeutel sein Kind nachwürfe. Er hielt es in diesem Betrachte für angemessen, dem künftigen Schwiegersohn eigentlich zunächst einen väterlichen Lehrbrief zu schreiben, worin er ihm sein dissolutes

Leben und seine mancherlei kleinen und großen Untugenden malte, und ihn zur Besserung anhielt, zugleich aber auch geheimnißvolle Andeutungen von „etwas Gewissem," das er ihm zudenke, einfließen ließ, daher er ihn auffordre, an dem und dem Tage (am Tag vor der Mariandl Geburtstag), zu ihm zu kommen, wo er dann des Weiteren werde belehrt werden. Diesen Brief nun erhielt der Zwirn eben am Morgen, nachdem er in der Gestalt der heidnischen Liebesgöttin geklemmt und geprügelt worden war, und dieser Tag war eben der Tag, auf welchen der Meister ihn zu sich lud, der Tag vor dem Geburtstag der Mariandl. Ach! heut empfand er's recht, der Zwirn, daß man den Tag nicht vor dem Abend loben soll. Er lächelte heute Vormittag nur Einmal; und auch das Einemal war schmerzlich; da nämlich, als er Morgens früh im Bette aufsaß, und in den Schooß der Venus sah, die er selber war. Ja, das Wohlgefallen an ihm selbst übermannte ihn noch einmal, bis er nach und nach dazu kommen konnte, zu bedenken, auf welche Weise er in diese Verkleidung und wie er in dieser Verkleidung gefahren sey. Nun wurden seine Gedanken bitter; er erinnerte sich des erlittenen Ungemachs, und wie er jammervoll nach Hause gelaufen war und, ohne nur noch Licht zu schla-

gen, sich tief in die Federn gesteckt hatte. Nun juckten ihm Schultern, Rücken und Hüften. Er ärgerte sich über seine Furchtsamkeit, daß er nicht gleichfalls zugeschlagen, und vertheidigte sich wiederum gegen sich selbst. Während dieses Selbstgesprächs kam die Magd und brachte ihm den Brief. Um nicht ihr Gespött zu werden, mußte er die schwere Decke wieder bis an den Hals heraufziehen, und so zuvörderst einen jämmerlichen Schweiß aushalten, da die Magd im Zimmer aufzuräumen hatte, was er gestern beim Nachhausekommen durcheinander geworfen. Aus dem Schweiß kam er in Zorn und Angst. Denn nachdem er den räthselhaften Brief mehrmals überlesen hatte (was sehr schwer ging, theils wegen der Kunst des Schreibers, theils wegen der Kunst des Lesers), konnte er denselben doch wahrhaftig nicht anders auslegen, als daß er ihn auf die gestrige Geschichte bezog. Offenbar wollte ihm der Meister nochmals gründlich den Leviten lesen, und es lag ganz in der Art des Zwirn, hie und da in eine fliegende, aber um so heftigere Zerknirschung über seine Sünden zu gerathen, um es eine halbe Stunde darauf da wieder anzufangen, wo er es kurz zuvor gelassen hatte. Ganz verdächtig mußte aber die Einladung erscheinen, und das räthselhafte Etwas, welches ihm der

Meister zudachte, übersezte sich der arme Dulder nicht mit der Urtheilskraft, sondern mit den juckenden Schultern voll blauer Mäler. Was hie und da von der Mariandl eingeflochten war, konnte er sich demnach nur dahin deuten, daß ihm der Meister entweder zu verstehen geben wollte, mit der Heirath sey es überhaupt vorbei, oder daß er ihn vor derselben wenigstens noch, wie den Prinzen in der Zauberflöte, durch Feuer und Wasser gehen zu lassen gedenke. In diesem Falle aber war der Zwirn entschieden, was er seinerseits thun wollte, nämlich die Mariandl sitzen lassen, wie er sich ausdrückte. Denn ob er gleich Prügel, welche unerwartet kamen, geduldiger als ein Lamm einsteckte, und sich nicht sonderlich viel darüber bekümmerte, so war er doch durchaus nicht der Mann, einer solchen Lockspeise von selbst entgegen zu gehen, und sollte auch ein ganzes Paradies voll frischgebadeter Mädchen und die ganze K. K. Schatzkammer dahinterliegen. Er schlug daher vorerst ein Schnippchen und sagte: „die Mariandl ist nicht die einzige; Ich lasse sie sitzen, das ist nobel." Dann fiel es ihm aber ein, daß, wenn er auch nicht zu dem alten Meister hingehe, dieser sich versucht fühlen könnte, ihm das zugedachte Etwas, nämlich die Prügelspeise, auch auf die Straße oder gar in's eigene Haus nachzubringen oder

nachzuschicken. Und das Schlimmste war, daß er auf Satisfaction nicht mehr rechnen durfte. Wenigstens auf die Drohungen mit dem Zorne seines Vaters, des alten Herrn Zwirn, mit denen er so freigebig war, hielt er seit einiger Zeit selbst nicht mehr viel. Denn er war nicht der lezte gewesen, seines Vaters neuen Adam zu bemerken und zu beargwohnen, um so mehr, da derselbe ihm zwar wie gewohnt seine reichlichen Alimente verabreichte, aber auf seine Fragen beharrlich stillschwieg. Ja er glaubte aus einzelnen hingeworfenen Aeußerungen entnehmen zu können, daß er nicht im besten Credit bei dem Herrn Vater stehe, und daß dieser etwas gegen ihn im Schild führe. Kein Wunder also, wenn den Zwirn der Uriasbrief betrübt machte. Mußte er doch fürchten, daß, wo er ginge und stünde, gleichsam Schläge unter seinen Füßen hervorwachsen würden. Er riegelte sich daher in seiner Schlafkammer ein, und ergab sich eine Zeitlang dem Zuge höchst trübseliger Gedanken. Bald jedoch wurde ihm dies zu langweilig; er mußte irgend etwas thun; nun, er fing an, über den Waschtisch zu voltigiren, mit gleichen Beinen, dann auf einem Bein über die Stühle zu springen, endlich auf seinem Bette hin und her Purzelbäume zu machen. Dann steckte er die Hände in die Stiefel, die er heute anziehen sollte,

lief auf allen Vieren umher, und versuchte die Stellungen und Sprünge verschiedener Bestien nachzuahmen, welches ihm ein groszes Vergnügen machte. Von den Bestien ging er weiter zu den Pfaffen, und hielt Kapuzinerpredigten — Himmel wie erschrak er, als er plötzlich vor der Thüre den Gruß eines Kapuziner-Mönchs vernahm! Er sollte eiligst zu seinem Vater hinabkommen, hieß es, der einen Schlaganfall erlitten habe, und eben im Begriffe sey, sein Testament zu machen. Ueber der Nachricht ward es dem Zwirn grün und gelb vor den Augen. Ein gutmüthiger Bursch war er am Ende, und daran hatte er noch niemals gedacht, wie er ohne seinen Alten seyn könnte. Aber die Rührung ging bald in eine ganz andre Stimmung über. Wie er nämlich hinunterkam, sah er allerdings seinen Vater im Bette liegen, anscheinend sehr schwach und ganz umgeben von Arzneigläsern. Der Blick jedoch, den derselbe auf ihn richtete, verkündete ihm sogleich nichts Gutes, noch weniger die Anwesenheit der zwei geistlichen Brüder, aus deren Kutten ihm der leibhaftige verdoppelte Reineke Fuchs entgegen schaute. Wirklich brach aus den trübseligen Wolken auch sogleich das Wetter hervor. Denn kaum war er eingetreten, so richtete sich sein Vater, wie es schien, mühsam auf und so, als führe er in einem

nur eben unterbrochenen Gebet oder Bekenntniß fort, rief er mit kläglicher Stimme: „Vor Allem aber, o Herr der Barmherzigkeit, vergib mir, daß ich ein Kind gezeugt habe. Ach! in Sünden habe ich es gezeugt, und aus sündlichem Saamen ist es gewachsen. Wehe mir, daß ich etwas so Unnützes gethan habe! Denn ach! es ist groß geworden in Thorheit und aber in Thorheit. Es hat nichts gelernt, nichts erworben. Es springt wie elender Kork auf den Wasserfluthen des Lebens dahin. Ach! Und ich habe es geliebt mit der Liebe der Affen; und es hat mir seine Nägel in's Fleisch geschlagen. Viel, viel Geld hat es verthan, und ich muß blutige Thränen weinen, wenn ich bedenke, daß das Alles der heil. Kirche unterschlagen und gestohlen war. Oh! das arme gute Silber und Gold! Wie viel gute Werke hätte ich damit thun und mir einen Schatz im Himmel erwerben können! Nun ist es nicht in den heiligen Klingenbeutel, es ist in unheilige Wirthsbeutel gefallen; es hat nicht den Altar mit Sammet, sondern die Leiber böser Dirnen mit Taffet gedeckt. Ja, Du Schächer, Du Nichtskönner, Du leeres Stroh, Du Saifenblase, Du löchriger Beutel, Du Ohnehirn, Du Puppenkopf, Du Hand im Schooß, Du hölzernes Gelächter, Du Jungferntaschenmesser! Sieh! diese ehrwürdigen Väter an! Diese haben mir die Augen

geöffnet. Ich habe gesündigt, indem ich Dich gezeugt habe; und der Ablaß für diese Sünde kostet mich mein ganzes Vermögen. Sie haben mir die Augen geöffnet, indem sie mir gezeigt haben, daß an Dir Hopfen und Malz verloren ist, und daß es keinen Weg gibt, Dich zu erretten, als daß man Dich mit Gewalt zu einem verlorenen Sohn macht. Erkenne also meine große geistliche Liebe zu Dir, indem ich Dir nur ein kleines Capital hinterlasse, und Dir befehle, in die Welt hinauszugehen und mit Deiner Hände Arbeit Dir Brod zu erwerben. Der Herr segne Dich!" „Amen" riefen die Pfaffen. Der arme Zuhörer fiel in Ohnmacht, und mußte auf sein Zimmer zurückgetragen werden. Da lag er nun kalt und starr ausgestreckt, wo er eben noch wie ein lustiges Eselsfüllen umhergesprungen war auf allen Vieren. Der alte Zwirn schenkte unterdessen wirklich fast sein ganzes Vermögen dem Kloster. So wurde in diesem Hause wirklich Alles von Oberst zu Unterst gekehrt. Aus einem alten mürrischen Sünder ward ein büßender Heiliger, aus einem reichen einzigen Sohne ward ein Bettler. Die würdigen Väter zauderten auch nicht, Baarschaft und Capital-Briefe sogleich in Sicherheit zu bringen, wobei der Kranke mit einem tiefen Seelenvergnügen zusah. Die wohlhäbigen Gesichter der Beiden er-

leuchteten sein Sterben wie eine Doppel-Sonne. Sie hatten sich von des Sterbenden bestem Wein aus dem Keller geholt, und gaben sich damit — nicht die lezte Oelung. Je heiterer sie selbst wurden, um so heiterer malten sie dem alten Zwirn das Paradies-Gärtlein vor, zulezt fast ganz heidnisch. Sie priesen ihn über alle Maaßen, wozu sie freilich guten Grund hatten; denn für die verschaffte Schenkung durften sie von der Kirche eine Beförderung erwarten. Er machte dabei die Augen zu, und spielte mit den Fingern auf der Decke, wie mit Nähnadeln. Die selige Zufriedenheit seines Innern verdünnte die schwere schweißtreibende Krankenluft zu leichtem kühlem Aether. Und jemehr aus den ehrwürdigen Kutten die Schalkshälse herauswuchsen, um so wohler ward ihm's um's Herz. Denn bis daher hatte er sich noch immer vor der Beichte gefürchtet. Alle Zweifel gingen aber in der steigenden Illumination der Geistlichen unter. Er erstaunte über die Leichtigkeit, selig zu werden, die er sich früher nie so groß geträumt hatte, und wenn ihn etwas plagte, so war es das, daß er sich so lange vergebens Gewissensbisse über das gemacht habe, was er nun eben zu berichten hatte. Wahrlich die Reue hätte er sich sparen können, wenn er sich schon früher eine Actie von der Seligkeitsversicherungsgesellschaft gekauft

hätte. Ueberdies schien nun die Sonne so hell und warm ins Zimmer. Seine körperlichen Schmerzen linderten sich und ein leichtes stillendes Oel schien sich durch seinen ganzen Körper zu ergießen. Er bat um ein Glas Wein und die Lebemänner versagten es ihm nicht. Es stärkte ihn und er wiederholte seine Bitte; sie wurde wiederholt gewährt. Immer süßer, immer holdseliger wurden nun seine Gedanken; er lächelte wie ein sterbender Gerechter. Und sollt er's nicht? Hatte er nicht sein zeitliches Gut für das Ewige dahin gegeben? Hatte er nicht dieses Gut dadurch geheiligt, gesezt auch, es hätten einige irdische Flecken daran geklebt? Wurde er nicht von den Verwaltern des himmlischen Schatzes bei Leibesleben selig gesprochen? Ja, er lächelte zum erstenmale seit langer Zeit wieder, indeß sein Sohn, das lustigste Blut von Wien, sein Sohn, der lachend aus Mutterleib gekommen war, und seitdem nichts Anderes gethan hatte, als lachen, über seinem Kopfe in bitterer Verzweiflung ausgestreckt lag. Er lächelte, und nachdem das würdige Kleeblatt, der Halbheilige und seine zwei Geleitengel (der wandernde Bär und seine beiden Führer) sich gehörig erleuchtet hatten, beichtete er. Da man aber das Beichtgeheimniß nicht verletzen darf, so muß der Inhalt seiner scherzhaften Beichte ver-

schwiegen werden. Nur so viel ist zu erzählen, daß sogleich nach vollendeter Beichte der eine der Geistlichen, wie ein brennender Komet nach einem Notar ausschweifte, der für angemessene Belohnung das Schenkungsinstrument richtig machte, worauf das Kleeblatt in Fried und Freude fortfuhr, die Gabe des Vater Noah zu genießen, bis an den Abend, wo ein wiederholter Schlaganfall den heiligen Schneider sprachlos und kindisch machte, und aus dem Kinde der Welt das Kind Gottes wieder um einige Zoll weiter herauszog, so daß die Hebamme Zufall es leicht vollends ganz herausnehmen konnte.

Kehren wir nun zum Vater der schönen Mariandl zurück, so finden wir ihn den ganzen Vormittag verdrießlich auf Antwort von dem künftigen Schwiegersohn wartend. Hundertmal fragte er den Burschen aus, der den Brief zu dem Schneider getragen hatte; und hundertmal antwortete ihm dieser, daß zwar der Zwirn noch im Bett gelegen habe, daß aber die Magd den Brief hineingetragen und ihn versichert habe, wie der junge Herr solchen aufgebrochen und sehr aufmerksam gelesen. Was sollte er denken? Hatte der Schneider den Leviten, den er ihm las, übel genommen? Aber der Letzte war ja hinlänglich überzuckert mit süßen Liebes-

hoffnungen. Oder sollte derselbe etwa gar nicht eingehen wollen in seinen Plan? das Kleinod, das er ihm anbot, gering schätzen? Himmel! dem Meister schoß der Kamm, wenn er nur an die Möglichkeit dachte. Nun! Vielleicht stellte der Zwirn jezt eben kluge Unterhandlungen mit seinem Vater an. Aber den Empfang des Briefs hätte er ihm doch notificiren und ihm seinen guten Willen versichern lassen sollen. Hatte er sich selbst so viel Mühe gegeben mit dem Brief, und der verdammte Junge, dem zu Lieb es geschehen war, sollte sich nun so froschkalt dabei zeigen! Wahrlich, es war nicht zu ertragen. Es trieb den Meister im Haus und in der Werkstatt um, und ließ ihn nicht arbeiten, nicht rechnen, nicht denken. Nun war auch noch der Kaffee kalt, die Zeitung erhielt er zu spät, freilich, weil er selbst nicht zu gewohnter Minute auf sein Zimmer gekommen war. Die Mariandl war verschlafen, und hatte ihm keinen guten Morgen gesagt. In der Werkstatt zwar ging alles flink und rüstig; das ärgerte ihn auch, weil er seinen Zorn gern an irgend Jemand auszulassen wünschte. Nur der Leim fehlte; wunderbarer Weise, da dieser sonst immer der Frühste auf dem Platze war. Das beunruhigte ihn wieder. Er machte wirklich ein grimmiges Gesicht, daß die Schwalben erschracken,

die durch die Werkstatt flogen, und eine Wolke vor die Sonne trat. „Gift und Operment!“ brummte er über den Jungen hin, „es muß was dahinter stecken,“ sagte er wieder; „aber es muß heraus, muß ans Licht; oder es sezt Prügel!“ Auf einmal fing der Junge an zu heulen, hielt die Hände vors Gesicht und schrie kläglich: „Ach! schlagt mich nur nicht, Meister! Um Gotteswillen! bringt mich nur nicht um; ich will's ja bekennen, was dahinter steckt. Ach! ich hab's der Magd so heilig versprechen müssen, daß ich nichts verrathen wolle. Aber ich kanns nicht auf dem Gewissen behalten. Ach! Meister! schlagt mich nur nicht todt!“ Halb zornig, halb vergnügt ermunterte ihn nun der Meister, ein aufrichtiges Geständniß zu machen und war nicht wenig begierig, was er da vernehmen würde. Der Junge erzählte, die Magd des Zwirn habe gestern Abend spät noch aus ihrer Kammer gehen müssen, und — obwohl in der Dunkelheit, habe sie doch bemerkt, wie eine Weibsperson in wunderlichem Staat, so wie man's in der Komödie sehe, oder bei Seiltänzern, rasch die Treppe hinaufgeflogen und in das Zimmer ihres jungen Herrn hineingegangen sey. Sie sey nun, wie sie den Brief hineingetragen habe, sehr neugierig gewesen, ob sie diese Person noch in dem Zimmer finden oder doch Spuren von

derselben erblicken werde, sie habe sich daher auch Vieles unnöthig in dem Zimmer zu schaffen gemacht, habe aber durchaus nichts gewahr werden können, als den halben Kopf des Herrn Zwirn, der übrige Herr Zwirn sey tief unter der Decke gesteckt, und was etwa sonst noch darunter gewesen sey, wisse sie nicht. Dies habe ihm die Magd erzählt. Wolle der Meister also wissen, was sonst noch Alles dahinter stecke, so könne er ihn, so wahr er ehrlicher Leute Kind sey, nicht besser zufrieden stellen. — Wenn der Meister über diese Erzählung feuerroth ward vor Aerger und Schaam, so war es doch in der That kein Wunder. Zur selben Zeit, wo er dem liederlichen Zwirn den Paß in den Ehestand mit seiner schönen unschuldigen Tochter schrieb, plänkelte dieser an den Vorposten einer Komödiantin. Er stampfte mit dem Fuße, gab dem Jungen eine Ohrfeige, und schenkte ihm gleich darauf zur Vergütung einen neuen Zwanziger. Aber im Hause konnte er nicht bleiben; alle Wände wurden ihm zu eng. Er lief fort. Erst wollte er mit der ganzen Artilleriesalve seiner Wuth sogleich in das Zwirnische Haus einbrechen. Dann schämte er sich wieder, sich in seinem Zorn dem Burschen gegenüber zu stellen, der ihn über seinen gutherzigen Antrag auslachen konnte. Er lenkte daher in's Glacis ab, von dort in die Wie-

ner Vorstadt, dann in die Vorstadt Mariahilf; hier fiel es ihm zum ersten Male in seinem Leben ein, die Bilder-Gallerie des Fürsten Esterhazy zu sehen; es war just der Tag, an dem sie offen stand. Er ging hinein, und suchte sich die Last unerträglicher Gedanken aus dem Sinne zu schlagen. Schon die kühlen Vorsäle, der fröhliche Anblick der ruhigen breiten Treppen, des wohlbehaglichen Lebens, was diese Räume aussprachen, stimmten ihn milder, und erregten in ihm die wohlthuende Empfindung, die wir immer haben, wenn wir in eine solche edel ausgestattete Besitzung treten, die so gar keine Spur vom Handwerk, von dem Wirrwarr des täglichen Geschäfts trägt. Die Stille und Pracht, die so sehr absticht von dem Tummelplatze unsrer gemeinen Betriebsamkeit, macht uns erst einen kleinen ehrerbietigen Schrecken, und wir stäuben sorgsam unsre Stiefel ab, und ziehen alle Glieder an, um nicht unwürdig über die vornehme Schwelle zu treten. Die langen Portiers, die mit ihren großen Stäben so schweigsam an den hohen Thüren vorübergehen, sehen aus wie die Wächter eines geheimnißvollen Schatzes, und als gehörten sie eigentlich gar nicht zu uns übriger Menschheit. Jeder Tritt, den wir in der heiligen Stille thun, und das Knarren unserer Sohlen auf dem glatten Estrich, macht uns demüthi-

ger, und fallen uns die Mährchen wieder ein, die wir einst in der Kindheit gehört haben. So ging es auch dem Vater der Mariandl. Er bildete sich nichts Anders ein, als er sey in einen Feeenpallast getreten, und es schien ihm nicht mehr als billig, alle Sorgen, welche ihn bedrückten, und allen Ingrimm, der Furchen auf seine Stirne gezogen hatte, hinter sich zu lassen. Er bückte sich tief vor dem Portier und trat in die Gallerie ein. Man müßte lügen, wenn man sagen wollte, daß er viel von den Bildern verstanden habe. Doch waren es auch nicht bloß die goldenen Rahmen, welche ihm gefielen. Er blätterte eben, wie ein Kind in dem Bilderbuch, das ihm die Mutter hingibt, damit es aufhören soll zu weinen. Wirklich erhielten auch einige kleine Gemälde, die recht grimmige Fratzen-Gesichter oder prügelnde Bauern oder trinkende Handwerker oder dergleichen vorstellten, seinen großen Beifall. Er spiegelte sich selber darin; und je ärger die Grimassen waren, die ihm entgegensahen, um so komischer kam ihm sein eigener Zorn vor. Im Grunde wirkte Alles zusammen auf ihn, der freundliche Sonnenschein, die friedvolle Kühle, die wunderbare Stille, die weiten Räume, in denen er sich selbst gleichsam verlor. So hatte er wirklich schon über eine gute Stunde im heitersten Beschauen verbracht.

Da trat er eben in ein Zimmer ein, in das er vorher noch nicht gekommen war. Es war das Zimmer, worin das Fremdenbuch lag. Gegen ihm über, vor einem großen Wandspiegel, saß ein junger Mensch, welcher eifrig schrieb. Er sah ihn erst nicht gerade, und nur von hinten. Aber nun machte der junge Mensch, der sein Eintreten im Spiegel gewahr geworden war, plötzlich ein Geräusch mit dem Stuhle, fuhr höchst erschrocken auf, und floh, indem er Alles liegen und stehen ließ, zur andern Thüre hinaus. War der junge Mensch erschrocken, so war es der Meister noch mehr. Denn jezt hatte er denselben von der Seite gesehen. Kein Zweifel. Es war der Leim. Alles hätte der Meister eher erwartet, als diesen hier zu finden. Wie kam der Leim hierher? Was bedeutete sein räthselhaftes Hierseyn? Was seine noch räthselhaftere Flucht? Der Meister war erst wie im Traum. Aber plötzlich brach sein häusliches Leiden, was er so hübsch glaubte draußen gelassen zu haben, zu allen Thüren und Thoren und Fenstern wieder auf ihn herein, und noch schwärzer, als vorher, wegen der neuen Unbegreiflichkeit. Er trat an den Tisch, an welchem der Leim geschrieben hatte, und fand da einen angefangenen Brief an sich selbst, dessen Inhalt ihn wo möglich noch confuser machte. — Die Anwesenheit

des Leim an diesem Orte war übrigens leicht zu erklären. Der Portier war ein weitläufiger Verwandter von ihm, und ließ ihn seit langer Zeit gern die schönen Bilder besehen, an denen der junge Mensch, der einen angebornen Kunstsinn hatte, großes Gefallen und einen wunderbaren Trost in seinen sehnsüchtigen und eifersüchtigen Leiden fand. In der That hätte aus dem Leim mehr werden können, als ein Schreiner. Das bewies eben der dunkle Trieb, der ihn immer wieder hieherzog und das selige Vergnügen, das ihm diese Gemälde machten, und das ihn für die Entbehrung anderer Genüsse reichlich entschädigte. Freilich blieb es bei dem dunkeln Triebe, und der arme stille Mensch hatte Niemand, der ihn weckte und auf eine höhere freiere Straße wies. So hatte er denn auch gestern Abend, als er aus der Werkstatt entflohen war, sich zu seinem Verwandten begeben, indem er sich so gut als möglich darüber entschuldigte daß er spät heimgekommen sey, und nicht mehr in des Meisters Haus habe kommen können. Nach einer schlaflosen Nacht war er am Morgen in die Gallerie gegangen und hatte vor den geliebten geheimnißvollen Bildern all seinen Herzenskummer ausgeschüttet. Es war in der heiligen Dämmerung eine Sehnsucht und eine Befriedigung über ihn

gekommen, wie bei einem innigen Gebet; und als nun die ersten Sonnenstrahlen in die Gemächer hereinbrachen, und gleichsam erst die Flöre von den Gemälden hoben, da hatte er in einem Strome süßer Thränen alles Leid und alle Sorgen von sich niederstürzen gefühlt. Er war, unbewußt, vor sein liebstes Bild getreten, das Bild einer Nymphe, welches unverkennbare Aehnlichkeit mit der Mariandl hatte. „Ja," rief er, „ich weiß es, ich habe Dich verloren; ich darf Dich nicht heirathen; aber hieher will ich alle Tage kommen und Dich anschauen, und Dich in mein Herz drücken, und zu Dir beten, und auf Dich leben und sterben." Dabei zog er ihr Strumpfband aus dem Busen und hielt es an seine strömenden Augen und küßte es. Nun ging er auf und ab und die frische Morgenluft, die lebenweckend wie das Gespräch eines heiteren Freundes durch das geöffnete Fenster hereinfluthete, stärkte ihn sichtlich, so daß er, da er erst gestern Abend geglaubt hatte, der Rückweg in des Meisters Haus sey ihm für immer und ewig abgeschnitten, sich nunmehr entschloß, einen Brief an den Meister zu schreiben, worin er ihm sagen wollte, was es mit der gestrigen Scene für eine Bewandtniß habe. Er brauchte freilich ziemlich lange Zeit dazu, bis er sich den Brief gehörig im Kopfe zusammengedacht hatte.

Eben als der Meister in's Haus trat, war er endlich mit seiner Meditation fertig geworden und sezte sich zum Schreiben. Da er der Sohn eines Schulmeisters aus dem Erzgebirge war, mußte er freilich in seinem Briefe sehr gründlich und ausführlich zu Werke gehen. Er stellte daher zuerst dar, wie die Mamsell Mariandl den Plan ausgedacht habe, zu ihres Vaters Geburtstag ein Festballet aufzuführen, und wie er, der Leim, hierin den Riesen Wolfgrambär vorstelle, wie er ferner der heidnischen Venus nachlaufen, selbiger einen Kuß geben und sodann auf die Nase fallen müsse. Nun ging er weiter, daß es passend geschienen habe, diese Scene ganz nach der Natur vorzustellen, und daß daher allerdings eine als die heidnische Venus angethane Ballettänzerin nicht nur gestern Abend, sondern schon mehrere Abende vorher mit ihm getanzt und ihm die Stellungen und Gesten und Sprünge eines solchen unchristlichen Weibsbildes wirklich ganz nach der Wahrheit vorgemacht habe, daß es denn freilich nicht anders habe aussehen können, als es wirklich ausgesehen habe — aber, wollte er fortfahren, und nun sollte eben der Trumpf kommen — Aber leider gerade hier hatte ihn der Meister unterbrochen, und was wußte das arme erschrockene Lamm

Besseres, als Davonlaufen? Nicht einmal so viel Besinnung hatte er, den angefangenen Brief mitfortzunehmen. Erst draußen fiel es ihm ein, daß dies das Klügste gewesen wäre, und das Allerklügste, wenn er dem Meister sogleich mündlich gesagt hätte, was er ihm schreiben wollte. Allein, als ihm dies einfiel, war er schon eine Viertelstunde gelaufen gewesen, und da er nun zurücklief, war der Meister mit dem Briefe schon fort. Ein neuer Jammer! Nun mußte der Meister freilich ernstlich auf ihn erbost seyn, und er war in die Nothwendigkeit versezt, den Brief noch einmal und überdies noch eine Vorrede dazu zu schreiben, womit er fast den halben Nachmittag zubrachte. — Der Meister hatte, wie gesagt, den halbreifen Brief gefunden, und sich an der sauren Frucht die Zähne jämmerlich verbissen. Also nicht blos der Zwirn hatte Nachts eine Komödiantin bei sich, auch sein lieber Leim, sein bester Arbeiter, war in die Stricke des Satans gefallen; und er schrieb es ihm noch selbst mit eiserner Stirne, — o unerhörte Frechheit! o teuflischer Hohn! In seiner eigenen ehrlichen Werkstatt habe er mit einer Tänzerin gotteslästerliche Sprünge gemacht, schon seit mehreren Abenden sein wohlconditionirtes, ehrwürdiges Haus in einen Belials-Stall verwandelt; — und er selbst hatte unwissend da-

selbst geschlafen, der höllische Duft war ihm nicht in die Nase gedrungen, er hatte das Schnalzen und Sohlenschlagen und die schlimmen Reden nicht gehört. Da sah man's denn! Der Leim war ein Ketzer mit Leib und Seele. Und wenn gar die Mariandl mit unter der Decke gesteckt hätte! So ließ ja der Eingang des Briefs vermuthen. Aber nein! das war schamlose Verläumdung — ach! was half's? Gottes Zorn und Gericht drohte nun schon seinem Hause. In solchen und ähnlichen Gedanken kam der Meister zu Hause an, nachdem die Mariandl schon ziemlich lange mit dem Mittagessen auf ihn gewartet hatte. Er warf sich erschöpft in einen Lehnstuhl, und gab dem Mädel so lange lauter verkehrte und bitterböse Antworten, bis sie, die noch von der Nacht her auf einem Meere holdseliger Gedanken in der Gondel der Hoffnung hinfuhr, in ihre Träumereien zurücksank, und ihrerseits auch nichts Kluges zu Markte brachte. Zum Glücke hörte sie gar nicht recht hin, als der Alte allgemach ziemlich argwöhnische Anspielungen auf den Riesen Wolfgrambär und das Venusweib und dergleichen hervorstieß. Weiter mochte er nicht sagen, denn um Alles wollte er der Mariandl nicht verrathen, daß er den Zwirn für sie angeködert habe. Endlich, als er gegessen und getrunken hatte, fand

er sich ein wenig in seine gewöhnliche Nachmittagsstimmung hinein. Er wurde mild, und mußte etwas plaudern. Nun ward auf einmal das Mädchen ebenso gesprächig, als sie vorher schweigsam gewesen war, um so mehr, da er einmal — ganz abgerissen — fragte, ob sie mit einer Tänzerin Bekanntschaft habe? Denn nun mußte sie ihrerseits auf jede Weise einem Gespräch von der gestrigen Scene vorbeugen, da es der Vater übel nehmen konnte, daß sie seine Rolle gespielt hatte, und da sie um Alles nicht über den Grund ihres Hinuntergehens befragt seyn wollte. Sie suchte daher alles mögliche hervor, womit sie den Alten bei guter Laune zu erhalten dachte, und wußte ihn wirklich endlich mit feiner Kunst in sein Nachmittags-Schläfchen hinein zu plaudern, in das sie ihm noch, mit einem rührenderen Tone als sonst ihr: „Schlaf wohl und träume vom Kaiser!“ hinüberrief. Ermattet von seiner großen Anstrengung schlief der Meister sehr lange. Als er endlich aufwachte, traf sein Auge das liebliche Kind todtbleich, die Finger in den gelösten Locken wühlend, und die Augen jammervoll verweint. Vor ihm lag ein Brief, von der Hand des Leim an ihn überschrieben. Ehe er noch recht bei Besinnung war, hörte er die Mariandl wiederholt mit kreischender Stimme schreien: „Ist's ein

Abschiedsbrief? O lieber Vater! um Gottes Willen! Ist's ein Abschiedsbrief?" Und nun versuchte sie, den Brief zu eröffnen, aber sie konnte es nicht vor Bewegung, und fiel in den Sessel zurück. Dann ward sie plötzlich feuerroth und deckte beide Hände auf's Antlitz, um Fassung zu gewinnen; aber es half nichts, die Thränen stürzten unter den Händen hervor, wie Wildbäche. Nun erschrak der Alte seinerseits. Es kostete zwar einige Zeit, bis er sich auf dem wesentlichen Standpunkte zurecht fand. Aber nachdem er die Augen wiederholt bald von dem Mädchen auf den Brief, bald von dem Briefe auf das Mädchen gerichtet, und allmählig seine Gedanken an den verlorenen Faden all' des Sonderbaren, was ihm heute schon vorgekommen war, angeknüpft hatte, da fiel es wie ein Funke in den aufgehäuften Brennstoff, und lichterloh flammte der Zorn über die Liebe empor, die, — wie er nun nur allzuwohl sah — seine Tochter zu dem gewissenlosen, abscheulichen Ketzer Leim trug. „Sapperment," brach er los, und konnte vor Ingrimm nicht weiter reden, aber er schlug wenigstens mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. Er war bei allem Aerger doch herzlich froh, daß er nur irgendwo einmal herausplatzen konnte. Die Mariandl hatte indeß wohl eingesehen, daß alles

Stemmen und Stauen nichts nütze, wo das Wasser so gewaltig gegen die Räder stürze; sie ballte daher ihr Taschentuch krampfhaft in die verschlungenen Hände, legte diese und den Kopf d'rauf wie zerbrochen auf den Tisch, und ließ die Thränen ungehindert fließen. In ihr Schluchzen hinein fing nun der Grimm des Alten an, erst nur leise zu donnern, dann immer lauter und lauter, und zulezt fielen seine harten Worte wie Schlossen auf die arme Wehrlose. Er schimpfte auf den Zwirn, er fluchte auf den Leim, seine Tochter excommunicirte er geradezu. Unordentlich warf er einen Brocken nach dem andern aus dem Schatze seiner heutigen Erfahrungen heraus, daß man nicht daraus klug werden konnte, und er selbst sich wieder verwirrte. Natürlich aber war, daß der Haupttreffer immer auf das Mädchen fiel, weil diese vor ihm saß. Sie habe ihn betrogen, schalt er, sie sey schon längst in den Leim verliebt, und er wisse Alles; aber sie sey ein albernes Ding; der Leim habe sie wieder betrogen, und das sey Gottes zeitliche Strafe für die Missethat am Vater. Die Mariandl meinte in ihrer Bekümmerniß, er ziele auf nichts anderes, als ihre Verkleidung am gestrigen Abend, und ihr Innerstes empörte sich darüber, daß der Vater über eine solche Kleinigkeit solchen Höl-

lenspectakel machen könne. Aber, fuhr er fort, er sag' es hiemit, von einer Heirath mit dem Ketzer sey keine Rede, sie solle sich nicht unterstehen, ihn nur wieder anzusehen, oder sie müsse in's Kloster. Wahrscheinlich sey der Leim durchgegangen und sie habe in der Nacht ihm nachgewollt; allein er lasse sich nicht weiter betrügen; er sey ein unglücklicher Vater, sie trete sein graues Haar mit Füßen; er wollte, sie wäre gar seine Tochter nicht, und er fluche ihr hiemit. — Von Minute zu Minute, je lauter der Alte tobte, legte sein Zorn sich immermehr; ja, während er diese Beschuldigungen ausstieß, wurde es ihm erst recht klar, daß sie größtentheils aus der Luft gegriffen seyen. Und nur noch eine kleine Weile, so wäre er plötzlich abgeschnappt, hätte gelacht und der Mariandl das Köpfchen aufgehoben, ihr in's Auge gesehen und sie gefragt, ob sie nicht auch lache. Aber leider kam es nicht bis dahin. Denn obgleich bei ruhigem Blute das Mädchen gewöhnlich die Kriegslist anwandte, in aller Stille dem Zorn des Alten seinen Lauf zu lassen, bis er in sich selbst zerbrach, so hatte doch jezt ihr Herz, übervoll von Liebe und Kummer, nicht so viel Kraft. Ehe der Meister mit seiner Strafpredigt zu Ende war, stand sie todtenblaß auf, stierte ihn an und wankte schweigend zur Thüre hinaus. Er

war über den Anblick so versteinert, daß er sich gar nicht rühren konnte. Alles Blut schoß ihm gegen das Herz und er brach mitten im Worte ab. Als er sich vom ersten Schrecken erholt hatte, war das Mädchen schon fort. Er eilte ihr nach; sie trat eben in ihre Schlafkammer und schlug die Thüre in's Schloß. Er bat sie zu öffnen, er pochte, pochte heftiger, stampfte mit dem Fuße, zerarbeitete sich an der Klinke, beschwor sie — es half nichts. Sie hörte ihn gar nicht. Sie war d'rin queer über ihr Bett hingefallen und eine wohlthätige Ohnmacht löschte alle bittern Empfindungen des gequälten Herzens aus. Da der Alte endlich sah, daß er nichts ausrichtete, kehrte er um und ging in's Zimmer zurück. Hier sah er den Brief noch unerbrochen liegen, und das Erste, was er that, war, daß er sich vor den Kopf schlug, nach der Brille tappte, dabei ein Teller zertrümmerte, ein Glas zerbrach, und sich selber an der Tischkante eine Beule stieß. Er schämte sich in der That, ward feuerroth und strich sich das Haar verlegen von vorn nach hinten, obgleich er ganz allein war. Es war ja gar zu klar geworden, daß die Rathsherrn klug werden, wenn sie vom Rathaus kommen, und daß der weise Mann den Stall zumacht, wenn die Kuh draußen ist. Im Zorn über sich selbst klemmte

er sich die Brille heftig in die Nase hinein, daß ihm die Augen überliefen, und nun fing er an, den Brief zu entziffern. Da wir den Inhalt dieses Briefes kennen, so ist es uns leicht, die Abwechslung der verschiedensten Gemüthsbewegungen, welche in ihm hiebei vorgingen, uns vorzustellen. Zuerst wieder die verdammte Geschichte von der Balletänzerin — hätte ihn fast dazu gebracht, den Brief zu zerreißen, aber er begnügte sich, denselben auf den Boden zu werfen, dann hob er ihn wieder auf und nun war es ihm wie ein Evangelium zu lesen, daß die Balletänzerin männlichen Geschlechts und ihres Zeichens ein Schneider gewesen sey. Welch ein Trost! Ja er hielt den Brief an's Licht, um sich genau zu überzeugen, er las die Stelle vorwärts und rückwärts, und buchstabirte sie laut, wie ein öffentlicher Ausrufer. Trost? Ach! Du liebe Zeit! Der Trost war kurz. Denn nun kam ja erst die Hauptverwirrung, er selber! Wahrlich er selber habe die heidnische Jungfer in die Klemme genommen, er selber habe ihr die Taue gekapppt und sie geentert, aus Ehrfurcht vor ihm sey der Leim durchgegangen — nein, er täuschte sich nicht, so stand es geschrieben, Wort für Wort. Aber das hieß doch eine Confusion! Er wendete den Brief rechts und links, er klopfte den Sand weg, er sah durch ein Brennglas und

zog den Zeilen mit dem Finger nach, — es wurde nicht anders; Himmel und Hölle konnten nicht helfen, er mußte daran glauben, er selbst sey die Hauptperson in der verrückten Comödie gewesen. Anfangs glaubte er's auch wirklich in der Verwirrung; dann drehte er sich mehrmals herum, zauste sich an beiden Ohren und kniff die Augen zusammen, um sich recht innerlich zu besinnen, ob das denn möglich seyn könne. Endlich kam er wirklich drauf, daß es nicht möglich seyn könne. Aber o Schrecken! Was mußte er nun glauben? daß er einen Doppelgänger habe! der Gedanke machte ihm sogleich so jämmerlich heiß, daß er allen andern darüber den Laufpaß gab und nur den einzigen, schrecklichen festhielt. Einen Doppelgänger hatte er, — das war ausgemacht, ach, und was hatte dies zu bedeuten? daß er bald sterben würde! Daß war zuviel! Er saß da wie ein Opferstock, sein Kopf war wie ein ausgebranntes Haus. Endlich aber ermannte er sich wieder und überlegte, was nun zu thun sey? Das Natürlichste war, seine Angelegenheiten sobald als möglich in's Reine zu bringen, seiner Tochter Verheirathung noch heute richtig zu machen. Und zwar mit wem? Mit dem Zwirn? Freilich mit dem Zwirn! Die Geschichte mit der Tänzerin war ja jezt aufgeklärt, und das eben gab

ihm in seinem Schmerz eine gewisse Satisfaktion, daß doch sein alter Lieblingsplan troz aller Stürme aufrecht stehen bleiben durfte. Leider fiel es ihm nun auch wieder ein, daß ihm der Schneider auf seinen Brief nicht geantwortet, und daß er aus Delikatesse sich entschlossen hatte, denselben nicht zu mahnen. Aber die lezte Rücksicht mußte vor der Aussicht des nahen Todes jezt ganz und gar verschwinden. Bieg' es oder brech' es! Er mußte hin in's Zwirnische Haus. Er ging noch einmal an die Thüre der Mariandl, und da nicht geöffnet wurde, trug er dem Jungen auf, ihr den Brief des Leim zu geben, wenn sie herauskäme, nahm Hut und Stock und eilte fort.

Der Leim, welcher seinen Brief durch einen vacirenden Evangelisten (so nennt man in der Wienerstadt diejenigen, die für ein kleines Douceur die Evangelien, und nebenbei auch Mordgeschichten u. dgl. an den Straßenecken oder in den Höfen ablesen und absingen) in das Haus des Meisters prakticirt hatte, saß seitdem in dem Kaffeehause gegenüber sehr niedergeschlagen und in der bänglichsten Erwartung, was für eine Antwort er bekommen würde. Der Evangelist brachte ihm kein sehr tröstliches Evangelium. Der Meister, sagt' er, habe geschlafen, sonach habe er der Jungfer den Brief gege-

ben, und dabei, wie's der Leim ihm weislich befohlen, gethan, als ob er den Brief von einem Straßenjungen eingehändigt bekommen hätte. Die Jungfer, wie sie die Aufschrift gelesen, habe mit dem Fuße gestampft, und einen ganz allmächtigen Seufzer von sich gelassen. Dann habe sie ihn sehr mit Fragen bestürmt, von wem er eigentlich den Brief habe, wo der Leim sey, ob er denn den Leim nicht kenne und dergleichen. Er habe aber immerfort Nein gesagt, und sich mit guter Manier davon gemacht. Mit schwerem Herzen belohnte der Leim den Evangelisten, und überließ sich nun ganz seiner trostlosen, angstvollen Stimmung. Warum hatte die Mariandl mit dem Fuße gestampft, als sie nur seiner Handschrift ansichtig wurde? Gewiß aus Zorn über ihn, aus Abscheu über einen Menschen, von dem sie nichts Anderes glauben mußte, als daß er es mit einer Ballettänzerin habe. Warum hatte sie so eifrig nach ihm gefragt? Offenbar nur, um ihrem rachelustigen Vater den Weg zu seinem Schlupfwinkel zeigen zu können. Aber nein, sie hatte vielleicht Mitleiden mit ihm; sie wollte ihn vielleicht gegen den Zorn ihres Vaters schützen; sie wollte vielleicht selbst zu ihm kommen, und ihn über die fatale Geschichte examiniren. „Dummkopf," sagte er zu sich selber, als er sich auf diesem Gedanken ertappte. Nun,

aber doch wenigstens ihm einen guten Rath schicken, das wollte sie vielleicht. Das war doch nicht zu unbescheiden gedacht. Aber warum that sie's denn nicht? Der Leim vergaß, daß er selbst dem Evangelisten verboten hatte, seinen Schlupfwinkel zu entdecken. Wie sollte er nun aber die Gesinnungen des Alten erfahren? Wahrhaftig, es blieb kein andrer Rath, als den ganzen Nachmittag Thür' und Fenster des Hauses zu bewachen, und Abends in die Werkstatt zu schleichen, um vielleicht von dem Jungen etwas zu erfahren. So richtete er denn auch seine Augen wie zwei Feuerschlünde auf das Haus, und guckte sich fast blind. Ach! wie träge schlich die Zeit! Und die Sonne, wie brütete sie so schwül auf den engen Straßen! Dazu das jämmerliche Einerlei trübseliger Gedanken! Sicherlich war es dem Leim zu verzeihen, wenn er seine lezten Groschen für ein Seidel Wein und ein mäßiges Trinkgeld an den Oberkellner aufwandte. Er war kein Trinker, auch kein Dichter, der seine schlafenden Gedanken aufwecken wollte, vielmehr wollte er seine Gedanken einschläfern. Wenn der Zufall oder das Schicksal dichtet, und einen armen Kerl zur Hauptperson seines Gedichts macht, namentlich wenn es dabei hart hergeht, und die Sache nicht recht vorwärts will, da vergehen dem armen Kerl die dichteri-

schen Gedanken. Der Leim dachte nicht daran, daß einem der Wein heiß macht, und in den Kopf steigt, besonders im Monat Juli. Der rothe, dunkle, blutfarbige Saft kam ihm so geheimnißvoll vor; es war ihm, als müsse der irgend eine süße Verwandlung in seinem gequälten Herzen hervorbringen. All' sein Blut lechzte darnach. Er stürzte auch das erste Glas hinunter, Gott verzeih's ihm, daß der Kellner glauben mußte, er sey so ein Solo-Trinker, wie der und der. Wirklich erwachte auch bald ein rechter Löwenmuth in dem Leim. Er schaute ganz keck hinüber an das Haus der Mariandl, und nicht einmal durch den Laden, sondern durch's offene Fenster. Er malte sich die lieblichsten Bilder aus, wie es seyn würde, wenn jezt die Mariandl gegenüber ebenfalls herausguckte, und was er dann thun wolle, wie er sich artig verneigen würde; dann könnte es seyn, daß die Mariandl ihn nicht bemerkte; dann wollte er aber am Fenster trommeln, bis sie herübersähe, nun würde sie vielleicht lächeln oder den Finger gegen ihn aufheben, darauf wollte er reden, und zwar was? Ungeheure Dinge, erhabene Dinge! Wahrlich, eine ganze wilde Jagd von Gedanken trampelte durch sein Gehirn. O öffne das Fenster, Mariandl! Ahne, rieche, schmecke, daß der Leim jezt Muth hat! Laß den glücklichen Augenblick nicht vorbei

Ach! warum sagt es dir kein Vogel, warum treibt Dich keine Fliege an's Fenster, warum rührt Dich kein Lüftchen auf? Hast Du keine Sympathie? Jezt oder nie ist der Augenblick! In der That, der Leim murmelt schon ganz vernehmlich, er spricht, spricht laut, er sezt den Fuß vor, er deklamirt, er agirt zum Fenster hinaus. — Wie ist er kühn! Wie ist er in erhabenem Schwung! Unerträglicher Zufall, warum kommst Du ihm jezt nicht zu Hülfe? Ach! der Zufall kam! Eben jezt trat der Meister aus dem Hause, um zum alten Zwirn zu gehen. — Der Leim sieht ihn; nicht umsonst hat er sich Muth getrunken; hinunter zu dem Meister! Ihm gesagt, was Du auf dem Herzen hast! das Mißverständniß gelöst, und noch diesen Abend wieder unter Einem Dache mit der Mariandl. Ein Anderer hätte den günstigen Augenblick benüzt, um auf das Mädel selber Sturm zu laufen und ihr Aug in Aug weniger seine Unschuld, als sein Gelüst, schuldig zu werden, auseinanderzusetzen. Aber das war eben das Außerordentliche am Leim, daß er so über alle Maßen ordentlich war. Er zog es also vor, erst sich bei dem Alten wieder festen Grund zu machen, hier aber, das hatte er sich fest vorgesezt, wollte er nicht weich geben, möchte kommen, was da wollte. Auch war seine gewöhnliche Aengstlichkeit ganz

weg. Er lief also eiligst dem Meister nach, unglücklicher Weise verlor er denselben bei einem Durchgang aus den Augen, und traf ihn erst wieder, als derselbe gerade über die Schwelle des Zwirnischen Hauses trat. Ohne Bedenken ging der Leim auch hinein, was er ja wohl thun konnte, da er ein guter Freund von dem jungen Zwirn war. Auf der Hausflur wollte er den Meister stellen; nur noch ein Augenblick und er stand neben ihm. O Schrecken! Wie wurde sein Vorsatz vereitelt! An der Treppe standen zwei Gerichtsdiener, wie es schien, eben nicht in der nüchternsten Verfassung; diese langten recht mit malitiösen Diebsklauen nach den Beiden, und sperrten sie, ohne viel Federlesens zu machen, in ein unteres unmöblirtes Zimmer, welches sie sogleich wieder von außen zuriegelten, ohne auf die Einwendungen der Ueberraschten zu hören. Man kann sich das Erstaunen der Leztern denken. Wirklich war der Alte beinahe versteinert; wenigstens blieb er starr, wie ein Laternenpfahl, an der Thüre stehen. Der Leim war erbost, aber er getraute sich nicht, zuerst seinem Unmuth Luft zu machen, weil er ja nicht wissen konnte, ob er nicht vielleicht blos als Anhängsel und Schwanz des Meisters verhaftet worden sey, und weil ihm sonach die Delikatesse verbot, zuerst über das Ereigniß zu reden. Da-

gegen kamen auch dem Alten wieder flugweise die argwöhnischen Gedanken gegen den Leim, obgleich derselbe, dem kaumgelesenen Briefe nach, vollkommen unschuldig war. Aber daß er nun verhaftet wurde, hier im Hause des Zwirn verhaftet wurde, das schien doch wieder auf etwas Gefährliches hinzudeuten. Zwar worin dies Gefährliche bestehen sollte, das konnte der Meister sich durchaus nicht klar machen. Daß der Leim den guten Sitten ein Aergerniß gegeben hätte, das konnte und wollte er nicht mehr glauben. Er dachte an Revolution, und als einem guten Wiener erregte ihm nur der Gedanke der Möglichkeit schon Schauder. Allein der Leim und der junge Zwirn Revolutionäre! das schien ihm doch wieder ganz unglaublich. Der stille Leim, der nie eine Zeitung las, und der feige Zwirn, der zwar alle Zeitungen las, aber vor einem Gassenjungen Reißaus nahm, die konnten doch keinen Thron mit einander umstürzen wollen. Eher hätte der Meister sich selbst solch eine Höllenarbeit zugetraut. Wahrhaftig sich selbst; und doch, gab es einen getreueren Unterthanen als ihn? als ihn, der kaiserlicher Leibschreiner war, der nicht einschlafen konnte, ohne: Gott erhalte Franz den Kaiser zu singen, der des Kaisers Bildniß in allen Gemächern seines Hauses, selbst in den geheimsten hän-

gen hatte, mit dem der Kaiser jedesmal sprach, wenn er an seiner Werkstatt vorüberging. Halt, Alter! Von Ketzerei! Und wenn es sich so verhielt, in welches Elend war er gerathen! In Einem Zimmer eingesperrt mit dem Ketzer! dem Hexenmeister! Konnte er nicht von demselben gezwickt, gestriegelt, mit einem Weichselzopf bezaubert, — oder gar angesteckt werden? Sezte er sich nicht der größten Verantwortung aus? Freilich konnte er sich dann wieder nicht erklären, warum sie gerade im Zwirnischen Hause verhaftet worden waren. Die Gerichtsdiener waren doch schon vor ihnen da gewesen, dieselben mußten also doch schon vorher hier etwas zu schaffen gehabt haben. In der That hörte man auch ein Thürenzuschlagen, Trepp' auf und ab Rennen, als wäre der böse Feind in's Haus eingezogen. Die Beiden waren noch nicht dazu gekommen, sich gegen einander zu erklären, als die Thüre wieder aufgeriegelt wurde. Aber sie wurden nicht, wie sie wohl hofften, befreit. Vielmehr wurde nur ein langer Tisch, Stühle, Tintenzeug und Papier hereingetragen, und darauf die Thüre wieder verschlossen. Die Leute, welche diese Dinge brachten, schienen sich das Wort darauf gegeben zu haben, zu schweigen wie Karthäuser. Es war dadurch wieder ein neues Element in ihre betrübten Gedanken gekom-

men, und immer höher stieg bei einem Jeden der Argwohn, daß irgend ein Vergehen des Andern der Grund zu der Verhaftung sey. Und je weniger beide einen solchen Grund sich recht deutlich zu machen wußten, um so mehr stieg die gegenseitige Erbitterung, wie denn überhaupt jede Leidenschaft in der Unbehilflichkeit am schrecklichsten ist, und durch nichts der Heilung so nahe kommt, als wenn sie sich deutlich ausarbeiten und aussprechen kann. Ja, sie schoßen schon die grimmigsten Blicke auf einander, und erstickten fast in kaum verbissenem Unmuth, als die Thüre abermals sich öffnete, und ein Jammerbild herein geschafft wurde, das für Beide zum Blitzableiter ward. Das Jammerbild war der junge Zwirn, todtenbleich, mit herabhangenden, schlotternden Armen auf einem Tragsessel sitzend. Er schaute sie mit stieren Augen an und vermochte kaum, eine linkische Verbeugung halbwegs hervorzubringen. Dabei lächelte er flüchtig gleich einem Wahnwitzigen. Sonst schien alles Leben aus ihm gewichen. Bei dem Vater der Mariandl brach nun der alte Zorn über den nichtbeantworteten Brief hervor. Der Leim dagegen argwöhnte, er möchte am Ende wegen der gestrigen Scene verhaftet worden seyn. Beide schrieen auf den Zwirn hinein, einer immer lauter, als der Andre, und ganz conträre

Dinge. Da sie nun ihren lang angesammelten Redestoff wie einen Erdfall über Stock und Stein, und Heu und Stroh durch einander niederpurzeln ließen, so glaubte wiederum der Zwirn mit Recht, daß sie faseln. Antworten konnte er nicht, theils aus geistiger Erschöpfung, theils aus Furcht vor der Narrheit. In Summa: Keiner verstand den Andern, und sie glichen den Völkern bei dem Babylonischen Thurmbau. Der Alte rieb sich die Stirn wund, der Leim raufte sich die Haare, der Zwirn wehte wie ein schwankes Rohr rechts und links. Hätte die Sache noch länger gedauert, so wäre in der That die Gefahr für alle drei entstanden, wirklich Narren zu werden. Der Alte konnte es seines Bürgerstolzes und seiner K. K. Leibschreinerehre halber, der Leim der Mariandl halber nicht begreifen und ertragen, daß er wie ein Verbrecher arretirt seyn sollte. Der Zwirn hatte gar keine Gedanken mehr aus Ueberfüllung mit zu vielen, und er war im Begriff, elendiglich auszulöschen, wie ein Licht. Da — endlich ging die Thür zum Drittenmale auf und einige Gerichtspersonen traten ein, die sich sogleich znm Verhör niedersezten, und das fatale Räthsel lösten. Die Veranlassung zu ihrem Hierseyn war nämlich die: Es hatten sich seit kurzer Zeit erst mehrere Indicien gesammelt, woraus der dringendste

Verdacht sich ergab, daß das Vermögen des alten Zwirn im Ganzen nicht auf die erlaubteste Art erworben sey. Gründe für die Gewißheit aber waren erst seit gestern vorhanden, da man sehr verwickelte Nachforschungen hatte anstellen müssen. Da nun aber das Gericht sich gestern des schönen Wetters halber vertagt hatte, so hatte man die Untersuchung vorläufig aufgeschoben. Heute nun, als man von dem Schlaganfalle erfuhr, den der alte Zwirn erlitten, hätte dieser Schlaganfall beinahe einen zweiten verursacht, nämlich bei dem Richter, welcher gerade bei'm Nachtisch säß. Wenigstens fuhr ihm das große in Burgunder getauchte Stück Biscuit, das er so eben im Munde wälzte, so rasch in den Hals hinunter, daß es ihm allen Athem versezte, und seine alte Schwester, welche ihm Haus hielt, ein ganzes Trommel-Concert auf seinem Rücken spielen mußte, bis er stöhnend, knurrend, brüllend den mörderischen Leckerbissen wieder von sich geben konnte. Er bestellte nun sogleich seine Leute, aber bis er die zerstreuten Schaafe alle unter seinem Hirtenstabe beieinander hatte, ward es ziemlich spät. Bis dahin schwizte er vor Hitze, Angst und entsetzlicher Anstrengung des Kopfs. Denn konnte nicht der Schlaganfall sich erneuern und der alte Zwirn zum Thor hinauswischen, ehe er noch den Schlagbaum der Justiz

niederfallen ließ? Hatte ihm nicht schon mehrmals der liebe Himmel den Streich gespielt, seine besten Kunden gerade vor Thorschluß über die Gränze aller und jeder Justiz, über die Gränze des Lebens selber entwischen zu lassen, und ihm dadurch größere Nasen zugezogen, als seine eigene, die doch so lang war, daß er sie mit der einen Hand halten mußte, wenn er mit der andern das Essen zum Munde führte? Ach! seitdem betete er für nichts so eifrig, als für das Leben solcher Personen, deren schlimme Streiche zu untersuchen er nicht umhin konnte, und doch von Tag zu Tag hinausschob. Ja er betete für ihr Leben; aber nur bis nach dem ersten Verhör; dann that er's für das Gegentheil. Jezt hatte er genug Zeit dazu; er sezte sich in seinen Lehnsessel und faltete die Hände. Aber er war so verwirrt, daß er zehnmal für einmal die Sache verkehrt angriff, und zu Gott flehte: er möchte den Zwirn doch ja gewiß bis zum ersten Verhör um fünf Uhr sterben, aber doch noch gewisser denselben noch um sechs Uhr leben lassen. Er merkte es endlich, daß er auf falscher Färthe sey; und nun kamen ihm die schrecklichsten Zweifel über seinen geistigen Zustand, über seinen Verstand, ob dieser nicht etwa gar Noth gelitten habe durch den vorigen Zufall? War ihm nicht der verdammte

Bissen, statt in die Speiseröhre, in die Luftröhre gefahren? Und saß nicht nach seiner Meinung in der Luftröhre die menschliche Seele? Konnte der Bissen da nicht die entsetzlichste Verwirrung angerichtet haben? Wahrlich, er mußte es sogleich probiren. Und dazu hatte er ein vortreffliches Mittel. Wenn er nämlich das: „Der Jokeli will das Biernli schütteln" ohne Anstoß hersagen konnte, so war das ein Zeichen, daß er bei vollem Verstande war. Brachte er es nur halb durch, so war er nur halb bei Verstand, und sofort ganz nach der Decimalrechnung; — ach heute stockte er schon bei dem Jokeli, den das Hündli nicht beißen wollte. Er fuhr auf und warf die Katze, die ihm auf dem Schooße gelegen hatte, so heftig an den Boden, daß sie ohrenzerreißend miaute. Das machte ihn noch stupider. Er lief hinaus zu seiner Schwester und fragte sie, was man dem Hündli thun müsse, welches das Jockeli nicht beißen wolle. „Um Gotteswillen! Herr Bruder!" schrie diese auf, „Ist's gar Matthäi am Lezten? Soll ich einen Kräutertrank machen, Aderlassen, Blutegel, Klystire, Vomitiv oder was? Wo sitzt's, im Kopf, auf der Brust, im Unterleib, im Fuß? Nein, Du mein Himmel! den Doctor, Sepperl! den Barbier, Pepperl! — Was man dem Hündli thun muß, Bruder? — Fall nur nit um!

Nur ruhig! Denke nur ja gar nix! Laß alles laufen! Wird alles schon seinen Gang gehen, wo es unser Hergott hinführt. — O je! dem Hündli, wenn es das Jokeli nicht beißt? — O bin ich doch nit auch geschlagen, von der Vorsehung, doch nit auch gezeichnet vom Finger des Herrn?! — Wenn Du den Verstand einbüßest, wo soll ich den meinigen herhaben? — Nein! Gottlob! Ich weiß es! — So heißt es: Da schickt der Herr das Prügeli hinaus, es soll das Hündli prügeln." — „Gott sey Lob und Dank," rief der Rath, „in Zeit und Ewigkeit" und schlug sich auf den Hirnschädel, als wäre er selber das Hündli, dem der Herr das Prügeli schickt. „Ja," sagte er, „diesmal ist es hart gegangen. Ich habe halt schon daran geglaubt. Aber jezt, Schwester, jezt soll es Untersuchungen regnen, ja hageln! Der Jokeli wird halt das Biernli schütteln." Freilich, vor einer Schwester macht man sich gar oft über dies und jenes groß, was man, wo es ernsthaft daran geht, nicht einmal sich selbst zugestehen mag. Auch der Stolzeste denkt da oft: es geht in die Familie, und sagt mehr, als ihm lieb ist; ja er sagt Manches, worüber er erröthen würde, wenn ein guter Freund dabei stünde. So ging es auch dem Rath. Mit seinem Verstand war es, troz aller dieser Versicherungen, noch immer nicht halb so weit,

her. Er durfte nur irgend ein wenig an den Fall selber denken, so schwammen seine Gedanken zusammen, wie der Herbstnebel über einem See. Er holte zwar alte Aktenstücke hervor, aber es half nichts. Er war nicht der Mann zum Vergleichen. Da es nun dazu noch Juli war, da er sich bei Tisch recht ausnehmend gütlich gethan hatte, da er ferner aus Angst darüber, daß der Inquisit ohne sein Siegel an St. Peters-Thörchen kommen möchte, mehr litt als ein Minister, der Kabalen riecht, oder eine alte Jungfer, die hinter ihrem Schooßmöpschen einen Fleischerhund laufen sieht, so war gar nicht daran zu denken, daß er nur eine Zeile mit Gemüthsruhe hätte buchstabiren, geschweige denn lesen können. Seine Augen brannten mit unheimlichem Feuer hinter den dicken Schweißtropfen, die von seinen Brauen herabhingen, wie Tropfsteine vor einer Höhle, worin ein Zigeunerfeuer lodert. Er sah mehr einem Verbrecher auf der Folter gleich, als dem Richter, welcher jenen auf die Folter decretirt hat. Er rieb sich den ganzen Kopf mit kölnischem Wasser, er nahm Hofmännische Tropfen ein, daß die ganze Straße durch den Geruch verpestet wurde, und roch an einer Menge von Essenzfläschchen, die er in seinem Wandschrank wie Orgel-

pfeifen aufgestellt hatte. Es half nichts. Gedankenlos, zermalmt schritt er endlich um fünf Uhr, umgeben von seinen Adjutanten, in das Haus des Inquisiten. Was er dort zuerst erblickte, war auch nicht geschickt, ihn aufzuheitern. Es waren die rothen Köpfe der beiden Pater, welche neben dem Zwirnischen Katafalk wie zwei Pechflammen brannten. Ach! bei dieser Beleuchtung ging ihm sogleich ein trauriges Licht auf. Er wollte zu retten suchen, was noch zu retten war, fragte aber doch nur ganz kleinlaut nach dem Testament. Leider war die Schenkungsacte in aller Form gerecht. Der Zorn übermannte ihn, die heilige Justiz von unheiligen Pfaffen überlistet zu sehen, und ob er gleich alle Hoffnung aufgab, den reichen Fang wieder aus ihren Klauen zu reissen (denn er wußte wohl, daß er dann dem Affen gleichen würde, der die Kastanien aus dem Feuer holt), meinte er doch, es sey seiner Würde gemäß, wenigstens pro forma noch ein Verhör anzustellen. Er sezte sich daher in Positur, räusperte sich, winkte dem Schreiber und schnellte mit einer Stentorstimme die erste Frage nach den Personal-Verhältnissen ab. Allein die boshaften Mönche thaten hierauf nichts weiter, als daß sie den Schleier, den sie dem Kranken über das Haupt gelegt hatten, um ihn vor Fliegen zu schützen, abhuben, und

lächelnd auf das Antlitz des kindisch gewordenen und Sprechens nicht mehr fähigen Dulders wiesen. Freilich, das war eine stille Antwort auf eine laute Frage. Man hörte das Picken des Todtenwurms in der Bettstelle, man hörte das Schwärmen einer Fliege über den Arzneikolben. Die Mönche hielten absichtlich ihren Athem an, um das Schaudrige des Anblicks noch zu vermehren. Der Kranke lag da wie eine Raupe, die am Einpuppen ist; die Augen matt, die Lippen blau, das Kinn lang; und doch lächelte er noch — aber ohne Sinn; er lebte, aber dieses Leben war nur wie ein Schein, von einer magischen Laterne geworfen. Der Tod war schon eingezogen, und hatte den Aushängeschild des Lebens noch stehen gelassen. Der Tod spielte grinsend mit dem zertrümmerten Spielzeuge der Seele. Die Seele stand auf der Schwelle, und konnte, wie es oft in ängstlichen Träumen geschieht, nicht von der Stelle kommen. Gräuliches Bild, diese Fratze des Lebens! Empfindung und Trieb sind noch da, aber der Sinn ist erstarrt. Es strahlt noch Leben aus, aber wohin? Wir wissen diesen Strahl nicht mehr zu kreutzen. Es hat noch unsere Organe, wir reden zu ihm, aber es versteht unsere Sprache nicht mehr; es antwortet uns in einer andern, die wir nicht verstehen. Wir sind die gleichen Instrumente;

aber wehe! welch' ein Dämon spielt auf jenem! Wir sehen uns im Spiegel, aber unser Spiegelbild folgt den Bewegungen unserer Züge nicht. Sind es vielleicht nur wir selbst, die da träumen, und den rechten Sinn nicht finden? Wo ist die Bürgschaft? Wo ist das Dritte, das entscheidet? Unsere Gedanken drängen sich mächtig hinüber zu dem Bruder, um die seinigen aufzurütteln; aber ach! es umgibt uns eine ganz andere Athmosphäre, über die sie nicht hinauskönnen. Dort scheint die ewige Leere zu seyn, in die kein Lebendiges dringen kann, und wir sehen die Kluft nicht, die Beides scheidet. Da fühlen sich die Gedanken heftig zurückgestoßen, und verwirren sich in heftiger Angst. Wir werden irre an uns selbst. Die Klammern unsres Sinnes lösen sich. Wir müssen uns wegwenden, und nach Athem schnappen. Nun, solch eine Empfindung hatte auch der Rath, den das Criminalrecht nicht gegen rein menschliche Gefühle abgestumpft hatte. Aber leider verstärkte seine Eigenschaft als Gerichtsperson seinen Schauer noch um ein Großes. Gott hatte sein Gebet erfüllt; er hatte den Candidaten am Leben gelassen: Aber wie? Kindisch, unzurechnungsfähig. Was half da die Lehre von den lichten Zwischenräumen? Im nächsten lichten Zwischenraume, das war voraus zu sehen, entschlüpfte die Seele

des Inquisiten wie ein glatter Aal durch den Kanal des Todes in den stillen, sonnigen See der Ewigkeit. Das Opfer lag auf der Schlachtbank, allein der Arm des Schlächters war gebannt. Und wenn das Opfer noch gezittert und gebebt hätte! Es wäre doch einige Satisfaction gewesen! Aber, o Hohn! Der arme Sünder lächelte gleich einem Gerechten, indeß dem Richter der Schweiß von der Stirne lief. Ja, scheu und knurrend, wie ein Bullenbeißer, wandte sich die Justiz vor dem Strahle seines blödsinnigen Lächelns zur Seite. Und erbarmungslos sagten die Patres: „das war der Zwirn.“ Wahrlich, es war eine Aufgabe, hier in angemessener Würde zu bleiben. Der Rath mußte sich am Bettzopf halten, daß ihn die Last seines Grames nicht wie ein Felsstück auf den Sterbenden niederwarf, und diesen vor dem rechtlichen Gehör räderte. Er vermochte auch nur mit halber Stimme die betrübten Worte zu dictiren: „Inculpat konnte von dem Richter nicht vernommen werden, sintemalen er vom Verstande war.“ Wirklich wußte er während des Dictirens nicht recht, ob er mit den lezten Worten den Inquisiten oder sich selber meinte. Er mußte das Feld räumen, und noch die ganze Treppe hinab die Mönche den Anfang eines Requiem gurgeln hören. Was war natürlicher, als daß ihm die Botschaft

der Gerichtsdiener, nebenan seyen drei Verdächtige eingesperrt, wie ein Evangelium erklang? Seine Würde wachte wie ein Löwe vom Schlaf auf, und streckte schnaubend die Tatzen von sich. Drei Verdächtige! Das war ein Ersatz! Wie viel Bögen Protokoll ließen sich hieraus machen! Er that einen Fehltritt vor Freuden. Drei Verdächtige! Welch' ein Ruhm für seine Wachsamkeit! Einer konnte doch gravirt seyn. Und wenn auch nicht, so ließ sich jezt doch etwas drechseln! Drei Verdächtige! Hätt' er für jeden ein besonderes Herz gehabt, er hätte vor Freuden jedem eins geschenkt.

So kehren wir denn mit ihm zu den drei Eingesperrten zurück. Er tritt ein mit hochrothem Gesicht, mit unheilschwangern Augen, langsam, mit gewichtigem Schritt, den Oberleib zurückgeworfen, eine wandelnde Gesetzestafel. Seine Diener schaaren sich hinter ihm. Man verstummt. Man hört den Aktuar die Feder spalten. Die Diener rücken den Stuhl. Ein stilles Vaterunser. Er sezt sich. Er sizt. Das Weltgericht ist eröffnet.

Die Hauptschwierigkeit war aber die, wen von den Dreien er zuerst vernehmen sollte? Für den Leim sprach die Ehrlichkeit, für den Meister die Ehrenhaftigkeit, für den jungen Zwirn der Mangel an beidem in den Ge-

sichtszügen. Und wahrlich, alle drei Umstände können für einen Criminalisten je nach der Lage der Sache ungemein erquicklich seyn. Zulezt entschied er sich für den Leim, weil er diesem am meisten zu imponiren dachte; denn gerade, wenn man gedemüthigt ist, hält man am scrupulösesten auf seine Dignität. Es war höchst nöthig, daß er wieder befehlen, eine Rolle spielen, eine wichtige Person werden mußte. Nur wenn wieder Jemand vor ihm gezittert hatte, konnte er auf sich selbst wieder vertrauen. Er mußte sich selbst gleichsam wieder wie im Spiegel bewundern lernen, um seinen ganzen Heldenmuth, seine ganze außerordentliche Klugheit wieder in seine Gewalt zu bekommen, Zu einer solchen Folie schien ihm aber keiner so vortrefflich zu passen, wie der Leim. Dieser war weder ein Bürger, noch eines Bürgers Kind; und während aus des Meisters Augen der helle Zorn sprühte, und aus des Schneiders Augen die reine stupide Gleichgültigkeit starrte, drückten die des Leims eine eigene Mischung von Furcht und Wuth aus. Der Meister und der Zwirn mußten daher abtreten. Als diese beiden nun so allein beisammen waren, kam es zwischen ihnen endlich wirklich zu einer Erklärung. Der Meister brachte seinen Brief auf's Tapet, worauf der unglückliche Zwirn erst wie ohn-

mächtig an die kalte Wand hinsank; er glaubte nämlich nichts Anderes, als daß er jezt das bewußte Prügelgeschenk empfangen würde. Bald aber zeigte sich ihm eine ganz andere Färthe. Der Meister war nämlich durchaus nicht der Mann, um weit auszuholen; vielmehr plazte er jedesmal gleich mit der Hauptsache heraus, noch ehe er an die Einleitung kam. Und so tief auch das Verstandesbarometer bei dem Zwirn stand, so war er doch noch Manns genug, um einzusehen, daß eine Heirath mit der Mariandl ihn für die eingebüßte Erbschaft vollkommen, ja mehr als schadlos halten würde. Er stemmte daher mächtig die Arme in die Seiten und schlenkerte schenkelkräftig mit den Beinen, um wieder auf den ordinären Fuß des Bewußtseyns zu kommen, und der Alte hatte noch nicht ausgesprochen, so war der listige Tagedieb schon völlig im Gleise der klügsten Entwürfe. Von seines Vaters Schlaganfall und Enterbungsgrillen ließ er natürlich kein Wort fallen, sondern stellte sich vielmehr, als ob er dem Meister noch eine rechte Ehre anthäte, indem er mit immer geringeren Bedenklichkeiten und Anforderungen zu dem Plane desselben sich herbeiließ. Anfangs war er ein wenig bescheiden, weil ihn die blauen Mäler von der Scheerenklammer her noch juckten; da aber der Alte hieran gar

nicht zu denken schien, so spielte er ganz den Verwunderten, sprach von verschiedenen vortheilhaften Anträgen, von ungewöhnlichen Aussichten, von den ungeheuren Vortheilen seiner Lage, von seiner einnehmenden Persönlichkeit, und von so manchen Umständen, die von seiner Seite eine Heirath in höherer Sphäre rechtfertigen möchten; endlich aber überwog der Patriotismus, die Freundschaft der Herrn Väter, die noble Bildung der Mamsell Mariandl; kurz, unter diesen und jenen Umständen konnte er sich zuletzt entschließen, in den Plan des Meisters einzugehen. Dieser aber war theils so ungewandt in derlei Verhandlungen, theils so bedrückt durch den Glauben an seinen baldigen Tod, daß er gegen die übermüthigen Versicherungen des Zwirn gar keine Zweifel hegte, vielmehr wirklich der Meinung war, er selbst habe den ungerathenen Jungen erst mit außerordentlicher Kunst überredet. Ja, als der Zwirn nun endlich Ja sagte, so glaubte der Meister, es sey eher von der Seite des Schneiders noch eine Sinnesänderung möglich, als von seiner eigenen, und setzte daher sogleich mit Bleistift einen Heirathscontrakt auf, zu dessen Unterschrift er den Zwirn aufs angelegentlichste aufforderte, so daß dieser selbst hier noch wagen durfte, den Aufopfernden zu spielen. Und als nun der Zwirn

wirklich unterschrieb, gerieth der Meister in eine solche freudige Wallung, daß er ihn umhalste, wie der Erzvater Isaak den Jakob, welcher ihn um seinen Segen betrog. Hätte die Unterredung noch länger gedauert, so hätte der Alte ohne Zweifel gemerkt, wie der windige Patron immer mehr in's Renommiren kam; denn wahrlich, es fehlte nicht mehr viel, so erdichtete der Schneider sogar eine Liebschaft mit einer Gräfin, die gewisser Umstände halber nothwendig in den heiligen Ehestand verwandelt werden müsse. Zum Glück aber war eben das Verhör mit dem Leim zu Ende, und der Meister wurde an seiner Stelle hineingerufen. Der Leim war ehrlich und thöricht genug gewesen, ungefragt zu erzählen, was er auf dem Gewissen hatte, daß nämlich er und der Zwirn den Meister hintergangen, und mehrere Nächte hindurch einem geheimnißvollen Tanz obgelegen hätten. Er stockte bei dieser Erzählung mehrmals, und da der Rath wie ein gutes Zahnrad immer sogleich in die Lücken eingriff, so ward der Leim verlegen; aber er hatte nun einmal angefangen, und mußte wohl oder übel fortfahren. Natürlich war dem Rath an dem geheimnißvollen Tanze selber nichts gelegen; aber er roch darin einen revolutionären Umtrieb, und peinigte daher den Leim mit captiösen Fragen nach

15

den Motiven, die er gehabt hätte, und nach dem animus delinquendi. Da nun der Leim glaubte, der Richter wolle ihm seine Liebe zu der Mariandl absoltern, so kehrte sich sein ganzes Herz um, er ward unmäßig erbost, die Thränen quollen ihm unaufhaltsam, und er schrie endlich geradezu: „Ich sag's nicht, ich sag's nicht, und wenn Sie mich gleich auf der Stelle köpfen lassen, ich sag's nicht!" Der Rath mußte nun glauben, Inquisit habe erst aus Reue ein Bekenntniß ablegen wollen, werfe sich aber jezt auf ein hartnäckiges Läugnen. Je schärfer er ihm aber zusezte, um so verwirrter und böswilliger wurde der Leim. Ja zulezt dachte er, es gehe ihm nun doch schon einmal an den Hals, oder doch an Haut und Haar, und wurde geradezu unbotmäßig, so daß er mit den Füßen stampfte, und sagte, im Reich sey die Justiz viel besser, als in den Kaiserstaaten, es sey aber auch kein Wunder, dort hätten die Richter keine solche gemästete Bäuche, und mehr im Kopf, als hier. Nicht sobald hatte er dies ausgerufen, so schlug der Rath auf den Tisch, daß das Tintenfaß tanzte, und das Protokoll ganz mit Tinte überschüttet wurde. Man hat nie erfahren, ob diese Handlung des Raths absichtlich oder unabsichtlich war. Das Erstere ist aber wahrscheinlicher; denn ohne Zweifel hielt der Rath den Leim für

einen höchst gefährlichen und überaus impertinenten Bösewicht, mit dem er durchaus sich nicht einlassen wollte. In diesem Sinne nämlich war es wahrscheinlich zu verstehen, wenn er befahl, den Inquisiten vorläufig abzuführen, damit er sich besser besinnen und ein neues Verhör ohne so viele Umschweife untergehen könne; er wisse ja nunmehr, was zur Sache gehöre, und was nicht. Zudem wollte auch der Rath nicht haben, daß die Injurie gegen ihn zu Protocoll genommen würde. Er hielt es für besser, diese vorläufig einzustecken, und gelegentlich den Leim dafür am Kopfe zu nehmen. Beim zweiten Verhör aber dacht' er Alles so einzurichten, daß auf den Leim nur ein sehr unbestimmter Verdacht fiele; wobei er gar nicht zweifelte, daß der Leim ihm in die Hände arbeiten würde, denn er war ehrlich genug, die rechten Maleficanten im Grunde für viel bessere Criminalisten, als sich selber zu halten. Die Gerichtsdiener wurden mithin hereingerufen, und unter ihrer Bedeckung trat der Leim in's Nebenzimmer ab, woraus nunmehr der Vater der Mariandl vorgerufen wurde.

Als der Leim in's Nebenzimmer kam, mußte er sich sogleich verwundern, den Zwirn ganz aufgeräumt und guter Dinge anzutreffen. Derselbe schnitt nämlich hinter des Meisters Rücken ganz unehrerbietige Fratzen

nach dem Richter, bis die Thüre wieder geschlossen wurde. Und so wie er den Leim erblickte, fiel er ihm ungestüm um dem Hals, daß er ihn fast erdrückt hätte. „Es ist richtig," schrie er dazu, „Leim, es ist richtig! Ich mach' jezt ein Haus, ein nobles Haus, eß' alle Tag Krapfen und bachene Händel, halt' sechs Bedienten, sechs Madel für's Weiberl, und eine für mich. Und Kutsch und Pferd halt' ich auch, und den Kutscher lass' ich schwarz anstreichen, daß er aussieht, wie ein Mohr. Eine Loge nehme ich in der Leopoldstadt für mich im ersten Rang, und eine für meine Kinder im zweiten Rang. In's Geschäftslokal komm' ich nur morgens, und leg mich dann wieder in's Bett bis eilf Uhr. Nachher schreib ich Mode-Artikel und Theater-Kritiken, dann bin ich angenehm nachläßig. Vor Tisch lasse ich mir vortragen von meinem Obergehülfen, und bei Tisch rede ich von der Erziehung der jungen Herrn v. Zwirn. O Leim! das gibt halt ein Leben! Ich lass' mich malen im apfelgrünen Frack und himmelblauen Sammthosen. Grün und blau ist meine Leibfarbe. Und mein erstes Fräulein heiß' ich Adelgunde, Kunigunde, Mariandlgunde; und wenn meine Frau stirbt, so heirathe ich in den Adel hinein. O Leim! Ich bin halt ein ganz verfluchter Kerl, ein Tausendsasa! Gelt! Ich hab's ja immer gesagt,

mit mir will's oben hinaus. Schau! Wenn ich mich vertheilen könnte, ich ließe Dir auch was zukommen, Aber hör', Leim! Eine Stelle habe ich noch nicht besezt; nimm Du sie, nimm sie, werd mein Portier!" — „Wenn ich von all' dem Geträtsch was verstehe," sagte der Leim, „so will ich das Vaterunser chaldäisch beten." Der Zwirn machte es ihm leider verständlich genug. Er hielt ihm den Heirathscontract, welchen so eben der Meister mit Bleistift aufgezeichnet hatte, so dicht unter die Nase, daß der Leim nießen mußte. Da hatt' er's nun, der arme, schüchterne Sohn des Erz-Gebirgs. Alle Hoffnung eines langen Halbjahrs, alle Träume seiner schönsten Zeit, alle Plane und Entwürfe mit Einem Male abgeschnitten! Von Einem Windstoß der ganze Blüthenbaum seiner Seele abgeschüttelt! Mit Einem Worte sein ganzer innerer Mensch entzwei gebrochen! Wie eine Staubwolke, die einem rüstigen, hochathmenden Wandrer in die Kehle fährt, versezte ihm die trübselige Botschaft plötzlich allen Athem. Er schaute den Zwirn nur noch mit einem unsicheren, wankenden Blicke an, und zitterte an allen Gliedern. Er fühlte eine dumpfe Betäubung, und einen heißen Dampf vom Herzen aufquellen und erstickend nach dem Kopfe dringen, wie wenn er Blausäure eingeathmet hätte. Kein Wort vermochte sich aus

dem trüben Nebel seiner Empfindung zu lösen; ein wahnwitziges Lächeln verzerrte sein Gesicht, das weinen wollte und nicht weinen konnte. Er hatte ein Gefühl, als wäre er schon gestorben und läge im Sarge. Und wirklich, sein Gesicht war auch todtenblaß, die Augen quollen stier hervor, seine Kniee trugen ihn nicht mehr, er sezte sich auf den Estrich, und saß da starr, unheimlich, wie ein Nadowessier. Was war zu machen? Eingesperrt waren sie; nicht einmal Wasser war zu haben. Die Andern mußten nur sorgen, daß er nicht ganz und gar hinfiele. Der Zwirn kniete daher hinter ihm hin, und stüzte ihm den Rücken mit seiner Brust, während die beiden Gerichtsdiener sich zu seinen beiden Seiten sezten, die Rücken gegen ihn gelehnt, womit sie ihn seitwärts im Gleichgewicht erhielten. In dieser Ordnung verharrte die traurige Gruppe ziemlich lange Zeit, bis endlich der Leim wieder zum Gebrauche seiner Sinne kam. Er war nun aber zu starker Natur, und hatte zu viel Stolz, als daß er hätte klagen mögen. Vielmehr betrug er sich wie einer, der auf alles Irdische verzichtet hat und ruhig seinen lezten Willen bedenkt. Denn zu wandern war er fest entschlossen, und zwar eher heut als morgen. Er sagte daher ganz gefaßt, es thue ihm leid, das freudigste Fest seines Freundes nicht mitfeiern zu können, da er

von seinem Vater die Weisung erhalten habe, heimzukommen. „Halt, Patron!“ fiel ihm der eine der Gerichtsdiener in die Rede: „von-heimgehen ist bei Ihm keine Rede. Laß Er sich nur das nicht einfallen. Wir wollen ihm schon Blei in die Stiefel gießen. Wenn sich einmal einer bei uns einmiethet, da gilt keine Aufkündigung. Wer sich an uns wendet, dem nehmen wir alle Sorgen ab, und er braucht sich selber nicht mehr zu molestiren; wir bringen ihn im Schlaf zum Meister Hämmerling. Blitz! Heimgehen will er? Nur so mir nichts, Dir nichts heimgehen? Weiß er wohl, was Sporteln sind? Sporteln sind ein Theil der Besoldung, Und die Sporteln wachsen durch das Sitzen. Auf den Sporteln muß ein rechter Gefangener wie eine gute Henne auf ihren Eiern brüten. Denken darf er, was Er will, und so viel der Herr Rath Ihm erlaubt. Aber gehen, Schatz, nur soweit das Leitseil langt. Ja, wen die Justiz einmal an der Nabelschnur hat, für den gibt's keine Hebamme, als den Tod.“ Der andere Gerichtsdiener aber strafte den ersten, indem er sagte: „Gevatter! Ihr müßt dem armen Teufel das Leben nicht noch saurer machen. Wenn man einem Uebles thut, so muß man es ihm nicht auch noch sagen. Schaut! Wenn Ihr den Wirth um die Zeche prellt, so dürft Ihr ihn nicht

noch dazu schimpfen. Das ist unchristlich. Und wenn Ihr ihn so traurig macht, so nehmt Ihr ihm den Appetit; dann ißt er nicht genug, und unsre Rechnung für die Kost wird im Wachsthum gehindert. „Ihr habt auch Recht,“ sagte der erste, „er hat ja auch nur gemeint, — wenn, — nämlich wenn, — Seht! das Wenn ist immer die Hauptsache — denn wenn ich sage: wenn — so sag' ich damit noch nichts Anderes, als wenn, d. h. posito, gesezten Falls. Und wenn man es bedenkt, so kann man überall Wenn sagen. Denn seht! Wenn das Wenn eintrifft, so kann's doch Niemand hindern. Wenn's aber nicht eintrifft, so ist just auch nichts verloren, und es bleibt Alles beim Alten. Ich sage: Wenn ich Schnaps habe, so trink ich; wenn ich trinke, so werde ich fidel; wenn ich fidel werde, so krieg' ich einen Brand; wenn ich einen Brand habe, so krieg ich Prügel von meiner Frau. Wenn ich also dies sage, posito, gesezten Falls, — sage ich damit, daß ich Prügel von meiner Frau will? Das müßte doch mit dem Kukuk zugehen? Schaut! darum ist das Wenn die Hauptsache.“ „Ei Gott bewahre!“ sagte der Andre, das Wenn hilft Euch gar nichts; sondern es bringt Euch gerade die Prügel zuwege. Wenn ihr keinen Schnaps gehabt hättet, so hättet Ihr nicht getrunken; wenn Ihr nicht getrunken hättet, so wäret Ihr

nicht fidel geworden; wenn Ihr nicht fidel geworden wäret, so hättet Ihr keinen Brand bekommen; wenn Ihr keinen Brand bekommen hättet, so kriegtet Ihr keine Prügel.“ „Ihr seyd ein weiser Mann, Gevatter,“ entgegnete der Andre, „aber in Einem Stück habt Ihr's doch verfehlt. Denn seht, wenn ich keinen Schnaps getrunken hätte, so hätte ich Wein getrunken.“ Dieses Gespräch war von Beiden durch mehrmaliges Gähnen unterbrochen worden; zulezt nickten sie völlig ein, und nun diente wiederum ihnen der Leim zum Stützpunkte, dieser aber fuhr jezt fort, zu dem Zwirn zu reden. Er eröffnete ihm, wie er sobald nicht mehr hoffen dürfe, nach Wien zurückzukehren, und wie er daher die wenigen Habseligkeiten, die er nicht mit sich nehmen könne, zu verschenken denke; so wolle er denn das kleine Leopoldstädter Theater, das er in seinen müßigen Stunden verfertigt habe, der Jungfer Mariandl hiemit in die Hochzeit geschenkt haben. Der Zwirn möge es daher zu Handen nehmen, und seiner Braut überreichen. Wahrlich, als der Leim dies gesagt hatte, stand ihm ein kalter Schweiß auf der Stirne, und was er weiter reden wollte, zerbrach in einem kläglichen Seufzer, — der Zwirn bemerkte dies aber in seiner Freude nicht. Er war voll Uebermuth und Possen, da er immer noch hinter dem Leim kniete,

zwikte und kitzelte er ihn, oder streichelte ihm die Haare hinter den Ohren, oder steckte ihm von hinten her alte Bonbons in den Mund, die er von gestern noch in der Tasche hatte. Alles das ließ sich der Leim theils aus Gutmüthigkeit, theils aus Gleichgültigkeit gefallen; oder wehrte er den zudringlichen Freund doch nur ganz mild mit den Händen ab. Die beiden Gerichtsdiener schnarchten indeß schon wie verstimmte Orgelpfeifen, und es gehörte die vortreffliche erzgebirgische Leibesconstitution des Leim dazu, sich aufrecht zu erhalten, ohne von ihnen zu Brei zusammengedrückt zu werden.

Während dies im Nebenzimmer vorging, nahm der Rath, wie gesagt, den Vater der Mariandl ins Verhör. Mit diesem freilich hoffte er nicht so leichten Kaufs fertig zu werden, wie mit dem Leim. Denn er war für einen ehrenhaften stolzen Bürger bekannt, und der Rath wußte wirklich gar nicht, wie er an ihn kommen sollte? Daneben aber bedachte er, daß der Meister der langjährige Freund des alten Zwirn gewesen sey, und daß daher von ihm am ehesten etwas über die Geheimnisse zu erfahren stehen möchte, welche bei der Hauptperson auf der Sandbank des Blödsinns aufgesessen waren, und niemals mehr flott werden konnten. Darnach nun zu fragen, stach den Rath der Kitzel gewaltig, und

doch scheute er sich wiederum, direct auf das Ziel loszusteuern, weil er sich fürchtete, in zu großes Detail verwickelt zu werden. Jedenfalls beschloß er sehr höflich zu seyn, und das Verhör mehr in den Charakter eines vertraulichen Gesprächs hinüberzuführen. Allein seine gute Absicht wurde vereitelt. Der Meister nämlich war über seine Verhaftung auf's Tiefste beleidigt, gekränkt, ja empört. Er war so voll von Gift und Galle, daß er zu einer ruhigen Betrachtung der Dinge gar nicht kommen konnte. Trozig, mit zusammengezogenen Brauen, die Arme krampfhaft über einandergeschlagen, stellte er sich hin; ein Wetter lag auf seiner Stirn, bereit auszubrechen beim kleinsten Anstoß. Während er sonst niemals eines ungehörigen Uebermuths sich schuldig gemacht hatte, bäumte sich jezt, vom Schmerz gestachelt, sein Bürgerstolz so mächtig auf, daß für kein andres Gefühl in seinem Busen Raum blieb. Sein Stolz pochte so wild auf das Bewußtseyn seiner Unschuld, daß er an die Möglichkeit eines Mißverständnisses gar nicht zu denken fähig war. Daß er wieder befreit werden würde, sobald er spräche, das sezte er zwar voraus, aber es war ihm nicht genug. Seine Seele zerarbeitete sich vielmehr einzig an dem bittern Empfinden des Geschehenen, das nun doch nicht wieder ungeschehen gemacht werden

konnte. Ja, ein unersetzliches Uebel, eine Beleidigung, die er nicht vergessen zu können glaubte, war ihm zugefügt. Er, der unschuldige, ehrenwerthe Bürger, der kaiserliche Leibschreiner, der Vater der schönen M a r i a n d l, der Mann, an dem kein Mackel, nicht der leiseste Schatten eines Mackels war, er war, wie ein Verbrecher, ohne Weiteres arretirt worden. Kein Kaiser, kein Gott konnte ihm diesen Tag aus dem Kalender streichen, keine Ehrenerklärung konnte es aus seinem Gedächtnisse löschen, daß man Hand an ihn zu legen gewagt hatte. Dieser Gedanke saß wie ein böser Engel vor seiner Seele und würgte jede friedliche Erwägung im Entstehen. Drohend, kampfgerecht stand er da wie ein Boxer, der den Angriff des Gegners erwartet, um dann plötzlich seine ganze Kraft in einem Schlage zu entladen. Er vermochte kein Wort hervorzubringen, obgleich ihm ganze Reden im Kopfe polterten. — Durch diesen Anblick war der Rath seinerseits auf's Aeusserste consternirt. Er wußte dem unheimlichen Feuer der wuthsprühenden Augen so wenig zu begegnen, als kurz zuvor dem bleichen bleiernen Scheine der blödsinnigen Blicke des sterbenden Gerechten. Er ward röther, als er schon war, rieb sich Stirn und Schläfen, krazte sich hinter den Ohren, zerknitterte das vorige Protokoll in schweißtriefenden Händen, und schob

sich unruhig auf dem Sessel hin und her, so daß dieser krachte, und dem sitzenden Gebirg einen furchtbaren Einsturz drohte. Dazu flüsterten sich seine Trabanten in die Ohren, was ihn noch verlegener machte, weil er sich vor diesen zu prostituiren fürchtete, wenn er in diesem kitzlichen Falle einen Mißgriff machte, und weil er argwöhnte, sie machten schon jezt über ihn Glossen. Dadurch gerieth seine Urtheilskraft so sehr ins Wanken, daß er sich gar nicht mehr recht getraute, die dünne Messerschneide seines weislich ersonnenen Operationsplans zu betreten. Wäre der Meister nur halbwegs bei seinen fünf Sinnen gewesen, so hätte er nothwendig bemerken müssen, wie sehr er im Vortheil stand, er hätte den stillen, hilfebittenden Blick des Richters verstanden, ein tiefes Mitleid hätte ihn erfaßt, und er hätte sich beeilt, sich selbst und ihn aus einer Verlegenheit zu reißen, deren Unannnehmlichkeit mit jedem Augenblicke wuchs. Aber leider, diese Färthe war für den Meister ganz kalt. Daher war somit kein Heil zu erwarten. Der Richter mußte zu andern Hifsmitteln greifen. Deren hatte er nun wirklich einige in beständiger Praxis. Er ließ sich ein Glas Wasser bringen, und nachdem er es so langsam als möglich ausgetrunken hatte, zu wiederholten Malen wieder füllen. Da ihm

der Verstand noch immer nicht zum festen Sitze kam, so fand er jezt, daß nicht genug Stempelpapier da sey, (es lag aber in der That ein halbes Riß davon auf dem Tisch,) und befahl daher, noch mehr zu holen. Dies dauerte nun wieder eine ziemliche Zeit. Als endlich das Papier kam, bemerkte der Rath mit Schrecken, daß auch jezt noch in seinem Ingenium finstre Nacht sey; er fingirte daher ein Bedürfniß, und entfernte sich. Aber auch auf dem Gange draußen ward es ihm nicht besser. Er gerieth nun in Höllenangst, verfluchte das Haus, den alten Schneider und die ganze Schneiderzunft, und wünschte sich selbst in's Pfefferland. Er wußte zulezt keinen Rath mehr, als daß er sein Sprüchlein vom Jokeli hersagte. Ums Himmels Willen! er kam nur bis zum Wässerli, das das Feuerli löschen soll; ach! und sein Schweiß, obgleich er ihm in Strömen übers Antlitz schoß, vermochte mit nichten das Feuer seiner Angst zu löschen. Während dessen trat ein ungeheurer Hund über die Hausschwelle und marschierte drohend mit kühn geschwenktem Schweife auf ihn zu. Weh! der unglückselige Dulder hatte eine ebenso große Aversion vor den Hunden, als er eine zärtliche Liebe zu den Katzen hatte; und vollends ein so colossales Thier mußte ihm schon in gewöhnlicher Seelenverfassung Angst einjagen, wie

noch vielmehr aber jezt, wo er völlig geistesbankerott dastand, die Hände in den Taschen, die Kniee eingeknickt, der Kopf müde auf dem Hals hinbaumelnd! Er wollte erst in den Hof fliehen, aber dort standen zwei Mägde am Brunnen, die schon mit Fingern auf ihn deuteten, und zum Fenster in's Verhörzimmer hineinzusteigen, das verbot ihm weniger das Gefühl seiner Würde, als seine Korpulenz. Und wenn er doch jezt an jenen Ort des Fegfeuers zurückkehren mußte, so war es offenbar gerathener, den geraden Weg zur Thüre hineinzugehen. Der Hund kam näher. Es war keine Zeit mehr, zu wählen. Der Hund knurrte. Der Rath drückte zitternd die Klinke. Der Hund reckte die Ohren. Der Rath schlüpfte hinein und schlug die Thüre zu. Da war er nun wieder, nicht klüger, sondern noch stupider, als vorher. Leider war es aber auch hier nicht beim Alten geblieben. Den Meister hatte das lange Warten verdroßen, er hatte endlich Zeit gehabt, den Gifttrank seiner Wuth fertig zu brauen. Sollte er etwa bis Sonnenuntergang und über Nacht so stehen bleiben? War das eine neue Bosheit der wider ihn verschworenen Obrigkeit? Himmel! seine Galle lief über; er hatte schon einigemal bedeutungsvoll mit dem Fuße gestampft. Er erwartete jezt nicht mehr den Angriff von der Gegen-

seite; er sehnte sich, selber loszubrechen. Kaum war daher der Richter wieder eingetreten, so ging der Meister auf ihn zu. Er wollte dabei nichts weiter, als denselben haranguiren. Aber freilich war er im Redenhalten nicht kunstmäßig geübt; er brauchte Hände und Füße dazu. Kein Wunder daher, wenn er die hochklopfende Brust unter dem eng zugeknöpften Rocke heftig auszudehnen strebte, und deshalb die Arme gewaltig von sich streckte, um sich gleichsam Luft zu machen. Wenn er nun dazu unmuthig den Kopf schüttelte, und in seiner ganzen kräftigen Figur eine gewaltige Muskelanstrengung sichtbar wurde, so hatte er in der That eine nicht zu läugnende Aehnlichkeit mit einem wilden Thier, das zum Sprunge ausholt. Armer Richter! Noch schwebt das Bild des entsetzlichen Hundes vor seiner Seele; und er kann die Augen nicht aufschlagen, ohne einem noch drohenderen Schrecknisse zu begegnen. Von der Scylla fiel er in die Charybdis. Aber nur einen Augenblick übermannte ihn der Schreck. Hier war er ja umgeben von seinen Trabanten, in der Mitte seines getreuen Volks. Ein Wort, ein Wink, — und sein Gegner lag in Banden. Der Meister war mittlerweile schon weit vorgedrungen, er stand eben zwischen dem Rathe und seinem Thron. „Ehe Euer Gnaden sich nie-

dersetzen," sagte er, „will ich — " „Thätlichkeiten!" schrie der Rath und prallte an die Wand zurück, daß die Balken krachten. Das Zurückprallen, das Geräusch erschreckten Jedermann. Man wußte nicht, ob das Entsetzliche wirklich geschehen war. Genug, daß man an die Gefahr glaubte. Ja der Meister selber stuzte. Es entstand ein verworrener Lärm. Die Getreuen eilten auf den Meister zu und legten Hand an ihn, um ihn zurückzureißen. Der Richter war im Augenblicke viel zu sehr erschöpft, um eine Anordnung treffen, ja nur einen Ueberblick gewinnen zu können. Es herrschte daher völlige Anarchie. Die Subalternen beeiferten sich über die Gebühr, sich dienstfertig zu erzeigen. Jeder wollte den Meister halten, jeder wenigstens einen Fetzen seines Ueberrocks ergreifen. Der Angegriffene stemmte sich heftig dagegen, und boxte, erst athemlos, dann unter Begleitung eines heftigen Geschreis. Er stüzte sich auf den Sessionstisch; da nun dieser bloß in einer auf ein Gestell gelegten Platte bestand, so schnappte er gegen den Meister zu; über Tintenzeug, Papier, Messer, Scheeren, Brillen und Wassergläser kugelten Alles unter betäubendem Geklirr auf den Boden; natürlich schnellte diese Lawine auch den Meister einige Schritte zurück, und mit ihm alle, die sich an seinen Rockschößen und

Klappen eingekrallt hatten. Da nun die Bewegung bei den Lezteren unfreiwillig gewesen war, und die Hintenstehenden nachdrängten, so fielen die Vordersten zu Boden, und die zweite Reihe über die erste hin. In dieser verwickelten wieder die Nächstkommenden die Beine. Um nicht ebenfalls zu stürzen, hielten sich diese an den Köpfen der vor ihnen Fallenden, und zerrten sie dadurch schmerzlich in den Haaren. Der Meister stand indeß ruhig, mit Siegermienen über dem verworrenen Knäul von Armen, Beinen und Köpfen, wie ein mexicanisches Götzenbild. Aber sogleich suchte sich das Schlangennest wieder zu entwirren. Unter manchen Stößen und Püffen kam die gestürzte Leibgarde wieder auf die Beine, großentheils mit Tinte und verklebtem Sand besudelt, und furchtsam zwischen den Glasscherben taumelnd. Der Richter stand in einer Ecke, und überließ das Schlachtfeld den Handfesten. Eben commandirte er, man solle den Constituten ergreifen, als die Thüre zum Nebenzimmer mit Gewalt aufgesprengt wurde und der Leim hereinstürzte. Als man nämlich drinnen den ersten verworrenen Lärm gehört hatte, war der Leim plötzlich aus seiner Betäubung aufgefahren, und hatte aufmerksam gehorcht. Der Vater der Mariandl in thätlichen Händeln mit der Justiz! Himmel, welche Gefahr für die Familie! Ehre

und Leben stand auf dem Spiele. Und der Leim wußte wohl, daß der Alte zwar phlegmatisch war, aber, einmal aufgeschüttelt, sich nicht mäßigen konnte. Er war daher sogleich besonnen. „Lauf zur Mariandl," rief er dem Zwirn zu, „und benachrichtige sie!" Zugleich sprang er auf, daß die beiden Gerichtsdiener mit den Hinterköpfen heftig gegen einander stießen, und unter Kopfschmerzen erwachten. Ehe sie sich aber besinnen konnten, war der Zwirn schon durch's Fenster in den Hof hinausgesprungen, und der Leim hatte den losen Riegel abgerissen, und mit dessen Hülfe die Thüre aufgesprengt. Da die Gerichtsdiener sich allein sahen, und vor dem schmerzlichen Nachgefühle des starken Stoßes sich an nichts Andres mehr erinnern konnten, so geriethen sie in abergläubische Angst, sie seyen behext, und wagten kein lautes Wort zu reden, bis der erneute Lärm im Gerichtszimmer sie zur Besinnung rief, worauf sie sich denn gleichfalls hineinmachten, aber — stehens- und gehensunfähig — sich an die beiden Thürpfosten anlehnten, unbeweglich, stupid, mit gläsernen Augen, wie ausgebälgte Paviane. Die Erscheinung des Leim hatte dem Kampfe eine ganz andere Richtung gegeben. Der Leim glaubte, der Meister habe sich in der That an irgend Jemand vergriffen, oder sonst eine ahndungswürdige

Handlung begangen. Das tiefste Mitleid erfüllte die Seele des guten Jungen. Er hielt den Meister für verloren, er wollte zugleich mit allen Kräften verhindern, daß nicht die desbectirlichen Häscher Hand an den verehrten Mann legen sollten; er kannte seinen Abscheu hievor; und konnte er selbst es denn mitansehen, daß der Vater der Mariandl unehrlichen Händen überantwortet werden sollte? Der gute Leim warf in seinen Gedanken Häscher und Schinderskuechte, Alles in Einen Troß zusammen. Was blieb ihm also übrig, als selbst das Amt zu übernehmen? Von einem ehrlichen Gesellen, dachte er, würde der Meister ja wohl eher sich halten lassen, von ihm, dessen dankbare und verehrungsvolle Gesinnung der Alte zur Genüge kannte. Er schrie daher: „Mich laßt ihn halten! Ich will schon mit ihm fertig werden. Laßt ihn nur mir, nur mir!" Und mit diesen Worten eilte er auf den Meister zu. Gern ließ ihn die Garde durch, welche — sämmtlich mehr oder weniger beschädigt — mit Vergnügen neue Truppen in's Feld rücken sah. Geschickt umklammerte er den Meister, der sich dessen gar nicht versehen hatte, von hinten so, daß derselbe sich wirklich nicht mehr rühren konnte. Ach! und wie wurde seine gute Meinung verkannt! Der Meister, theils überhaupt, theils gegen den Leim insbesondere aufgebracht, warf nunmehr allen seinen

Grimm auf diesen. Gerecht oder ungerecht! Wie hatte er Zeit, sich zu besinnen? Aller Verdacht, den er dem Leim im Stillen schon wieder abgebeten hatte, stieg auf's Neue aus den Tiefen seiner vielgekränkten Seele. Er glaubte jezt wieder an die Tänzerin; er glaubte, daß der Leim seine Tochter verführt habe; er glaubte, daß der Leim ein Revolutionär, er glaubte, daß er nur des Leims halber verhaftet sey. Und dieser abscheuliche Bursche wagte es jezt noch, ihn thätlich anzugreifen, der Geselle den Meister, und vor den Augen eines — wenn auch ungerechten — Richters; er erfrechte sich, mit hämischer Gewalt aus dem Hinterhalt ihn zu umkrallen und in die Hände der Häscher und Henker zu überliefern, ihn, seinen stets wohlwollenden Beschützer, seinen zweiten Vater, ha, der arme Bursche aus dem Reich empörte sich gegen ihn, den reichen Bürger von Wien, den kaiserlichen Leibschreiner! o Himmel! das Maaß, schon vorher voll, jezt lief es über. Man sah es dem Meister im Gesichte an, welche Stürme in ihm arbeiteten, wie sein Busen klopfte, wie er nach Worten rang, wie über seine Miene das Gefühl des bittersten Abscheus sich ergoß, wie seine Gedanken in dunkler Finsterniß gegen einander wogten im pochenden Bergwerke seiner Brust, wie es nur eines Funkens bedurfte, damit das schlagende Wetter sich entlade. Der Funken war

das Wort des Leim: „Laßt ihn mir!" Wie ein überladenes Wurfgeschoß schleuderte der Alte nun donnernd die Worte hervor: „Dir! Abschaum! Niederträchtiger! sächsischer Gelbschnabel! Judas! Teufel!" — Wir müssen hier den Gang der Ereignisse auf einen Augenblick sistiren. Wir haben aber dem Bild, um es vollkommen zu machen, noch einige Züge beizufügen. Der Richter steht noch in der Ecke und steckt Pfeffermünzbonbons in den Mund. Die Häscher haben einen Kreis um die beiden Hauptpersonen gebildet; die Paviane stehen noch an den Thürpfosten und wackeln nur etwas vom Luftzuge. Zum Fenster vom Hofe herein guckt neugierig der Zwirn, der zu wißbegierig ist, als daß er von diesem Guckkastenloche wegeilen könnte, um die arme Mariandl zu trösten. So lassen wir nun das Bild eine Weile stehen und begeben uns auf die Straße. Denn von dort her dringt ein verworrener Lärm in unsere Ohren. Man hat nämlich hier das Toben, Klirren, Wettern im Hause vernommen; die Vorübergehenden sind stille gestanden, schnell hat sich ein großer Klumpen von Neugierigen angesammelt. Die Straßenjungen balgen sich, um näher zu kommen. Auch die ältern Leute folgen ihrem Beispiele und schieben sich gegenseitig bei Seite. Glücklich, wer einen Stock oder Schirm hat. Man fragt, man erzählt, man gebietet Ruhe, man schimpft, man flucht. Kaum

bringen ein Paar Soldaten von ungarischen Regimentern einige Ordnung in das Gedräng. Der Stock eines alten Corporals dient dem Inhaber als Tactirstecken, womit er theilweise auf dem Rücken seiner Vormänner geigt. Die Wägen, die nach dem Theater fahren wollen, müssen halten. Ein Fiaker bricht durch, muß aber Gassen laufen und trägt blaue Mäler davon. Einem Italiener, der mit einem chinesischen Schirmdach voll Gipsfiguren sich in das Gedräng gewagt, und einem Evangelisten damit den Strohhut vom Kopf gestoßen hat, wird sein ganzes Brett geplündert, und die Buben köpfen jubelnd den Andreas Hofer zugleich mit dem Kaiser Bonaparte. Ein Höckerweib, das vor dem Hause sizt, rettet ängstlich ihre Waaren; umsonst, sie ist nicht schnell genug; schon drängt sich dieser und jener auf ihre Schranne; sie kreischt, es steht noch ein Korb mit Eiern darauf, — ein halbblinder Matrose tritt hinein, er merkt den Verstoß und stößt den Korb mit dem Fuße hinter sich, daß der gelbe Saft einem stämmigen Türken über den Kaftan hinuntertrieft. „Hilf Allah!" schreit dieser und dreht sich wie besessen herum, daß der Korb mit herum geschlenkert und der Segen noch weiter mitgetheilt wird. Endlich hebt einer den Korb auf, um ihn über die Köpfe der Menge hinwegzubieten, aber der Matrose hat

ein Loch in den Korb getreten, und die Sudelei regnet nun auf Hüte, Mäntel, Rockkrägen und über die Gesichter herunter. Ein Schneider ist unklug und stößt hierüber ein Freudengeschrei aus. Unglücklicher! Sogleich folgt er dem Korbe nach; er wird ebenfalls über die Köpfe der Menge hinweg gekugelt und am äußersten Ende mit einer Salve von Faustschlägen entlassen. Dabei ist Alles in höchster Spannung und Ungeduld. Die Hintern fragen die Vordern, diese wieder die vor ihnen stehenden. Ein lustiger Vogel gibt dort eine schauerliche Criminalgeschichte preis. „Seht ihr die Raben dort fliegen?" ruft er aus, „die riechen das Aas!" Alles schaut hinauf und sieht den Taubenzug, der vorüber flattert, gläubig für Raben an. Jene Criminalgeschichte geht wie ein Lauffeuer durch die Reihen, und erhält im Fluge mehr als hundert Zusätze. Die Lezten erfahren nichts Geringeres, als daß man habe die ganze Stadt Wien, sammt allen Vorstädten, Basteien, Glacis und dem Stephansthurm selbst, in die Luft sprengen wollen. Jener große Hund, der den Richter so sehr in Angst versezt hatte, sizt indeß ruhig auf der Schwelle und sieht die gährende Menge wohlgefällig knurrend an, mit vorgestreckten Beinen. — Ein neuer Anblick wirft aber plötzlich alle bisherigen Glaubensartikel über

den Haufen. Es sind die würdigen Brüder Kapuziner, mit dem Venerabile; sie schreiten heran und verlangen in das Haus gelassen zu werden. Die Ungarischen Soldaten brechen ihnen Bahn, Stöße und Püffe rechts und links, das Glöcklein klingt und alles stürzt über einander in die Kniee. Die heiligen Väter sind hineingegangen. Was thun sie drinnen? Was haben sie mit den Räubern, Mördern, Mordbrennern, Ehebrechern rc. zu schaffen? Das Aufstehen bringt eine noch schlimmere Verwirrung hervor, als vorher. Denn Alles ist in einander verwickelt, und wenn der Eine aufsteht, reißt er den Andern wieder zu Boden. Man tritt, stößt einander, man hält sich an einander, reißt einander Fetzen von den Kleidern, Hunde heulen, Kinder kreischen, und die Beutelschneider arbeiten um die Wette. Wer gern fort möchte, kann nicht mehr durchkommen. Die Verwirrung war auf's Höchste gestiegen. Und eben jezt hörte man das Gebrüll, welches der Meister gegen den Leim erhob; das war doch nicht, als wie von einem Kranken, dem man den lezten Trost bringt. Konnten nicht gar die heiligen Väter selber in Gefahr seyn? Mußte man ihnen nicht zu Hülfe eilen? „Bieg' es oder brech' es," schrieen einige, „wir müssen hinein." — „Aber halt!" rief es von hinten, „halt! zurück! zurück! Platz

dem Kaiser! Vivat der Kaiser!" und Alles wich ehrerbietig zurück, Spaliere bildeten sich bis zu dem Wagentritt, und, den Laufer voraus, schritt der verehrte Monarch freudig grüßend durch die Gasse. Die Männer schwenkten die gelbbesalbten Hüte, die Weiber hoben die Kinder in die Höhe, der Matrose machte einen Freudensprung, und das Hökerweib langte nach dem Frackzipfel des Kaisers, um ihn zu küssen. Da dieser sogleich in's Haus trat, und den Augen der Menge wieder verschwand, so wirkte seine Erscheinung wie ein Zauber. Das laute Geschrei sank zu einem ehrerbietigen Flüstern herab. Man sprach nicht mehr von den Geheimnissen des belagerten Hauses, sondern von den Kleidern, die der Kaiser angehabt, von den Personen, die er besonders gegrüßt, ob man ihm das Podogra angesehen, ob er die Hände in der Tasche gehabt, ob er mit dem rechten oder linken Fuße zuerst die Schwelle betreten habe? Nach Hause gehen mochte aber Niemand, vielmehr wuchs unter dem geheimnißvollen Schleier der andächtigen Stille die allgemeine Neugier noch um ein Großes, nachdem einmal das Thema der kaiserlichen Erscheinung an und für sich erschöpft war. Man sah einander bedeutungsvoll an, und sprach mit Blicken; jeder suchte Gewicht in seine Mienen zu legen, obgleich keiner wußte, wovon es

sich nur eigentlich handelte. Wo irgend ein halblautes Wort auftauchte, da ward es ängstlich aufgefangen, und man nickte grinsend Beifall, auch wer keine Sylbe davon verstanden hatte. So glaubte dann jeder, die Uebrigen zum Narren zu haben, und war selbst wieder der Narr aller Andern. Kurz bei völligen Sinnen nahm Alles an einer durchaus unsinnigen Conversation Theil, und das Höckerweib allein profitirte, da sie nun nach und nach ihre sämmtlichen Früchte zu erhöhten Preisen losschlug und so für den Verlust ihrer Eier reichlich entschädigt wurde. Wenn nun schon hier aussen die Erscheinung des Kaisers Allem eine andre Wendung gegeben hatte, so wirkte sie Wunder, als der Laufer die Thüre des Gerichtszimmers aufriß, und der Kaiser dort eintrat. Der Leim ließ den Meister los, die Häscher fuhren auseinander; der Rath trat einen Schritt zurück, um seine Figur gehörig in einen rechten Winkel zu formiren; da nun aber zugleich der Zwirn auf die Fensterbrüstung gestiegen war, und sich einen Schwung gab, um hereinzuspringen, so kam derselbe rittlings gerade auf den Rücken des eben zurücktretenden Rathes zu sitzen. Die närrische Figur, welche beide machten, und die Arbeit, welche der kurze Schneider hatte, von dem breiten Sattel wieder herunter zu kommen, machten den Kaiser sogleich

guten Humors, und waren ohne Zweifel die nächste Ursache, daß Alles sofort heiter ablief. Der Kaiser wandte sich sogleich an den Vater der Mariandl mit leutseligen Worten. Diesem aber hatte schon der Anblick des so hoch verehrten Mannes allen Zorn, ausgenommen den, welchen er auf den Leim hatte, aus der Seele weggewischt. Als nun vollends der Kaiser so freundlich mit ihm sprach, so hätte er fast die fatale Verhaftung ganz und gar vergessen, wenn er nicht eben hiedurch sein Hierseyn hätte erklären müssen. Er erzählte daher, daß er den alten Zwirn habe besuchen wollen, daß man ihn aber hier herein gewiesen habe, wo der Herr Rath sich mit ihm habe unterreden wollen, wozu es aber bis jezt noch nicht gekommen sey. Niemanden konnte diese Art der Darstellung erwünschter seyn, als dem Richter, welcher nichts Andres erwartet hatte, als daß der stolze Bürger sich über ihn beklagen würde. Er bat daher den Kaiser um eine geheime Unterredung, worin er demselben sofort unter unzähligen Bücklingen und Bitten um Entschuldigung den ganzen Handel bestmöglichst aufzuklären suchte. Er berichtete, wie seit einiger Zeit sich Verdachtsgründe gesammelt, daß der alte Zwirn durch Lieferungen im Kriege und dergleichen dem Fiscus einen großen Schaden zugefügt, und sich dabei ganz offenbar

strafbarer Mittel bedient habe; wie er nun heute den Zwirn habe verhören wollen, denselben aber zu seinem größten Entsetzen und wahrhaftigster Desperation in dem Zustande der kindlichen Unschuld, vielmehr des Blödsinnes angetroffen habe, also daß eine natürliche Unmöglichkeit vorhanden gewesen sey, bei Maleficanten die Daumenschrauben eines vernünftigen Verhörs anzubringen. „Euer Majestät," sagte er, „geruhen zu bemerken, wie die Sache sich verhält! Mit Respekt zu sagen, der Jokeli will das Biernli schütteln, aber das Biernli will nit fallen. Nun weiß ich zwar wohl, daß der Herr das Hündli schickt, das soll das Jokeli beißen. Meinen Kopf zu Ew. Majestät Disposition! Das Hündli ist auch gekommen. — Ich meine die Angst und Furcht vor Ewr. Majestät Zorn und Ungnade. (Eigentlich meinte der Rath aber den großen Hund, der ihn wieder in das Gerichtszimmer zurückgejagt hatte). Allein Ew. Majestät werden ein gnädiges Einsehen mit der Schwachheit und menschlichen Beschränktheit Ihres gehorsamen und getreuen und in allewege in tiefster Unterwürfigkeit ersterbenden Knechts haben, als welcher vergeblich Gott anflehete, des Ingenium quästionirten Zwirns behufs der Einleitung der Specialuntersuchung in den vorigen Stand gnädigst wieder herstellen zu wollen. (Hier nickte der

Kaiser lächelnd.) Wäre aber auch Maleficant in Anseh- ung der persona standi in judicio gehörig habilitirt und nicht einem Monstrum gleich zu achten gewesen, wie er solches in der That war, so wäre doch nicht zweckdien- lich gewesen, mit dem armen Sünder wirklich ins Ge- richt zu gehen, sintemal an einen reellen Erfolg doch nicht zu denken gewesen wäre, nachdem Inquisit durch einen Schenkungsvertrag sein ganzes Vermögen an ein Kloster vergabt. Zweifelsohne ist Inculpat dermalen allbereits zu seinen Vätern versammelt worden, was Ew. Majestät gnädiglich zu Gut zu halten geruhen mögen. Wenn ich nun zwar hoffen zu dürfen mir schmeicheln dürfte, in Ew. Majestät leuchtenden Augen Deroselben allergetreusten Diener in der Hauptsache discriminirt zu wissen, Höchstderoselben quästionirte Augen aber mit erhabenem Sinnen auf diesem Schauplatz menschlicher Unvollkommenheit, dieser umgestürzten Tafel, diesen zer- brochenen Gläsern und verwettertem Tintenfasse verwei- len, so wage über diesen Nebenpunkt zu bemerken, ein- mal, daß diese sämmtlichen beschädigten beweglichen Sachen nicht öffentliche, zu dem Aerar gehörige, sondern im Privatbesitze des defuncten armen Sünders befind- lich gewesene sind, daß also der Act der Beschädigung keine böswillige Verletzung kaiserlicher oberstrichterlicher

Majestät und Ansehens enthält; und zweitens, daß zwar das Vorhandenseyn einer solchen bestialischen Gräuelscene ein nachtheiliges Licht auf die disciplinarische Dignität Höchstdero getreuen Knechts zu werfen scheint, daß derselbe jeden noch aber als ein alle römischen, päbstlichen, deutschen und östreichischen Rechte, so wie sämmtliche Verordnungen Ew. Majestät und Dero höchstseliger Vorfahren Tag und Nacht mit stupender Genauigkeit im Gedächtnisse zu halten strebender Mann die Möglichkeit eines solchen in seinem Beiseyn geschehenen Gräuels nicht anders, denn als ein unerklärliches eisernes Fatum, als eine vis major naturae, wofür vielleicht die Hinweisung auf die Möglichkeit eines partiellen Erdbebens genügen dürfte, anzusehen vermögend ist." — Auch diesen zweiten Theil der richterlichen Rede hatte der Kaiser wohlgefällig angehört. Er fragte nun, was denn sein Leibschreiner hier zu thun gehabt hätte? „Ich ließ ihn," erwiederte der Rath, „hereinrufen, um diesen zerbrochenen Tisch in integrum zu restituiren." „Hm" sagte der Kaiser: „es freut mich zu hören, daß mein Leibschreiner kein verdächtiger Mann ist, und daß ich ohne Gefahr in dem Bette liegen kann, das er mir gemacht hat. Was aber die Hauptsache betrifft, so steht zwar geschrieben: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers

ist, und Gott, was Gottes ist. Wenn nun aber einmal die Diener Gottes, die würdigen Väter Kapuziner dem lieben Gott gegeben haben, was des Kaisers war, so wollen wir es nicht wieder nehmen." Der Rath bat hierauf den Kaiser, daß er ihn seine Hände küssen ließe, was der Kaiser huldvoll geschehen ließ. Nachdem sodann die Uebrigen wieder hereingerufen worden waren, sprach der Kaiser mit dem Vater der Mariandl noch einige Minuten, (welche der Rath nach seiner Taschenuhr bis auf sieben und eine halbe zählte,) wobei er zulezt noch sagte: „Ihr seyd ein recht geschickter Mann, daß Ihr zerbrochene Gesetzestafeln wieder in den vorigen Stand herstellen könnet." Und als der verehrte Monarch nun ging, konnte er sich rühmen, in alle Herzen, so weit es von ihm abhing, Frieden und Freuden zurückgeführt zu haben. Auch hörte er, sobald er aus der Thüre war, den Leibschreiner mit heller Stimme das Lied: Gott erhalte Franz den Kaiser, intoniren. Ja, ausser dem armen Leim, waren alle durch seine Erscheinung beseligt, sogar die beiden betrunkenen Gerichtsdiener, welche, ob absichtlich oder unabsichtlich war nicht klar, — sich in die Arme gefallen waren und helle Thränen vergoßen. Dem Rath erschien der Leibschreiner nunmehr als eine höchst wichtige Person, daher er denselben sogleich zu

Tische einlud. Der Glücklichste vielleicht war der Zwirn, obgleich mit ihm der Kaiser nicht gesprochen hatte. War es doch sein oder vielmehr seiner Väter Haus, in welches der Kaiser gekommen war. Und war es nicht der natürlichste Gedanke von der Welt für ihn, sobald er einmal das mütterliche Erbtheil der Mariandl in den Händen hätte, hier eine Schenke oder Restauration oder ein Kaffeehaus zur kaiserlichen Einkehr, mit einem Vers und dem Datum und der kurzgefaßten Lebensgeschichte seiner selbst über der Thüre zu errichten? Wahrlich, er hatte die ganze Zeit über das Alles schon hin und her bedacht, hatte schon die schönsten Kellermädchen aus dem ganzen Land ob der Ens in Condition genommen, eine Cichorienpflanzung eingerichtet, ein Bild malen lassen, wie er selbst auf dem Rücken des Raths reitet und der Kaiser eben hereintritt, ja er hatte sogar schon den besagten Vers gemacht, nämlich so:

Hier ging der Zwirn zum Kaiser ein,
Da war es nur ein Schneiderlein.
Nun ward der Zwirn ein großer Mann.
Geht hinein, und seht ihn an!

Seine Augen funkelten, sein Haupt war prophetisch erhoben, mit der einen Hand spielte er krampfhaft an der weißen Wand, und achtete es wenig, daß seine Nägel oft darauf krazten, worüber er sonst in Ohnmacht fal-

len konnte. Es war Alles, daß er nicht wieder auf allen Vieren ging und Bocksprünge machte. Ach! sein vollkommenes Gegenbild war der Leim. Bleich, mit schlotternden Knieen, mit hohlen Augen stand dieser da, und wagte den Blick nicht vom Boden zu erheben. Es war, als suchte er sein zertrümmertes Glück, sein jammervoll verlorenes Leben in der Tiefe, worein es unaufhaltsam hinuntersank. Im Gehen wandte der Meister sich noch einmal nach ihm, und zischelte ihm in's Ohr: „Du kommst mir nie mehr vor die Augen, Bube!" Der Zwirn rief ihm noch zu: „Es bleibt dabei, Leim! Du wirst mein Portier!" Der Rath, der Meister, der Zwirn, die Häscher verließen die Stube. Einsam, von Gott und Welt verstoßen, von seinem Meister, von dem Vater seiner Geliebten als Judas, als Teufel gebrandmarkt, von Jedermann verkannt, von seinem einzigen Freunde verlassen, mit der Gewißheit, auch der lieben Mariandl als ein Scheusal geschildert zu werden, so blieb der Leim zurück. Nur die beiden betrunkenen Gerichtsdiener waren außer ihm noch da, und leisteten ihm eine stumme Gesellschaft. Sie saßen auf dem Boden in einer herzlichen Umarmung mit halboffenen, schwimmenden Augen, die Beine in einander verschränkt, daß sie vor der Hand nicht wieder aufstehen konnten.

Der Leim hörte die Tritte der Uebrigen immer ferner und ferner; sie verschwanden endlich nach der Straße zu; Niemand ließ sich auf dem Gange mehr hören. Das Haus sank in Grabesruhe; denn der einzige Sohn des Verstorbenen war, zwar nicht als lachender Erbe, aber doch als lachender Schwiegersohn eines noch reicheren Bürgers, ausgezogen. Man hörte nur noch selten eine Magd ihre Wasserkufe unter das Brunnenrohr im Hofe schieben, oder Schuljungen mit papiernen Drachen vorüberjagen. In der That, der Leim hatte jezt Zeit genug, sein trübes Loos zu bedenken. Oder vielmehr: von Bedenken war bei ihm nicht viel die Rede. Immer noch stand er unbeweglich, wie vorher; und so, als wäre ihm dieses noch zu viel. Sein ganzes bisheriges Leben lag hinter ihm wie ein Leichnam, von dem man sich schaudernd abwendet; und vor ihm eine unendliche Leere. Was hatte er denn noch? Nach dem todten, freudelosen Leben in seiner Heimath konnte er sich nicht zurücksehnen, nachdem er hier einmal von dem sprudelnden Weine der Liebe getrunken hatte. Aber ach! war nicht jede Stunde, die er in Wien verlebt hatte, jezt verflucht? Alle Hoffnung mit einem einzigen, grausamen Federstriche ausgelöscht, aller Glaube von finstern Geistern erwürgt? Er stand, und wagte nicht mehr von der Stelle

zu gehen; und bleiben konnte er auch nicht mehr. Sein Auge hatte keine Stelle mehr, worauf es haften, sein Fuß keinen Ort mehr, worauf er ruhen konnte. Er war zu voll von Empfindungen, als daß er in einer einzigen sich hätte ausweinen können. Wie von Schlangenringen fühlte er sich immer enger und enger umklammert, und hatte weder Muth, noch Kraft, die beängstigte Brust zu befreien. Wäre ein Fluß in der Nähe gewesen, er wäre nicht hineingesprungen; hätte er ein Messer bei sich gehabt, er hätte es sich nicht in die Brust gestoßen. Lagen nicht Glasscherben vor ihm, die er nur verschlucken dürfte, um sich rasch zu tödten? Aber es gibt Qualen, in denen Alles, selbst der Gedanke des Endes der Qual, in einen allgemeinen Verdruß, in eine schauervolle Gleichgültigkeit dahinschwimmt. Der Gerichtsdiener, der vor ihm saß, wenn derselbe auch heute noch Schläge von seinem Weibe erwartete — war er nicht tausendmal glücklicher als er? Jener hatte doch eine Stelle in der Welt auszufüllen; er war doch von dem Arme eines, wenn auch unwürdigen, Freundes umschlossen, er erwartete doch den Gruß einer ihm zugehörigen Seele, wenn auch unter der Form von Prügeln! Du nur, armer Leim, bist ausgestrichen aus dem Buche des Lebens; an Dir nur geht alle Kreatur gleichgültig

oder höhnisch vorüber; Du nur bist das ausgesezte Kind des Vaters im Himmel. Ach, wer möchte mit ruhigem Herzen jenen Zustand nachfühlen, wo zwischen zwei Pulsschlägen eine Ewigkeit liegt, und der Geist ohne Empfindung des Anfangs, noch des Endes zwischen zwei Nächten steht, ohne Trieb und ohne Hoffnung, sich zu retten! — Zum Glücke jedoch dauern solche vernichtende Stimmungen ebensowenig, als die verzückten. Sie lösen sich erst in die tiefe bleierne Gefühllosigkeit, und endlich, endlich springt unter dem lastenden Wüsten-Sand die liebliche, bittersüße Quelle des unendlichen Wehs, des ergebungsvollen Sterbegefühls. So ward es auch dem Leim zu Muthe, als nach und nach durch die Abendstille vernehmlich die feierlichen Töne eines Requiems herniederdrangen, welches oben die Priester an dem Bette des verstorbenen Hausbesitzers anstimmten. Der Leim fragte nichts nach den Worten; er würde sie nicht verstanden haben, wenn er sie gehört hätte. Aber selig, himmlisch bewegt gab er sich dem Strom der Töne dahin, aus denen ihm Engel auftauchten, und Bilder einer höheren Welt im Dämmerlichte emporstiegen. Wie mütterliche oder schwesterliche Arme schlangen sich jene Melodieen um sein Herz; wie auf einem weichen Schooße glaubte er darauf auszuruhen; sie schlugen ihm Augen

auf, sie neigten sich zu ihm nieder, sie streichelten ihm die Haare von der Stirne, fragten ihn: „was fehlt Dir?“ und sagten zu ihm: „Weine nicht!“ — oder lieber noch: „Weine! Weine!“ Zugleich fiel ihm ein, wie oft sein Vater mit tiefer Rührung das Lied gebetet hatte: Befiehl Du Deine Wege — und ohne Bedenken legte er dieses einfache protestantische Lied der vollen katholischen Hymne unter, die ihn so mächtig ergriff. Endlich sank er ermattet auf einen Stuhl, und schlief ein. Seliger Schlaf eines Herzens, das den ewigen Frieden hat. Da wird jedesmal das Wort wahr: das Alte ist vergangen, und Gott macht Alles neu! —

Wir müssen uns nun aber wieder vor die Thüre zu der Menge begeben, welche weder den Frieden Gottes, noch den der Welt hat. Die Zurückkunft des Kaisers hat dieselbe nicht getröstet; denn daraus war nicht das Geringste zu erklären; ja er wurde jezt nicht einmal mehr ganz so herzlich bewillkommt, wie vorher. Auch der zweite Zug war nicht befriedigender. Zwar, wäre der Vater der Mariandl allein gekommen, er wäre zerrissen worden von ungestümmen Fragen; aber leider kam er in Begleitung des hohen peinlichen Gerichts, worauf die Menge nur scheue Blicke warf. Man ließ ihn durch und begnügte sich mit der Verwunderung

darüber, daß der Rath, der sonst im Beamtenstolze seines Gleichen suchte, so viele Complimente mit dem Leibschreiner wechselte. Der Zwirn jedoch gab einige Ausbeute. Dieser konnte nie schweigen; jezt hätte er, wenn er zehn Zungen gehabt hätte, mit allen zehen reden müssen. Er blieb etwas hinter dem Zuge zurück und wurde nun sogleich umringt und mit Fragen bestürmt. Das war sein Element. An ein Durchkommen war auch gar nicht mehr zu denken. O Wonne! Ohne sein eigenes Zuthun war er diesmal der Mann des Volks. Er brauchte sich nicht mit unaufhörlichen Höflichkeiten zu verunköstigen, zu tausend Listen seine Zuflucht zu nehmen, sich tausend Demüthigungen gefallen zu lassen, um sich in die Mitte der Ereignisse hineinzuschwatzen. Nein; jezt ging es in einem erhabenen Style. Es hieß nun: Aller Augen warten auf Dich, Herr! Ja, und vornehm genug ließ sich der Schneider an. Erst nickte er nur unaufhörlich mit dem Kopfe, lächelte bedeutungsvoll, stieß salbungsvolle Interjectionen aus, reichte dem einen oder andern die Hand. „Ja! meine Mitbürger und Freunde," sagte er, „Wer's Glück hat." — Oder: „Sr. Majestät zerfloßen in Gnade." Oder: „Man muß nur mit den großen Herrn zu reden wissen, populär; populär; man muß sich nur gleich das rechte Air geben."

— „Ach," rief er dann wieder und blickte dabei zum Himmel, „wenn Ihr gehört hättet, wie er mich ansah, wenn Ihr es gesehen hättet, was er mit mir sprach! Seht, so! — Aber nein! Es war zu schön, zu erhaben! Ich will ein Fiakergaul seyn, wenn ich's nachmache." Natürlich reizten alle diese geheimnißreichen Andeutungen die Neugier noch mehr. Der Sturm ging von Neuem los. Nun stellte sich der Zwirn, als wollte er Allen antworten, drehte sich wie ein Kreisel um, fuhr mit dem Oberleib auf und ab wie eine tauchende Ente, neigte sich rechts und links und bewegte die Lippen mit reißender Schnelligkeit, so daß es schien, als spräche er mit jedem und nach allen Seiten, ohne daß doch irgend Jemand auch nur ein Wörtchen von ihm habhaft werden konnte. So ermüdete er die Menge, die schon von dem langen Stehen aufgerieben war, und ganz zu rechter Zeit warf er jezt in den allgemeinen Wirrwarr den Vorschlag hinein, sie sollten sammt und sonders zum Sperl gehen, dort wollte er ihnen alles erzählen. Der Vorschlag wurde von den Meisten mit Begeisterung ergriffen, und der Zwirn fast auf den Händen davongetragen. Was noch gut auf den Beinen war, das folgte seiner Fahne; nur die Alten und Gebrechlichen blieben zurück. — Es wäre aber zu langweilig, dem

Strom der Lügen, welche der Zwirn nunmehr Preis gab, nachschwimmen zu wollen. Die Hauptsache war, daß der Kaiser den Wunsch geäußert habe, eine ganz neue Art von Kaffeehaus errichtet zu sehen, worin nur die Herren zu zahlen hätten, das Volk aber umsonst zechen könnte; der edle Monarch habe zu diesem populären Unternehmen lange einen speculativen Kopf gesucht; er habe diesen nun in ihm, dem Zwirn, gefunden, welcher zugleich durch die Heirath der schönen Mariandl einen trefflichen Fond zur Verfügung erhalte; der Kaiser habe eine ganz unmäßige Freude an ihm gehabt, und ihn zugleich aufgefordert, durch seinen Witz der Sache einen größern Glanz zu geben, insofern er nämlich durch allerlei Schwänke, Possen, mimische Darstellungen, Nachahmung von Bestien u. dgl. die Gesellschaft erheitern könnte, wofür ihm denn der Kaiser, neben einer ansehnlichen Unterstützung von Geld, den Titel eines lustigen Volksraths von Wien gnädigst zugesagt habe. Wirklich wußte der Zwirn sein Gemälde sehr kunstreich auszuführen. Die ersten Umrisse warf er so leicht und spielend hin, und hieb dabei so wenig über die Schnur des gemeinen Menschenverstandes, daß ihm Jedermann glauben mußte. Nachdem aber einmal der Grund gelegt war, und die Einbildungskraft der Zuhörer

selbst in Zug kam, so durfte er es schon wagen, bald hier, bald dort über den Rand hinauszuzeichnen, Auswüchse und abenteuerliche Konturen anzubringen; er wußte dabei so geschickt die Gedanken der aufgeregten Hörer aufzufangen, daß bald das Gemälde nicht mehr durch ihn, sondern durch diese weitergeführt zu werden schien. Wenn er die grellsten Farben auftrug, so hatte er oft den Pinsel nur in die glühende Phantasie eines begeisterten Fiakers getaucht. So konnte er denn zulezt ganz ohne Sorgen über dem vollendeten Kunstwerke die Sonne der wahren und wahrhaftigen Narrheit in vollem Glanze aufgehen lassen. Die gläubige Gemeinde war schon im Stadium der Schwärmerei, und Bier und Branntwein erhielten das Delirium gehörig im Fluß. Der Zwirn gab als Vorschmack schon seine besten Narrenstreiche Preis. Bald ahmte er die Gebärden des Raths nach, bald die der betrunkenen Gerichtsdiener; dann tanzte er auf dem Tisch, machte mit der Zunge ein Feuerwerk, stellte eine klappernde Mühle dar, pfiff und sang, wie verschiedene Vögel, machte einen Katzenbuckel und was dergleichen mehr war. Ja er gab sosehr seine besten Karten aus, daß er, wäre das Project wirklich zu Stande gekommen, unmöglich mehr den Reiz der Neuheit hätte haben können. Und wie er mit seinem Geist verschwen-

derisch war, so war er es auch mit seinem Gelde. Er hatte zwar Anfangs — so lang er noch bei guter Vernunft war und an die heillose Enterbung dachte — es darauf anlegen wollen, daß seine Gemeinde ihn freihielte. Allein dieser Plan ward vereitelt. Nicht als ob die dankbaren Zuhörer nicht gerne für den vortrefflichen Volksmann ihren lezten Heller hingegeben hätten, gewiß das hätten sie gethan, wenn sie nur etwas gehabt hätten; aber gesezt auch, sie hätten etwas gehabt und für den Zwirn bezahlen wollen, so hätte nunmehr, da er im Rosenäther der Feeenwelt schwamm, seine sosehr auf das Noble gerichtete Gesinnung es ihm niemals mehr zugelassen, von ihnen etwas anzunehmen. Vielmehr war es ihm jezt die höchste Angelegenheit, im Gegentheil für seine Zuhörer zu bezahlen. Und wirklich gab nun er seinen lezten Heller hin, buchstäblich. Was verschlug ihm auch nun seine Enterbung? War er nicht der Bräutigam der reichen Mariandl? War er nicht ein angebeteter Patriot? War er nicht der Besitzer ausgedehnter Cichorien-Pflanzungen? Der Inhaber eines populären Etablissements? Der Dienstherr aller schönen Mädchen aus Steiermark und dem Lande ob der Ens? War er nicht der kaiserlich privilegirte lustige Volksrath von Wien? Denn gewiß, wenn Einer in der Gesellschaft an die Bä-

ren, die er den Andern aufgebunden hatte, glaubte, und zwar mit allen Kräften und dem ganzen Gemüth glaubte, so war er es. Nach Hause kam er in dieser Nacht nicht mehr.

Der Meister war an diesem Abende in seiner Weise nicht weniger vergnügt, als der Zwirn. Es ist schon erzählt, daß ihn der Rath zu Tische geladen hatte. Ob zwar der Vater der Mariandl sich selber nicht eben geringschätzte, ja sogar allenfalls einem wirklichen k. Hofrath an die Seite zu stellen kaum Bedenken getragen hätte, so war ihm doch von Jugend auf der Unterschied der Stände so sehr eingeprägt, daß er im einzelnen Falle immer wieder zu einem Beamten sich in das Verhältniß der Devotion stellte und die Herablassung einer Behörde mit tiefer Dankbarkeit aufnahm. Hier aber hatte er dem Richter noch überdies sein ungestümmes Betragen im Zwirnischen Hause, wozu ihm derselbe doch zunächst keine Veranlassung gegeben hatte, im Stillen abzubitten. Dadurch wurde er noch viel geschmeidiger, ergebener und gerührter. So eilte er denn voller Freuden nach Hause, um seinen Staat anzulegen. Er fand seine Tochter nicht; sie sey ausgegangen, sagte man ihm; was ihn verwunderte, nachdem er sie am Nachmittag so zerbrochen an Leib und Seele verlassen hatte. Wahrlich, er kam aus

dem Mädchen nicht; er sah, sie verhehle ihm etwas, sie habe kein Vertrauen zu ihm. Kopfschüttelnd ging er nach seinem Schranke. Es war ihm ärgerlich, seinen Putz allein besorgen zu müssen; denn in solchen Fällen war ihm das freundliche, hilfreiche, gewandte, von Scherzen sprudelnde Kind fast unentbehrlich geworden. Nun wollte nichts recht gelingen. Die Schnallenschuhe waren staubig; er brachte die Stiefel nicht gut herunter, und bekam von der heftigen Anstrengung den Krampf im Fuße. Dabei stieg ihm das Blut zu Kopfe, und ein Schweiß brach aus. Nun fürchtete er sich, beim Umkleiden einen Rheumatismus zu bekommen; er mußte erst alle Fenster schließen und eine Zeitlang unthätig sitzen. Dann fehlte wieder an den Beinkleidern eine Schnalle; er trommelte die Dienstboten zusammen, sie zu suchen; aber Niemand war orientirt, da die Mariandl seine Garderobe in höchsteigener Verwaltung hatte. Endlich fand sich, daß er die Schnalle die ganze Zeit über selbst in der Hand gehabt hatte. Das Binden des Halstuchs war noch das Allerschwierigste. Zulezt brachte er noch glücklich eine ziemlich antike Rose zuwege. Nun war er bis auf den Ueberrock fertig. Er griff nach dem Staatskleid. Himmel! da fand er fast alle Knöpfe abgesprungen; alles voll Falten, als wär' es noch kürzlich gebraucht worden;

ja oben in einem Aermel hing eine weibliche Bandschleife. Er sah genauer hin; es war eine Bandschleife, die er noch jüngst der Mariandl geschenkt hatte. Kein Zweifel, die Mariandl hatte den Rock getragen. Er fuhr hastig in alle Taschen. Richtig. In der einen findet er ein Zettelchen ohne Ueberschrift. Der Inhalt ist: „Kommen Sie, beste Mariandl, heute Abend in die Werkstatt; da treffen Sie den Leim — ich sag' Ihnen, in einem Zustand, daß Ihr Herz hüpfen soll. Daß nur der Alte nichts erfährt!" Ha! Nun war kein Zweifel! Nächtliche Zusammenkünfte des Leim mit seiner Tochter! Er schellte wie besessen. Das ganze Haus lief zusammen. Er wollte einen nach dem Andern examiniren, und wenigstens ein jüngstes Gericht halten. Einige Fragen that er auch wirklich, und die Antworten, da Niemand wußte, was er wollte, verwirrten ihn wo möglich noch mehr. Allein nun ertönte die achte Stunde vom Stephan herab. Es war die höchste Zeit, zu dem Rathe zu gehen! ja der Meister hielt es für ein Verbrechen, nur eine Minute zu spät zu kommen. Er riß daher eiligst das nächste beste Kleid aus dem Schranke, fuhr hinein, erst verkehrt, dann recht, nahm Hut und Stock und stürmte, finstre Wolken auf seiner Stirne, an seinen Hausgenossen vorüber, die Treppe hinab. Auf der Straße

wollte er sich weiter besinnen; aber er merkte mit Schrecken, daß ihn die trüben Gedanken vom rechten Weg abbrachten. Er suchte sich daher lauter angenehme Dinge vorzustellen, Tische von Mahagoniholz, den Duft von Braten, den Geruch entsiegelter Flaschen, das Gesicht des Kaisers, alle Freundinnen seiner Tochter; so bugsirte er sich mit Mühe und Noth in den Hafen, wo er heute nach langer Irrfahrt ausruhen sollte. Nachdem er aber dort einmal eingelaufen war, hatte er mit dem Abtackeln und Ankerlegen und Aufziehen der verschiedenen Höflichkeitsflaggen so viel zu thun, daß er gar keine Zeit mehr fand, an sein Hauskreuz zu denken. Der Rath war, wie alle Hagestolzen, ein trefflicher Wirth, und sein Keller namentlich erhielt die dankbarste Anerkennung von seinem neuen Freunde. Es dauerte zwar einige Zeit, bis der Meister in das Geleis einer ungenirten Lustigkeit kam. Dann aber war er gar nicht wieder herauszubringen. Die Stunden verflogen ihm wie Minuten, und das Gebirg seiner Person senkte sich immer tiefer in den fetten, fruchtbaren Boden der richterlichen Abendtafel ein, ja zulezt wurde er sogar zum Vulkan und warf Witzfunken, ja ganze Flammenbüschel aus, wodurch er seinerseits die allgemeine Heiterkeit dankbar vermehrte. Der Geburtstag der Mariandl

war schon lange angebrochen, als er endlich sein Haus, seine Schlafstube und sein Bett suchte. Uebrigens ging diese Heimfahrt nicht auf's Schnellste von Statten. Denn vergebens, daß er mit angestrengtester Seele die Augen auf den Stephansthurm zu richten suchte. Bald sah er denselben gar nicht, bald an mehreren Orten zugleich, nach verschiedenen Himmelsgegenden. Er merkte endlich, daß entweder die Stadt Wien oder er selbst sich im Kreise drehen müßte. Deshalb beschloß er auf die Bastei zu gehen, weil er von dort freiere Aussicht zu haben hoffte; und von den Vorstädten mußte er doch die Stadt selbst unterscheiden können. Auf der Bastei angekommen, sah er weiße Gestalten hinter sich herschleichen, welche er im ersten Schrecken für Gespenster hielt, er entfloh daher, kam aber unglücklicherweise, statt in die Stadt, auf's Glacis. Dort hörte er eine Nachtigall schlagen, was ihn so sehr rührte, daß er sich auf eine Bank niedersezte und einschlief. Allein er erwachte an einem sonderbaren Gefühle — o Pein! das Gespenst saß auf seinem Schooße. Er erhob ein furchtbares Geschrei, und wie ein Reh flog die weiße Gestalt davon. Nun hatte er im Schlafe seinen Stock fallen lassen und hielt eine Zeitlang einen jungen Baum dafür, dem die Aeste gekappt waren; diesen suchte er mit Macht aus

dem Boden zu reißen, so lange, bis er selbst auf den Boden fiel, und zwar mit der Nase auf seinen Stock. Der Fall brachte ihn wieder zur Besinnung und nun hinkte er, so gut es gehen mochte, nach Hause, bemerkte nun auch, daß der Stephansthurm noch am alten Platze stand, daß aber sein eigner Kopf etwas schwer war. Nach der Mariandl zu fragen, war es zu spät. Hätte er übrigens die Augen recht offen gehabt, so hätte er bemerkt, daß das Mädchen noch Licht hatte. Nun, es kümmerte ihn wenig, und er war froh, endlich weich zu liegen; auch schnarchte er schon, ehe er nur Zeit gehabt hatte, den einen Fuß völlig unter die Decke hereinzuziehen.

Wirklich, — die schöne Mariandl wachte noch; und gewiß nicht glücklicher als der Leim, wenn schon ihr Schmerz nicht so vernichtender Art war. Sie glaubte sich doch nur einfach von ihrem Geliebten verlassen; sie hielt sich nicht für ausgestoßen aus aller Welt, für gebrandmarkt mit Schmach; ja sie wußte nicht einmal, daß ihr Vater auch nur einen leisen Argwohn gegen sie hege. Aber ach! war sie darum weniger zu beklagen? Wenn sie auch ihren Vater, ihre Freundinnen sich nach wie vor gleich geneigt wußte, wenn auch ihr Leben in dem gewohnten Zuge fortzugehen und in so vielen

Beziehungen beneidenswerth zu seyn schien, — was galt denn dies alles gegen den einzigen Gedanken, daß der Geliebte entflohen sey? Floz nicht aller freudige Besitz, den sie sich an den Fingern zusammenrechnen konnte, gegen das pressende Gewicht dieser einzigen bittern Empfindung wie Spreu im Winde auf? o wohl glücklich, wer die Liebe nicht kennt! Er freut sich an den Rosen, die den Liebenden mit höhnischen Dornen stechen; er ißt von dem Baume des Lebens, und sieht die Schlange nicht, vor der dem Liebenden graut; er nippt fröhlich den Schaum des Bechers und denkt nicht an die bittre Hefe, die der Liebende in tieferen Zügen mit hinunter schlürft. Glücklich, wer die Liebe nicht kennt! Er wandelt durch das Paradies, wie ein fröhliches Kind, während der Liebende mit geschlossenen Augen dort sizt und schmerzlich um das verlorene Paradies seiner Seele klagt; er wirft sich freudig in die glänzende Welt, die der Liebende gleichgültig dahingibt um das Dämmerbild einer noch ungewissen Ferne; er sucht mit ganzer Seele den Genuß, dessen Pein der Liebende verzweifelnd beweint. Und doch unendlich glücklicher, wer die Liebe kennt, und hätte sie ihn auch auf's Schmerzlichste betrogen! Was ist denn jene leuchtende Hoffnung, die Dich nach tausend und abertausend Straßen zieht, und Dir

am Ziele keine Heimath zeigt? Was sind jene Bäume, jene Blumen und Bäche, die Dir stumm sind, das Geheimniß des Paradieses Dir nicht vertrauen? Was ist denn jener glänzende Genuß, den Du mit Allen theilst, der nicht aus einer verwandten Seele Dir wiedergespiegelt wird? — Ja weine, arme Mariandl! Weine! Aber empfinde es zugleich recht tief, wie Du die heitere, aber leere Seele der reichen Bürgerstochter um Alles nicht wieder zurücktauschen möchtest gegen die trostlose, an der Liebe zu dem armen, verachteten Sohne des Erzgebirgs verblutende Seele! Und allerdings vermischten Schmerz und Freude sich wunderbar in der Empfindung des Mädchens. Sie war heute, nachdem sie aus jener kläglichen Lethargie erwacht war, zu einer ihrer Freundinnen, der Tochter des Aufsehers bei der Esterhazyschen Gemäldegallerie, gelaufen. Sie hatte es endlich über sich gebracht und diesem Mädchen, die sie als eine redliche Seele kannte, ihr ganzes Herz ausgeschüttet. Schon dadurch war ihr Schmerz um ein Gutes leichter geworden. Noch weit tröstlicher war, was ihr nun die Freundin erzählte, von den stillen Besuchen, welche der Leim oftmals in der Gallerie gemacht, wie er dort oft stundenlang nur das Bild, welches der Mariandl glich, angeschaut, wie er dies sogar mehr als einmal abzuzeichnen

versucht habe. Ach! und als nun das Mädchen einige dieser Zeichnungen hervorbrachte, als der Mariandl, zwar unvollkommen, aber unverkennbar ihre eigenen Züge, von der Hand des Geliebten nachgebildet, entgegensahen, wie fiel sie in stummem Entzücken dem Mädchen um den Hals, wie drückte sie dieselbe schluchzend an ihre Brust! Ja, was auch jezt über sie ergehen mochte, sie wußte es nun doch, sie war geliebt worden von dem, den sie liebte, der ihr Alles war. Schöner Taumel eines Herzens, das im Arme der Freundschaft, der Seligkeit der Liebe sich bewußt wird! Die Stunden der beglückten Liebe selbst gleichen diesen nicht an reinem harmonischem Genuß, an inniger Herzempfindlichkeit, an tiefem, beschließendem Frieden. Wie viel hatten sich die Freundinnen nun zu sagen und zu erzählen! Welche unendliche Fülle bot die Zukunft ihren süßen Träumereien! Wie schnell wurden jezt tausend Möglichkeiten ausgefunden, wie sich Alles noch zum Besten kehren könnte! Wie leicht schien es nun, den harten Sinn des stolzen Vaters zu brechen! Wohl sträubte sich erst die Mariandl, der Hand der Freundin auf dem schwankenden Boden der Hoffnung zu folgen. Aber die ersten Tritte waren so lieblich; sie fühlte sich so himmlisch gewiegt; die treuen, herzlichen Wünsche der Freundin

drängten sich als eben so viele sichere Bürgschaften für die Erfüllung auf. Ohne es zu wollen und zu wissen, hatte sich die Mariandl bald in dem goldenen Netze gefangen; und als sie nun schied, da schien ein leiser Hauch dieses Netz aufzuheben und langsam immer weiter und weiter zu dehnen, bis es in den unendlichen, sternbesäeten Himmel verschwamm. Aber leider konnte dieser holde Taumel nicht dauern. Der Schritt über die Schwelle des Hauses erinnerte die Arme sogleich wieder an den Zorn des Vaters, an die räthselhafte Abwesenheit des Geliebten. Der Schmerz, wenn auch minder stürmisch, kehrte wieder. Sie sezte sich auf ihrem Bette nieder und sah das Licht vor sich herunterbrennen. Aengstlich lauschte sie, ob sie die Thüre nicht gehen hörte; wie oft fragte sie nach dem Leim, und kehrte unbefriedigt in die alte Stellung zurück! Er kam nicht. Endlich schlug die Stunde, die ihren Geburtstag verkündete. Ach! nun brach alles Leid in einem Strome von Thränen nieder, die sie nicht zu hemmen, noch zu trocknen versuchte. Unbeweglich blieb sie sitzen, die Haare vorgefallen, die Hände im Schooß, eine thaubeschwerte Lilie. Und als endlich Schlaf auf ihre Augen kam, röthete der Osten sich schon und ein frischer Wind

wehte über die Stadt her, von dem man noch nicht wußte, ob er Leid oder Freud bringen werde.

So begann denn der Geburtstag der schönen Mariandl für alle Personen dieser Geschichte auf eine höchst verschiedene Weise, und es ist nicht mehr nöthig, die verschiedenen Empfindungen zu schildern, mit denen sie alle ihr Tagewerk anfingen. Zuerst erschien im Hause des Meisters der lustige Volksrath, um Beschlag auf das Leopoldstädter Miniaturtheater zu legen, und auf dasselbe hin ein Carmen zu kleben, welches er diesen Morgen zwischen Schlafen und Wachen, wo er solche Dinge immer abthat, zur Beschämung der Herrn Grillparzer, Bauernfeld ꝛc. sehr rasch verfertigt hatte. Er gähnte zwar merklich bei diesem Geschäfte und hatte sich um anderthalb Stunden verspätet; aber er hörte doch, daß sowohl die Mariandl, als ihr Vater noch zu Hause seyen und daß so eben der Leztere seine Tochter zu sich hineingerufen habe. Er beschloß daher, in der Restauration gegenüber einige Seidel Wein und etwas Senf und Cayennepfeffer zu sich zu nehmen, um sich in einen vorwurfsfreien, gewandten, feurigen Bräutigamszustand zu versetzen. Geld hatte er zwar nicht mehr vorräthig, aber um so mehr Credit als Patriot, und der Sohn des Restaurateurs war gestern unter sei-

nen begeistertsten Zuhörern gewesen. Er ging daher mit großer Selbstzufriedenheit hinüber, that das Seinige und besann sich auf die größtmöglichsten Artigkeiten gegen seine Künftige. — Abermals als sein vollkommenes Gegenbild saß im Nebenzimmer der Leim vor einer kalten Tasse Kaffee, die er schon seit drei Stunden vor sich stehen hatte, ohne sie zu berühren. Er war hieher, an den Schauplatz seiner lezten Hoffnungen, gekommen, um noch einmal das Haus der Mariandl zu betrachten und sich tief ins Herz zu prägen, ja, wenn ihm das Glück hold wäre, die Geliebte selbst noch einmal, mindestens aus der Ferne, zu sehen. O er hatte noch einen schweren Kampf durchzumachen. Gestern schien es ihm so leicht, so natürlich, die Stadt auf ewig zu verlassen und ihrer nicht mehr zu gedenken; im fremden Hause, in der Dämmerung, allein, hatte er jedes bestimmte Bild hinter dem Schleier der vernichtenden Wehmuth verloren. Jezt sah er die Straße wieder, er sah das Haus, in dem er so viel Süßes erlebt, so manch' seliger Hoffnung sich hingegeben hatte, er sah das Fenster, aus dem jeden Augenblick das theure Mädchen zu ihm herüberschauen konnte. Konnte er von diesem Bilde scheiden? Ja, wenn die Mariandl nun schwermüthig herausschauen sollte

— mußte er hier nicht festgezaubert bleiben? War er es nicht jezt schon? Und doch, gehen mußt' er, gehen wollt' er. Aber sollt' er sie denn gar nicht mehr sehen, wenn sie nun nicht mehr am Fenster erschien? Sollte er ohne diesen schmerzlichen Segen in die öde kalte Fremde hinauswandern? Nein, er mußte noch einmal über die Schwelle treten, mußte noch einmal dem süßen Auge begegnen, noch einmal die theure Stimme hören. Kostete es, was es wollte, er mußte es darauf wagen, von ihrem Vater noch eine elendere Begegnung zu erfahren. Das Unglück macht plötzlich stark; es wirft die kleinlichen Schranken der täglichen Gewöhnung nieder; und, wie es den innern Menschen erst recht entwickelt, so taucht es auch das neugeborene Kind sogleich in ein kaltes, stählendes Bad, indem es seiner Kraft sich bewußt wird. Den Meister fürchtete daher der Leim nicht mehr. Aber wie? Konnte sein Anblick nicht der Mariandl selbst eine bittere Minute machen? War er ihr vielleicht nicht jezt schon als ein Elender, Nichtswürdiger gemalt? Haßte sie ihn nicht? — Nun, auch das Schrecklichste fühlte er Kraft zu tragen, einen verachtenden Blick von ihr auszuhalten. Und es lebte ja in ihm die leise Hoffnung, daß sie wenigstens ihn milder beurtheilen, daß sie wenigstens noch einen Funken von Glau-

ben an ihn haben werde. Je mehr er sich in dieser Ahnung stärkte, um so vollkommener rang er sich aus der Gefangenschaft seiner Schmerzen los; mehr und mehr gewann er sich selbst wieder; unter dem Drucke des auf ihm lastenden Verhängnisses richtete seine unschuldige Seele sich empor, und fühlte sich rein, sie tröstete sich in ihrem inneren Frieden, und ließ sich nicht demüthigen. Die Sprüche fielen ihm wieder ein, die ihn sein Vater gelehrt hatte; alte einfältige Sprüche, aber von heiliger Kraft; und nun erst fühlte er, wie solchen Worten ein lebendiger Athem inwohnt, daß sie gleichsam Flügel schlagen in der Brust, und die Seele mit sich hinaufreißen in den reineren Aether. Zum ersten Mal ward er sich jezt seiner Männlichkeit bewußt; er wagte es, sich in Gedanken kühn dem Meister selbst gegenüber zu stellen, und an demselben zu messen. Denn der Meister hatte ihm Unrecht gethan; er hatte sich von einer unvernünftigen Leidenschaft gegen ihn hinreißen lassen; er hatte dem Meister etwas zu vergeben. Betrübniß und Freude lagen zugleich in diesem Gedanken. Denn wohl war jene kindliche Verehrung, die er gegen den Vater der Mariandl gehegt hatte, dahin; aber zugleich fühlte er sich selbst der Stufe näher gerückt, ja auf ihr angekommen, die ihm noch jüngst so hoch und ferne gedäucht

hatte. Durfte er nun aber schweigen, und den Meister auf seinem traurigen Glauben lassen? Nimmermehr! Er wollte und mußte sich reinigen; ob ihn nun der Meister anhören würde oder nicht! — also wieder ein Grund, die Mariandl noch einmal zu sehen! Wie klug, wie mächtig ist die Leidenschaft! Sie kennt und braucht alle Register der Seele, und sie zwingt das Schicksal selbst, ihr die Bälge zu treten. — Der Leim war zu vertieft in seinen Gedanken, als daß er den Zwirn hätte gewahr werden sollen, der übrigens nur durch eine halbe, mit Staketen versehene Breterwand von ihm getrennt war, und seine Zunge nicht schonte, weder im Reden noch im Trinken. Um so besser sah er aber endlich den Zwirn über die Straße und in die Werkstatt hineingehen, sah dann, wie er dort, begleitet von zwei Trägern, mit dem Leopoldstädter Theater wieder herauskam, und in die Hauptthür' einging. So tief der Leim resignirt hatte, so weit er sich von allen Rückfällen gesichert glaubte, — er konnte sich eines Stichs in's Herz doch nicht erwehren, als er dieses Denkmal seiner Liebe, dieses unwidersprechliche Zeugniß seines nur der Mariandl geweihten Lebens unten vorübertragen sah. Er konnte sich einbilden, daß jezt der Mariandl bescheert, daß auch seine Arbeit ihr übergeben würde. O bitterer Augenblick!

Diesen wollte er vorübergehen lassen. Dann aber wollte er nicht mehr zaudern, der lezten schönen Stunde seines Lebens entgegen zu gehen. — Ehe nun die Fremden zu den Hausbewohnern treten, haben wir noch zu berichten, was unter vier Augen von Vater und Tochter verhandelt wurde. Der Alte war in einem etwas verkehrten Zustand aufgewacht; er konnte weder seine Augen recht öffnen, noch seine Gedanken recht zusammenbringen. Nur der Gedanke, daß sein Kind von einem revolutionären Kezer elendiglich verführt sey, sumste ihm wie eine Bremse durch's Hirn. Er meinte daher, es sey keine Zeit zu verlieren, und er müsse noch heute die Liebe zu dem Leim mit Stumpf und Stiel bei seinem Mädel ausrotten. Nun dauerte es freilich lange, bis er endlich aus den Federn war und sich entschließen konnte, sich zu waschen und anzukleiden. Er hoffte, er würde indessen zum vollen Gebrauch seiner fünf Sinne kommen, und machte hin und her Plane, wie er das Herz der Mariandl behobeln wollte. Leider versank er immer wieder in's Gähnen, wenn er oft schon im besten Zuge war. Zulezt meinte er, an der väterlichen Autorität selbst einen gehörigen Stüzpunkt zu haben, zog seine Beinkleider fester an, nahm einen Zug extrait d'absinthe, kämmte sich seine Löwen-Mähne ausdrucksvoller, warf

sich in die Brust, und schritt mächtig hinüber auf das Zimmer seiner Tochter. Diese war kaum vorher aus einem unruhigen Schlummer erwacht, und die heiße Juli-Sonne, die schon brütend im Zimmer lag, gab ihr wenig Erholung auf die unersprießliche Nacht. Sie wagte keiner Hoffnung sich hinzugeben, aber auch der Gram hatte keine Macht über sie; sie zog sich gleichgültig hin zwischen Wunsch und Entsagung und kleidete sich langsam an. Erst die Erscheinung des Vaters brachte sie zur Besinnung. Er grüßte sie mürrisch und trat ans Fenster, indem er ihr den Rücken zuwandte. Wollte er sie nicht erschrecken durch das Uebermaaß seines Ingrimms, oder hatte er nicht mehr den vollen Muth, sie anzugreifen? Das Mädchen kannte seine Taktik; sie schwieg stille und überließ ihm für's Erste das Schlachtfeld. Erst brummte er nun etwas von ungerathenen Kindern, sagte, er wisse Alles, läugnen helfe zu nichts, und er werde kurzen Prozeß machen. Die Mariandl schwieg noch immer. Nun stampfte er mit dem Fuß und trommelte heftig an den Scheiben, er fuhr nun geradezu damit heraus, sie wäre eine schlechte Creatur, habe ihren Vater betrogen, Schande auf sein graues Haar gebracht. „Nein," sagte die Mariandl einfach. Plötzlich drehte der Alte sich um, fuhr rasch mit der Hand in die Tasche, um den

verhängnißvollen Zettel hervorzulangen. „Wer hat das geschrieben?" donnerte er an das Mädchen hin, indem er ihr das Papier dicht vor die Augen hielt. „Jesus! meine selige Mutter!" schrie die Mariandl und hielt sich am Stuhle. Der Meister schrack zusammen, als sähe er ein Gespenst, und aus dem Papier fiel ein Myrthenkränzchen zu Boden. Die Mariandl hob das Kränzchen auf und drückte schweigend einen Kuß darauf. Nun merkte der Alte, daß er in die unrechte Tasche gefahren sey; dieses Kränzlein, welches seine selige Frau bei der Hochzeit getragen hatte, hatte er gleichfalls zu sich gesteckt, um es der Mariandl, wenn er sie folgsam fände, zum Geburtstag zu schenken. Das darübergeschlagene Papier war ein Briefchen, das ihm die Selige noch am Hochzeitmorgen geschrieben hatte. Den Henker auch! Nun war er gerührt, und wollte doch mit Gewalt zornig seyn. Er suchte in der andern Tasche, fand aber auch hier den Zettel nicht; freilich, weil er ihn gestern in der ersten Wuth zerrissen hatte. Er wußte sich nicht mehr zu helfen, als mit einem derben Gewaltstreich. „Kurz und gut," sagte er, und zog die Stirne dazu in Falten, so drohend er konnte. „Den Leim siehst Du mir nicht mehr an! An den Leim denkst Du mir nicht mehr. Und von Heirathen ist gar

nicht die Rede. Das sag ich Dir jezt bei meinem väterlichen Fluch!" „Ist denn der Leim noch hier?" fragte das Mädchen, und ihr Puls schlug rascher. „Gott straf' ihn," antwortete der Alte; „ja, er ist noch hier, aber über die Schwelle soll er mir nicht mehr, der Elende!" Die Mariandl sah ihn ungläubig an: „Ich versteh' Euch nicht, Vater. Was ist denn geschehen?" Die Nachricht, daß der Leim noch da sey, hatte sie schnell über alle Dornen und Nesseln hinaus mitten in den Blumengarten der Liebesseligkeit gehoben; nun war ihr alles Uebrige gleichgültig, sie achtete jedes Hinderniß nur für Schatten und Nebel, die ohnmächtig gegen die siegreiche Sonne kämpfen. „Was geschehen ist?" murrte der Alte: „angepackt hat er mich." Die Mariandl schüttelte das Köpfchen. „Ja, angepackt! Du willst's nicht glauben? Schon gut! Du bist mit ihm einverstanden. Du bist seine Creatur. Du bist so schlecht, wie er! Aber glaub's, oder glaub's nicht! Empör' Dich nur noch mehr gegen Dein Fleisch und Blut! Ja, so sind die Kinder heutzutage!" „Aber Väterchen!" sagte sie: „angepackt! Du willst mir einen Bären aufbinden. Umarmt wird er Dich haben; Du weißt ja, er ist so sehr ein unbeholfener Mensch." Der Scherz war nicht gut angebracht; er klang dem Alten wie bittrer, scheußlicher Spott. Un-

willig, ja mit Abscheu wandte er sich weg und rief: „Nun seh' ich, daß ich Recht hatte. Es ist gut. Du bist seine Metze. Ich ziehe meine Hand von Dir ab!" Mit diesen Worten wollte er langsam, in großer Würde sich entfernen. Die Mariandl stellte sich aber vor ihn hin, hochaufgerichtet, eine glühende Röthe hatte ihr Gesicht und Hals übergossen; ihr Herz schlug gewaltsam, ihr Athem stockte: „Vater," weiter konnte sie in entsetzlicher Bewegung nicht sagen, und fiel, wie vom Blitz getroffen, an allen Gliedern zitternd und schlotternd, auf die Kniee, daß es schallte. Sie hatte keine Sprache mehr, als den Blick voll unheimlicher Verzweiflung, als die unsichren Arme und Hände, die in hilflosem, rührendem Hilfeflehen an den Kleidern des ingrimmigen Vaters tasteten, ihn zurückhalten wollten und nicht konnten. Er war aber zu aufgebracht, um diesen holden Zorn, diese schöne Verzweiflung der Jungfräulichkeit zu verstehen; er glaubte, das Bewußtseyn der Schuld habe sie niedergeworfen. „Mit mir," sagte er rauh, „spielst Du nicht mehr Comödie, Hexe! Entweder, Du heirathest den Zwirn, oder ich enterbe und verfluche Dich." Damit riß er sich los und ging hinaus. Furchtbarer Augenblick für das Mädchen! Ein zweischneidiges Schwerdt fuhr ihr durch den Busen. Sie wollte dem Vater nach,

und vermochte nicht aufzustehen. Sie war empört über seine Behandlung und schauderte doch vor dem Gedanken seines Fluchs. Jezt entschloß sie sich, seinem Willen sich zu opfern; dann kehrte sich wieder ihr ganzes Herz dagegen um. Und war er denn berechtigt, ein solches Opfer zu verlangen? Und hatte sie denn etwas Böses gethan? O sie wiederholte sich ihr ganzes Leben. Sie fand nichts. Nie war er auch je so hart gewesen. Was konnte denn nun geschehen seyn? Eine grausame Angst beklemmte sie. Sie kämpfte, und wußte nicht einmal bestimmt, gegen was? Und doch stand ihr Glück und Leben auf diesem Kampf. So wand sie sich zermartert, trostlos auf dem Boden. An wen sollte sie sich halten? Der Vater hatte sie in den Staub getreten. Der Geliebte war grausam von ihr getrennt. Da fiel es ihr ein:

Ruf' zu ihm in Deinen Aengsten,
Klage, was Dein Herz beschwert!
Wenn es Dir am allerbängsten,
Wird Dir großer Trost bescheert.

Und wie ein Lichtstrahl zuckte es vor ihr nieder. Kräftig und muthig, als wäre nichts geschehen, erhob sie sich, trat vor ihren Betpult, und sank friedlich in die Kniee. Die Sonne war eben hinter einer Wolke hervorgetreten und fiel blendend auf das silberne Krucifix, daß die Jungfrau die Augen niederschlagen

mußte in den reinen Schooß. Dazu klangen die Glocken vom Stephansthurme herüber, und in den leuchtenden Nebel, der vor den schwimmenden Augen der Beterin sich bewegte, malten ihr freundliche Geister das schöne Antlitz ihrer verstorbenen Mutter hinein.

Ihrem Vater wurde nicht derselbe himmlische Frieden zu Theil. Vielmehr raste die irdische Leidenschaft, nun ganz entbunden, in seinem Busen. Schon die gestrigen Auftritte hatten den Boden bei ihm unterwühlt. Seine Sache war es überhaupt nicht, viel zu prüfen und durch innere Kraft mit sich auf's Reine zu kommen. Wenn ihn einmal der Strom ergriff, so überließ er sich demselben und erwartete, bis ihm von außen ein Damm gesezt wurde. Seit langer Zeit hatte er sich auch dabei ganz wohl befunden. Sonst war ihm seine selige Frau, und seit deren Tode die Mariandl zu Hilfe gekommen. Beide hatten es immer trefflich verstanden, ihn aus der Verwicklung seiner unmuthigen Stimmungen an sanftem Gängelbande zu einer ruhigen Ansicht der Dinge, die sie selbst ihm ganz leise unterschoben, hinüberzuführen. Er hatte dabei nie zu sorgen, zu fragen, zu vergleichen gehabt; er hatte blos austoben dürfen und wußte dann sicher, daß in einem gewissen Moment plötzlich der Sturm schweigen und er aus vollem Herzen

lachen würde. Leider war es nun eben seine freundliche Trösterin, über die er sich so heftig erboste. Und nicht ohne Beziehung auf ihr ebengedachtes schönes Amt, ihn zu erheitern, war es, daß er sie vorhin eine Comödien spielende Hexe genannt hatte. Er schämte sich durch seinen Zorn hindurch, daß er sich so oft von ihr hatte gängeln lassen, der Mann von dem Mädchen, der Vater von der Tochter; er schämte sich, daß er auch jezt noch ihre Gewalt über ihn nicht läugnen konnte; er spürte insgeheim einen schmerzlichen Zug, vertraulich sich ihr zu nähern, und doch hielt ihn sein Stolz grausam zurück; darum hatte er es auch nicht vermocht, ihr die Gründe seines Unmuths deutlich auseinanderzulegen; weil er sich dadurch etwas zu vergeben fürchtete. Zudem waren heute seine Sinne von dem gestern zu viel getrunkenen Weine so dick und düster umnebelt, daß kein lichter, freundlicher Gedanke hereinblitzen konnte. Er hatte genug zu thun, wenn er nur seinen Befehl, den Zwirn zu heirathen, fortwährend unverwandt wie ein Felsstück in Bereitschaft halten wollte, um das Verhältniß zwischen seiner Tochter und dem Leim im rechten Augenblick gehörig damit zerschmettern zu können. Zu guter Stunde kam ihm jezt der Zwirn, der so viel conterbuntes Zeug von Patriotismus, großen Cichorien-

Etablissements, und kaiserlich privilegirten lustigen Volks-räthen auf ihn losschwazte, daß der Löwe seines Zorns sich indessen ruhig sonnen und zum neuen Sprunge ausholen konnte. Der Zwirn zeigte ihm jezt das kleine Leopoldstädter Theater und sagte ihm, daß er solches gekauft habe, um es seiner lieben Künftigen zum Geburtstage zu verehren. Himmel! wie sehr erstaunte der Meister über die kunstreiche, vollendete Arbeit! In der That, das war ein Meisterstück, wie er nicht leicht eines gesehen hatte. Wie schön, wie leicht war Alles gefügt! die Schnitzarbeit, wie köstlich! Welche unendliche Arbeit, welches sinnvolle Studium hatte dazu gehört, bis in's Einzelne herab dies Alles so vollkommen auszuführen, und neben der Zierlichkeit der kleinsten Theile das Ebenmaaß im Ganzen so vollendet zu halten. Wie ein Geyer fuhr er darauf los und konnte sich nicht satt sehen. „Woher hast Du dies? Glücklicher!" rief er und wäre fast dem Zwirn um den Hals gefallen. Dieser schmunzelte und war nahe daran zu sagen, er habe es selbst gemacht. Nein! der Meister konnte nicht zweifeln: einer aus seiner Werkstatt, ein Schüler von ihm, sein bester mußte es verfertigt haben. Denn so kunstvoll wußte man sonst nirgends in Wien zu schnitzen; so glücklich verstand man sonst nirgends die verschiedenen Holzarten

zu verbinden, und nach ihren Eigenthümlichkeiten zu behandeln. „Noch einmal, wer hat dies gemacht?“ der Meister mußte sich im Stillen vor dem Künstler beugen. — „Nun, der Leim! — “ Es wäre schwer zu sagen, welche Wirkung dies Wort, wie ein Donnerschlag niederfallend, auf den Meister hervorbrachte. Und doch, wenn er sich nur besinnen wollte, so konnte er selbst das Werk keinem Andern zuschreiben. Der Leim! Freude, Bewunderung, Neid, Entsetzen stürmten auf einmal auf den Meister ein. Einen solchen Schwiegersohn hatte er sich so oft vom Himmel erfleht. Nun stand der Leim vor ihm da in einem Glanze, der ihn blendete. Und diesen Leim mußte er auf's Tiefste hassen und verachten! Konnte ihm vom Schicksal grausamer mitgespielt werden? Er mußte sich niedersetzen. Der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn. Er konnte nichts mehr reden, nichts mehr denken. Wie ein Wirbelwind ging es ihm im Kopf herum. Das Oberste drehte sich zu Unterst. Er hatte alles Maaß verloren. Liebe und Haß verwirrten sich. Er fluchte dem Leim, indem er ihn bewunderte. Er wäre gerne mit ihm in Compagnie getreten, während er wünschte, ihn am Galgen zu sehen. Kein Wunder, wenn er in ein dumpfes Brüten und Starren versank, das ihm doch noch erlaubte, die allgemeinsten

gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen. Herrlich paßte es in seine Stimmung, daß der Zwirn ihm vorschlug, er wolle ihm eine kleine theatralische Vorstellung preisgeben. Denn dabei konnte er stille sitzen, das treffliche Werk fortwährend beäugeln, und wegen des Weiteren seine Seele dem Himmel befehlen. Der Zwirn wollte aber eigentlich den Alten necken. Er führte ihm die Geschichte auf, wie der Alte mit der Bettscheere in die Werkstatt kommt und den Tanz der heidnischen Göttin Venus mit dem deutschen Riesen Wolfgrambär stört. Die nöthigen Puppen waren vorhanden, und in der Restauration gegenüber hatte sich der Zwirn den Verlauf des ganzen Stücks ausgedacht. Der Hauptspaß war, daß eine ganz abenteuerliche, unermeßlich dicke Pantalonsfigur als Meister auftrat, aus welcher sich später eine hübsche Colombine entwickelte. Der Zwirn wußte nicht, wie gut er hier die Wahrheit traf. Er glaubte wirklich, damals vom Meister geprügelt worden zu seyn, und es kitzelte ihn, diesem den schnellen Wechsel seiner Gesinnung recht augenscheinlich komisch vor Augen zu stellen. Denn während die Venus in der Klemme war, so war es ausgedacht, sollte durch einen raschen Zug das Pantalonskleid abgestreift werden und aus dem meisterlichen Ei die holdselige Tochter herausschlüpfen und die Venus-

puppe umarmen, aus welcher dann sofort der Zwirn als Harlekin herauskriechen würde, während der Leim als gefoppter Pierrot verlegen hinten auf und abginge. Es gelang dem Zwirn ganz nach Wunsch, er war voll von Späßen und zerrte seine Puppen mit einer rechten Feiertagslaune herum. Auch glaubte er den Meister höchlichst zu ergötzen, weil sich dieser aus Höflichkeit jedesmal zum Mitlachen zwang, so oft er den Zwirn lachen hörte; daß der Meister dabei nur ein höchst klägliches Grinsen hervorbrachte, das sah der lustige Volksrath in seinem Eifer nicht. Wirklich mußte der Alte sehr in sich selbst versunken seyn. Denn er bemerkte nicht einmal, daß der Rath ins Zimmer trat, welcher sich nach dem Befinden seines Gastes erkundigen wollte. Der gestrenge Herr war zwar über diese Nachläßigkeit des Meisters etwas piquirt; sobald aber sein Blick auf das Theater fiel, war alle Empfindlichkeit verschwunden und er sezte sich ganz in der Stille hinter den Meister. Eine Theaterposse nämlich ging ihm über Alles, und er hatte sogleich genug zu thun, um sich in das Verständniß des Stücks hineinzuarbeiten. Es gefiel ihm ausnehmend; er sah eben noch den Riesen Wolfgrambär über einen Sarg stolpern. Jezt kam der Pantalon wie ein Faß einhergewackelt. Der Rath klatschte. Der Meister

hörte es nicht. Aber nun war seine Aufmerksamkeit wirklich von dem Stück gefesselt, wovon er halb und halb zu merken anfing, daß es ihn näher angehe. Denn wahrhaftig, das war seine Werkstatt, nach allen ihren Theilen. Ein Tanz, und ein ehrenwerther Mann, der die Tänzerin in der Bettscheere fing — offenbar war er selbst der ehrenwerthe gewichtige Mann. Alle Teufel! Ein Mädchen ging aus ihm hervor, — wer anders als seine Tochter, die ja doch in der That und Wahrheit aus seinem Fleisch und Blut gekommen war? Sie umarmte die Tänzerin, die Tänzerin verwandelte sich in's männliche Geschlecht. Gift und Operment! das war der Leim! — Denn wie hätte der Meister sich erinnern sollen, daß ihm der Leim noch gestern geschrieben hatte, der Zwirn sey die Tänzerin gewesen? das paßte ja gar nicht in die Vorstellungen, worin sich sein Zorn umtrieb. Um so besser aber, daß es der Leim sey. Sein Blut kochte wilder auf, er wälzte sich auf dem Sessel hin und her, seine Augen rollten; zufällig trafen sie auf ein Messer, womit der Zwirn noch eben einen Drath durchgeschnitten hatte. Er ergriff das Messer, ohne zu wissen warum, und trommelte damit fieberisch am Tisch. Erstickend, wie ein Dampf aus dem Abgrund, stieg das Gefühl aller seiner Kränkungen aus

der Tiefe seiner Brust auf und sammelte sich in eine Wolke, welche nur auf einen verhaßten Gegenstand wartete, um loszuwettern. In dem Augenblick war hinter ihm die Mariandl eingetreten und hatte sich schweigend an die Wand gestellt. Der Zwirn warf seine Puppen zusammen und rief: „Ach! Mariandl! Sehen Sie hier Ihr Brautgeschenk!" Er zog sie hervor, und las ihr, ohne sie nur einmal zum Worte kommen zu lassen, mit unbegreiflicher Geschwindigkeit das Carmen vor, das vorn angeklebt war. Ach! das arme Mädchen hatte für den Anblick nur eine Thräne. Was sie als höchsten Beweis der Liebe des Leim in sich getragen, das war in den Händen des verhaßten Schneiders. Ihr Herz brach, und sie durfte es sich nicht merken lassen; aber wie ein himmlischer Trost fuhr ihr der Gedanke durch die Seele, in ein Kloster zu gehen. Sie hörte nichts von der erhabenen Declamation des Zwirn, nichts von seinen überschwenglichen Liebesschwüren; ihr Auge war starr auf den Boden geheftet. Endlich schnappt dem Zwirn die Stimme ab, der Meister ist aufgestanden, und indem er sich mit gespannten Armen auf die Sessel-Lehne stüzt, stößt er ein bedeutungsvolles: Nun hervor! in dem die Furien des Fluches schon die Stimmen zu probiren scheinen. Jezt geht die entgegengesezte Thür

auf. Ohne hinzusehen, ahnt das Mädchen, daß der entscheidende Augenblick gekommen sey. Rasch, aber mit ruhiger, fester Stimme erklärt sie, daß sie eher in ein Kloster gehen, als den Zwirn heirathen wolle. Der Meister bebt vor Wuth; er läßt sein Aug' im Kreise schweifen; es trifft auf den Leim, der bescheiden in's Zimmer getreten ist. „Ha! Bube," schreit er, „trittst Du mir wieder vor die Augen? Kommst Du Deine Creatur zu holen?" und eine fürchterliche Bewegung krampft ihm das Herz zusammen, daß er die Arme mächtig ausstrecken muß. Die Mariandl sieht das Messer in der hocherhobenen Hand blitzen. Sie eilt auf den Geliebten zu. Die Liebe hat gesiegt und muß reden. Sie hat keine Scheu, kein Zagen mehr. „Rede nur!" ruft sie „ich bin Dein, und keine Gewalt soll uns scheiden." Ach! die Erscheinung des Geliebten hat alle Zweifel an seiner Liebe zernichtet. „Nun denn!" schreit der Meister, „Du verlässest Deinen Vater, ungerathene Dirne. So nimm seinen Segen mit auf den Weg!" Und mit diesen Worten ist es, als ob eine höllische Macht ihn triebe, das Messer nach dem Mädchen zu schleudern. Er weiß es selbst nicht, der rasende Thor. Vergebens hat der zitternde Rath versucht, ihm die Waffe zu entwenden. Sie ist seiner Hand entflogen, sie durchschnei-

det pfeifend die Luft — aber schnell gewandt hat der Leim die Geliebte zur Seite gestoßen, und nur seine Schulter streift das Mordinstrument. Wie wäre die Stimmung Aller in diesem Augenblicke zu schildern! Nach den ersten Minuten eines tiefen Stillschweigens finden wir den Vater der Mariandl ohnmächtig auf dem Sopha liegen, die Mariandl und der Leim sind beschäftigt, ihn in's Leben zu rufen. Der Zwirn ist in Angst schon vor dem Messerwurf aus dem Zimmer entwischt, um durch die ganze Straße auszuschreien, der Meister sey wahnsinnig geworden. Der Rath geht händeringend auf und ab, versucht seinen Spruch herzusagen, bleibt wieder stehen, und sieht auf die Gruppe herüber, bleibt abermals stehen, hebt das Mordinstrument vom Boden auf, und betrachtet es kopfschüttelnd mit criminalistischer Genauigkeit. Endlich richtet sich der Meister auf, als ob er aus einem schweren, entsetzlichen Traume erwachte; er hält die Hand seiner Tochter fest, und führt sie wiederholt an Mund und Augen. Er will reden und vermag es nicht. Da gibt dem Leim ein guter Geist ein, Alles zu eröffnen, was er sich heute in der Vormittagsstille im Geiste in Ordnung gelegt hat. Bescheiden und klar ist seine Rede; aber fest und gesezt; denn die Liebe stärkt ihn; kein Groll gegen den

Meister liegt darin, denn die Liebe besänftigt ihn; aber in dem, was er von seinem Verhältniß zur Mariandl sagt, liegt eine triumphirende Kraft, denn die Augen der Liebe selbst diktiren es ihm Wort für Wort. Eine Täuschung nach der andern zerfällt in der Seele des gequälten Meisters. Die Furien haben von ihm gelassen, und todtmüde, aber voll stillen Friedens vernimmt er das Evangelium der Liebe. Er saugt seligen Trost aus den Augen der Kinder; er zieht eins um das andre an sein Herz; er deckt beschämt die Hand auf die Augen, und streckt sie sehnend wieder aus, um die vereinigten Hände der Liebenden zu suchen. — „Könnt Ihr mir vergeben?" fragte er rührend — aber Küsse erstickten jedes weitere Wort. Nun warf der Rath das Messer zur Thüre hinaus, und beglückwünschte seinen Freund. Eben hatte er auch — zum ersten Male seit langer Zeit — seinen Spruch bis zu Ende gebracht. Die Wunde des Leim war nicht bedeutend. Dennoch erdrückte ihn beinahe der Meister mit Sorgfalt dafür. „Aber nun laßt uns Gott danken und dann recht lustig seyn," sagte er, und Alle falteten die Hände. Mit Complimenten und Danksagungen für das Leopoldstädter Theater wußte der Alte kein Ende zu finden. „Aber wo ist denn der Zwirn?" fragte er endlich kleinlaut. Dessen Verschwinden war

wirklich bis jezt noch Keinem aufgefallen. „Lassen wir ihn," erwiederte der Rath, „und feiern wir jezt die feierliche Verlobung der beiden ledigen Personen. Ich muß Euch hernach vom Zwirn noch etwas erzählen." Man sezte sich nun zu Tische und wechselte Ringe, wobei für den Leim indessen der Rath den seinigen lieh, obgleich in diesen die Mariandl nicht sowohl einen Finger, als die ganze Hand hineinstecken konnte. Bei Tisch erzählte nun der Rath die skandalöse Geschichte von dem alten Zwirn, und daß der Junge enterbt sey. Der Vater der Mariandl schämte sich hiebei waidlich, beschloß aber, dem fatalen Schneider wenigstens einen Zuschuß zum Reisegelde zu geben. Der Zwirn erschien wirklich nach Tisch, verwunderte sich gewaltig über die Lage der Dinge, machte aber sogleich gute Miene zum bösen Spiele und versicherte, daß er sich eigentlich Alles schon längst gerade so ausgedacht und vorhin nur Scherz getrieben habe. Er erschöpfte sich in Gratulationen, und küßte für das Reisegeld dem Meister alle beiden Hände. Es ward nun beschlossen, daß in 8 Tagen die beiden Gesellen ausziehen und indessen alle Vorkehrungen zur Aussteuer der Braut getroffen werden sollten. Gleich nach der Heimkehr sollte sodann Hochzeit seyn.

Wer beschreibt das Glück der Liebenden? Der Leim war nun gewandt und gesprächig; er sah sich gar nicht mehr gleich; die Mariandl war stiller und ernster. Sie schienen die Rollen getauscht zu haben. Nachdem Abends der Meister seine Limonade getrunken hatte, und zu Bett gegangen war, wobei ihm heute sein Töchterchen recht aus voller Seele ihr: „Schlafe wohl und träume vom Kaiser!" nachrief, sezte sich der Leim mit dem Mädchen noch vor das kleine Theater, und spielte ihr die Scene vor, die er sich so oft mit betrübtem Gemüthe aufgeführt hatte. Ob er aber auch jezt schon vor dem Ende den Vorhang fallen ließ, das ziemt uns nicht, auszuschwatzen. Wir lassen hier den Vorhang fallen und wünschen, daß alle Leser so vergnügt ihren Tag beschließen möchten, wie der Leim und die Mariandl.



